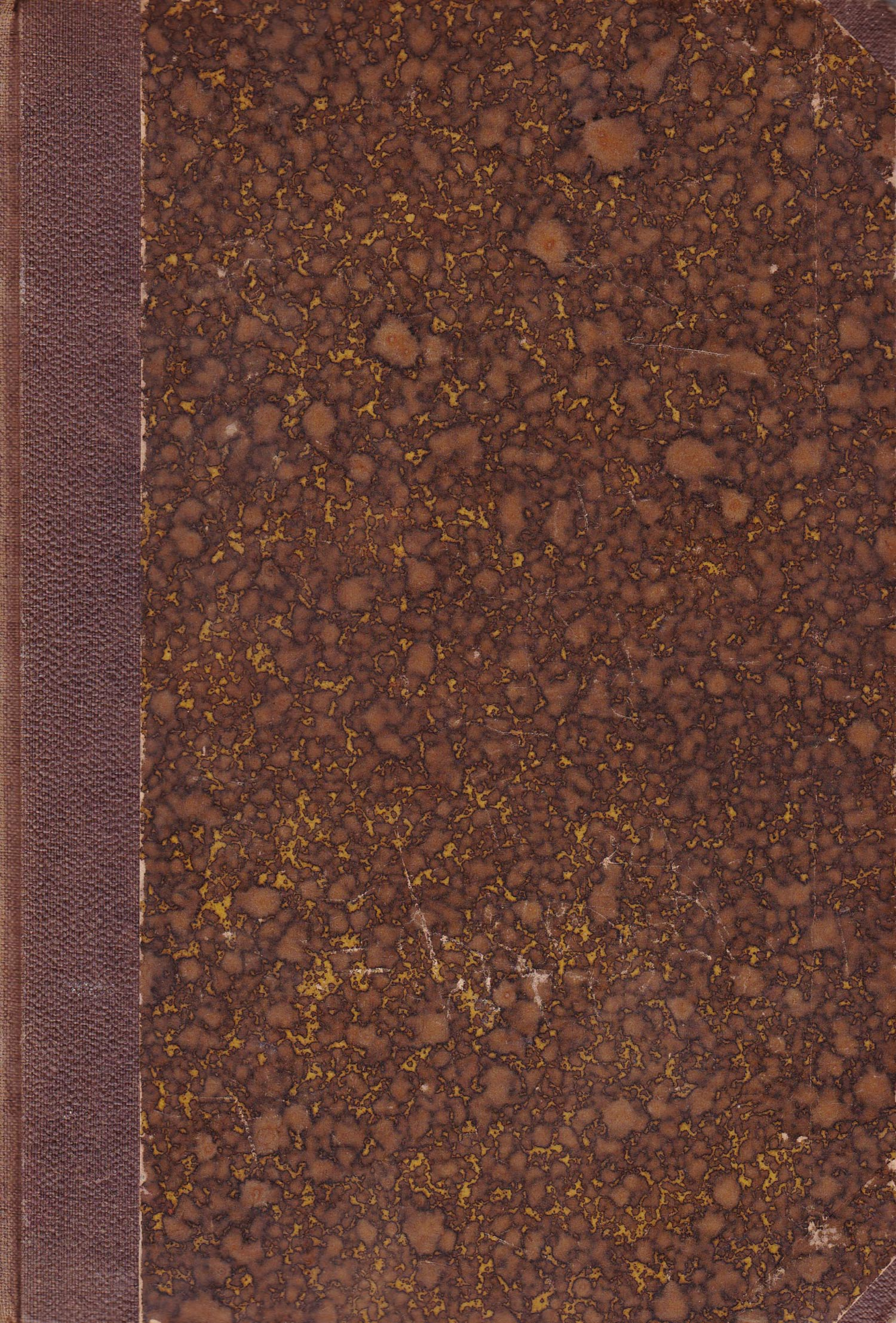








Verein für Verbreitung guter Schriften.

No. 5.

Der Gunzger Hans.



Erzählung
aus dem
Schweizerischen Volksleben
von

Joseph Joachim.

Mit besonderer Erlaubniß des Verfassers hier abgedruckt.

Verkaufspreis 10 Rappen.

Basel.
Druck von Emil Birkhäuser, Freiestraße 51.
1890.

1.

Kannten Sie den Gunzger Hans? O kaum! Denn erstens war Hans weder ein berühmter, noch ein berüchtigter Mann; vielmehr lebte er und sein Anni in engbegrenztem Kreise ein wahres Stillleben. Und zweitens liegen Beide schon viele, viele Jahre und zwar in einem und demselben Grabe auf dem Kirchhofe draußen begraben, und das Kreuzlein auf ihrem gemeinsamen Leichenstein steht schon ordentlich schief, das Täfelchen ist vom Wind und Wetter abgewaschen und keines theuren Anverwandten Hand wehrt dem Unkraute, welches den Grabhügel überwuchert. Und wohl Niemand gedenkt mehr ihrer, als etwa diese oder jene wackere Hausfrau, wenn sie zu der Tochter sagt: Die Zeine, oder dä Chorb isch au no vom Gunzger-Hans. Tröst en Gott! so guet macht sie keine meh, hütiges Tags, 's sie All' nume Pfuschichätzere! Es si doch rechte Lüt gsi und hei Niemerem öppis i Weg g'leit, und hei so trurig müeße ab d'r Welt cho, jo währli!

Ja, ein grundehrlicher Mann war der Hans, und mir war er mehr! Ach, wie oft saß ich als Schulbube zu seinen Füßen, wann er mächtige Körbe flocht und zierliche Körbchen, oder Wannen und Siebe flickte, und lauschte mit Lust seinen Erzählungen und denen des alten Nazi! Erzählen that aber der Hans nur, wann ich mich dazu bequemte, Weiden zu streifen oder das Anni nicht zu Hause war, denn in der Regel führte dieses das Wort, und hatte Hans gelernt zur rechten Zeit zu schweigen. Dadurch sicherte er sich denn auch, während der ganzen Dauer seines ehelichen Lebens, den vollkommensten Hausfrieden. Nur einmal, meines Wissens, bäumte sich seine Gattenwürde gegen das Machtwort seiner edlern Hälfte auf. Es war damals, als sie ihm, des Tabakaufschlages wegen, das Rauchen ein bischen einschränken wollte, und sie hatten doch, zu jener Zeit wenigstens, Verdienst vollauf. Da richtete sich der Hans in seiner ganzen Größe vom Werkstuhle auf, und das Maserpfeiflein in seinem Munde zitterte, als er mit heiserer Stimme sprach: Anni, hau m'r

'dr Chopf ab, schlo-mi z'tod, i froge nüt d'rno, ha jo nit viel Guets uf d'r Welt! Aber mis Pfysli Tubak und öppe hie und do nes Gläsli, das lo-m'r nit näh, Anni! — Und das Anni zog auch sein Ansinnen zurück. — Eigentlich aber hätt' ich dieß, der chronologischen Ordnung wegen, an einer andern Stelle erzählen sollen.

Es war grimme Winterszeit und selbst die Fenster der Schulstube vermochten trotz allem Heizen nicht mehr aufzuthauen. Um so mehr wunderte mich, wie es der Hans aushalten mochte, im kalten Schuppen draußen mit nackten Händen die gefrornen Weiden zu sortiren, ganze Stunden lang!

— Ha nie kei Händsche treit, Büebli, mir Lebtig nit! Bi ebe ganz jung scho a d'Chölti gwent worde. Mueß d'rs erzelle, wie das cho isch, he? So paß m'r uf, aß es nit vergißisch!

J bi leider Gott nes unehlichs Chindli gsi, d'Lüt wüße's wohl, ömel die meiste. Ha au mi Muetter nie kchönnt, die isch a d'r Ussehrig gstorbe, dört z'Gunzge niede, wo-n-i eigetlig deheime bi. S'isch-re guet gange, sie hätt doch nüt gha, als Schand und grüslig Armueth ....

Wie's Bruch gsi isch, bi arme Lüte, het Großmuetter selig richi Burelüt gfrogt für Götti und Gotte; i bruche-d'r nit z'säge, wer, kensch si doch nit, sie scho lang unterem Bode ... Und es het förchterlig viel Schnee gha, und der Götti het d'r Rönnschlitte füre gno und d'Gotte und d'Hebamme und mi, dä chli Brüeli, ufglade und isch uf Chappel zue gsprengt, für mi lo z'taufe. Und wo d'r Herr us mir, chlinem Heid', ne christlige Hans gmacht gha het, si-sie, wie's d'r Bruch isch bi Rich und Arm, i s'Wirthshus zoge, für si go z'wärme. Und sie hei-si gwärmt, bi rothem Wi und wiße, d'r Götti het Kochnigs befohle und Bachnigs und hets lo grothe, wie nit bald Eine, denn er heb gar e lustigi Gotte gha und ne hübschi! Und s'het aso öbele und isch feischter Nacht worde, wo sie endlige ufprotzt si. Der Götti und d'Gotte uf em vordere, d'Hebamm mit mir Hüdeli uf em hintere Sitz, so si-sie hei zue gsprengt, nume ganz hübscheli, de gfrore het-se sie nit, und d'r Götti het mit d'r Gotte Allerlei z'rede gha und z'gspäßle. Und wo sie hei-cho si vor eusers Hüsli, si sie abgstiege, nume d'Hebamm nit, die

het nämlig s'Töpfli ghenkt und gschlofe wie nes Haselmüsli. S'Chinds-deckli het sie frili schön fest i den Arme g'ha, d'Hauptsach aber, s'Chindli, isch use gschlüpft, verlore gsi! Het m'r au scho öppis e so kört, s'Taufkindli z'verlüre? Bi der Chölti no, i d'r feischtere Nacht?! d'Großmuetter het gschroue, aß es d'Nochbure kört hei, und mis Müetti isch i d'Ohnmacht gfalle vor Schrecke und wo sie wieder zue-n-ere selber cho isch, het si absolut zum Bett us welle und furtspringe, ihres arm Würmli go sueche, und Alle hei müeße wehre und thue, und hei sie fast nit möge ebha — es sig zum Er-barme gsi! d'Hebamm het halt nes Rüschli gha, nei, ne rechte Dämpis; bsunders wo sie wieder a d'Wärmi cho isch, het se sie erst recht übernoh. Also si d'Großmuetter und d'Gotte und d'r Götti und s'Lunzis Hans mit d'r Laterne uf d'Suechi us gange, d'r Schnee isch ne cho bis über s'Strumpfbändli us. Sie hei zündet und güggelet linggs und rechts, und ander Lüt si au noche glaufe, aber niene keis Chindli! Endlige, grad obe-n-a Chappel, het es sie dunkt, sie köre öppis schreie, und richtig dört isch d'r chli Hans glege, teuf im Schnee und het nüt a gha, as nes Tschöpeli und nes Chäppeli uff und s'Tauftüechli uf em Näsli, und het glebt, süscht hätt 'r jo nit g'schroue..... Und d'Lüt hei gseit: Wär's nes richs Burebüebli, wär's au richtig verfrore. Im-ene arme, unehliche Chind thuets aber nit so gschwind öppis!

Däm Gspaß, fügte Hans bei, ha-n-is wahrschinlig z'verdanke, daß i gege d'Chölti so gstächlet bi! —

Hans erzählte nach und nach auch seine fernere Jugendgeschichte.

Als seine Mutter ein halbes Jahr schon nach seiner Geburt starb, blieb Hänschen noch eine Weile unter der Pflege der Groß-mutter, die selbst arm war, wie eine Kirchenmaus.

Und als auch diese gestorben, kamen der Ammann und der Seckelmeister und schrieben Alles auf, im Stüblein und in der Küche draußen, nur das Büblein schrieben sie nicht auf, sondern der Seckel-meister sprach: Wär' nur das auch gleich gestorben, das macht uns jetzt noch große Köften!

Am andere Tag, erzählte Hans, bi-n-i bi d'r Gotte gsi; die het nit welle ha, daß i verdinget und ume gschüpft werd, bi frönde, unbarmherzige

Lüte. I bi vier Johr alt gsi, und sie het m'r Chleidli füre gsuecht vo ihre Chinde und het mi gstrählt und gwäsche, sie selber — d'r lieb Gott mög er-es jetz no vergelte! — und het mi lehre bete und Holz ine träge und zue de Hüehnere luege und pöstele, zum Chrämer, zum Salzme[1]) und allenorten hi; de ihri Chind si bereits erwachse gsi. Und sie het mi gha wie ihres eige, und wenn d'r Ma nes chrumms Mul gmacht het, het sie gseit: S'isch Gottslohn, Lunzi, das macht niemet arm!

Und wo sie d'Gotte einisch am-ene Morge todt im Bett gfunde hei, vom Schlag troffe, het d'r Lunzi tho, wie usinnig, das cha-m'r denke! Lüter aber, as alli ihre Chind, ha-n-ig gschraue und truret, denn sie hei z'Obe scho aso zangge, vo wegem erbe, d'Meitschi wege de Chleidere! —

2.

Darauf wurde Hansli doch verdinget und kam zu einer entfernten, armen Verwandten nach Mahren.

Do ha-n-i müeße Holz hole im Berg und Tannzäpfe, und Geiße hüete, bi Sunneschin und Regewetter, barfiß und i gfötzlige Höslene. Und Schläg ha-n-i kriegt, meh as Brod, und keis guets Wort vernoh, Johr us und i. D'Base het für d'Lüt gwallfahrtet nach Einsiedle, i Stei[2]) abe und au uf Werthistei[3]) ine. De bi-n-i ganzi Wuche lang elleini gsi mit dem chrankne alte Ma, wo im Bett glege oder uf-em Ofe-n-ume grütscht isch, und Hunger ha-n-i glitte, wie ne junge Hund. I d'Schuel ha-n-i nie chönne go, im Summer nit weg-em schaffe, und im Winter nit, will m'r d'Schueh gmanglet hei. Z'Nacht albe het d'r alt Ma gruchset und g'jommeret, i ha-mi recht gförchtet und hätt gern d'Decki über e Chopf us gno, wenn-i eine gha hätt.

Selbi Zyt neue het's gheiße: d'Franzose si do! Zue eus ufe isch aber Keine cho. Was hätte-sie eus au welle näh? Trumme und lärmitiere ha-n-ig sie mänggisch kört vo witem und au einisch Zwee gseh, ganz i d'r Nöchi, bi s'Hechlers unte. —

Einisch z'Ostere isch der Ma gstorbe — Chlaus het er gheiße —, und chuum i drü viertel Johr druf isch wieder ne andere do gsi,

[1]) Salzauswäger. [2]) Mariastein. [3]) Werthenstein (Luzern).

ne Pächbrönner vo Chienbrg.[1]) Das isch kei Fine gsi. Er het mi gschlage, wie nes Haut Veh[2]), und — was mi no tröstet het — si liebi Frau au, sie het's um en erst Ma verdienet gha, so het's=en plogt und verachtet. — Do ha=n=i müeße Chien haue, schier Tag und Nacht und träge wie nes Lastthier, Stunde wit, mit=em hungrige Buch, und baarfiß laufe bi allem Wetter, dur Stude und Dörn! Und d'r neu Ma isch d'rzue ne grüslig urichtige gsi und mänggisch ha=n=i bi=m'r selber denkt: Gits ächt au ne Tüfel, wie d'Lüt säge? Und der Tüfel isch cho und het ne gno, nit grad d'r Hörnlima, aber ne andere. Und da 'sch so gange.

Einisch bi=n=i au im Berg gsi, vo Morge de viere=n=a und ha nüt z'esse bi=m'r gha, as es Stückli grau's Brod, und ha gwüßt, deheim haseliere sie druf los und schaffe nüt. Und bi öppe=n=am Vieri Nomittag d'r Berg ab cho, ne große schwäre Sack Chien uf em Buggel, und bi vor Müedigkeit und Hunger fast igsunke. Do wo=n=i öppa tusig Schritt vom Hüsli weg gsi bi, chunnt plötzlig d'r Landjäger hinter ner Bueche füre, dört am gäche Stützli, und seit: Juge, wart e chli! — J bi gottlos erschrocke, ha gmeint, er well mi päckle! Aber i ha jo nüt verbrocht gha, as grüli Hunger glitte! Du frogt 'r: Bisch du nit bim Pächbrönner do unte? — Woll' säge=n=i. — Gut, seit 'r. Jetz no öppis! Heit='r chürzlige nit schwinigs Fleisch i s'Hus übercho — vo me=ne Säuli, wo z'Wise=n=äne us=eme Ferch use gstohle worde=n=isch, he? Sägs ume, süscht chunsch du au i s'Loch! — Und er het mi agluegt, s'isch dur=mi dure gange! du ha=n=i mi Sack Chien uf e Bode gheit und ha's graduse gseit, was i gwüßt ha: Jo s'isch wohr, m'r hei Speck im Hus und Hammli und Rüppeli und allerlei Gfleischigs, aber i ha nüt d'rvo übercho, nit emol s'Stieli z'gnage — sie fresse Alls ellei, im Stübli inne! Jetzt wüsset=r's! — S'isch jetz scho guet, seit der Landjäger und het=si wieder furt g'macht. — Jg aber ha mi Sack gleitig wieder uf e Buggel gno, bi hinte dure em Hüsli zue gange, ha d'r Chien a s'hinter Thörli gstellt und ha glost: Kei Mönsch het sie grodt im Hüsli inne.

Die schlofe wieder im Stübli inne, s'isch jetz gar schön warm, ha=n=i denkt; wartet nume, s'wird=ech scho Eine cho wecke, wenn

[1]) Kienberg. [2]) Stück (Haupt-) Vieh.

d'Zit ume=n=isch! — Und du bi=n=i süferli zum Gadefensterli ine gschloffe, ha mi Büßelichappe und s'Mutzli gno und s'Bätli[1]) vo d'r Gotte selig, und wie=ni ine bi, bi=n=i wieder use und uf und d'rvo, s'Hübeli uf und wieder im Berg zue. De wenn's der Meister vernimmt, aß us d'r Schuel gschwätzt hesch, so schloht='r di halb oder gar z'tod, ha=n=i denkt. Und länger do blibe hätt i au süscht nümme chönne, ne Hund hätt's jo nit usghalte!

Aber jetz wohi? Was afoh? Kei Heimeth, kei bekannte guete Mensch, kei Chrützer Geld? Und s'foht jetz de afo öbele! Uf Gunzge=n=ufe? Nei, die si im Stand und füehre=di wieder zum Pächbrönner, und dä macht der's de, wie im Säuli. Ehnder furt, wit, bis a s'End der Welt! — J laufe graduse dure Wald, über Stude und Stöck, so stark as i ma, und meine eister,[2]) d'r Pächbrönner heig mi scho bi den Ohre. J chume zum Wald us, uf ne Weid. Dört stoht nes Heuschürli, i schlüfe dri ine, d'Sunne isch grad am Abegoh. J decke=mi mit em Heu zue und luschtere und bete, bis es ganz feischter wird. Und am End bi=n=i igschlofe vor Müedigkeit. Und s'het m'r Allerlei traumt, Guets und Böses; und d'r Pächbrönner isch vor ammer gstande und het sis läng Messer gwetzt, und si Frau het ne Chübel voll heißes Wasser gha, für mi z'brüeihe, und ig ha welle furt springe und ha nit chönne, ha keis Glied chönne rüehre; do ha=n=i afo schreie, Helfi und Mordio und bi erwachet. Und d'Sunne het zum Dach ine gschinne, so heiter und lieblig, und s'isch kei Metzger do gsi; uf d'r Weid uße aber het s'Veh lustig gschellet, so lustig, as wär nüt passiert uf d'r Welt. Und du bi=n=i au use gschloffe, ha s'Heu us em Hoor und Dörn us de Füeße zoge und bi witers gmarschiert, i ha nit gwüßt wohi. J chume zue=me Sennehus. D'r Hund bellet wie bsesse, aber d'r Hunger macht m'r Guräschi;[3]) i goh zue und höische=n=öppis z'esse. Wüsse=sie echt scho, was i gseit ha, weg=em Pächbrönner? J säge, i sig vo Gunzge, wie's au wohr isch, und d'Frau gibt m'r Zieger=milch, ne halbe Gebse voll und ne große Bitz Brod d'rzue, do ha=n=i gässe, i glaube mim Lebe heb mi no nüt so guet dunkt, ha Alls usputzt und d'Gebse no usgschlecket. Und ha danket und bi witers

[1]) Paternoster, Rosenkranz. [2]) immer, stets. [3]) Courage, Muth.

zoge, eister der Nase noh, prezis, de i ha nit gwüßt wohi. J ha ömel wieder einisch gnue g'esse gha und do isch m'r d'r Mueth e chli g'stiege. Thel Lüt si=m'r ruch bigegnet, thel hei Bedure gha und m'r z'esse gäh. Und am zweite Tag bi=n=i uf e Fasiswald cho, dört ordli äne a Hägedorf, alls uf de Berge. Und, d'Hauptsach, dört hei 's mi i=gstellt!

Los, Büebli, im Fasiswald, der erst und zwöit Tag, wo=n=i dört hi cho bi, ha=n=i ungfähr ne Begriff übercho, wie's nere arme Seel wird sie, wenn sie vom Feckfüür i Himmel chunt! Nit aß sie mir z'Ehre öppe kränzlet oder nes Gastmohl hergrichtet hei, bhüetis Gott nei!

Aber d'r Fasiswälder het gseit: do hesch nes Paar ganz gueti Schueh, vom Dursli selig; das do isch d'r lingg und das d'r recht, — du wirsch doch öppe wüsse, welles as s'recht oder s'lingg Bei isch? Und do hesch Hose; wenn sie au nit ganz neu si, so si sie doch hundert zwänzg Mol mehr werth, as selbi Fötzeli, wo nit emol die halbi Hut decke! Bisch bi de Wilde ufgwachse, Chline? Oemel Christe si das nit gsi, süscht hätt=es di nit so erbärmlig und halbblutt lo ume laufe? –– Und zue d'r Meisterne het 'r gseit: Gib=em nes Hömli, Muetter, nes starks höppigs[1]) und au Strümpf! — Und das Hömli, wo=n=i abzoge ha, het d'Meisterne mit zwee Fingere gno und i d' Dachsträupfi gheit. Und s'erstmol ha=n=i chönne in nes großes linds Bett ine ligge und mi strecke, und z'esse isch gnue gsi, Brot und Haberbri und Milchsuppe und Briesch und Ziegermilch und Chnöpfli und Bappe, und amene Sunntig Speck, nes ganzes Ladli voll, und dürri Schnitz d'rzue: s'het mi dunkt, kei Fürst und nit emol d'r Bischoff chönnt's besser ha, wüßt ömel nit was! Und ha müeße lehre hirten und senne, dröschе und holze, mäihe und heue, und ha nie chönne verschnufe vo Morge bis z'Nacht, — aber das het m'r nüt tho. Bi der gute Chost bi=n=i gwachse, wie nes Rohr und chäch[2]) worde, wie ne Blitzg. Und wo=n=i s'erst Mol kumminiziert ha, bi=n=i ne halbe Chopf größer gsi, as d'r Sigerist, vo de Buebe gar nit z'schwätze!

Aber ebe selb bichte und kumminiziere het m'r meh z'schaffe gäh, as mänggem Bur Heuet und Ern und Dröschet. Vo wege dem,

[1]) gewobener Hanf. [2]) stark, gesund.

aß i nie i d'Schuel ha chönne, nit ha lehre lese. Do ha=n=i müeße vor s'Madlungeli zue hocke, und es het m'r albe die Gebetli und Sprüchli vorgseit und i ha sie müeße noche säge, und ußwendig lehre, Gsätzli für Gsätzli, und ha gschwitzt, wie ne Bär, und s'Meitschi het albe glachet wie nes Narrli, und wenn=i bös worde bi, het's m'r wieder gflattiert und mi so fründlig aglüegelet mit sine brune glitzerige Aeuglene, aß i mänggisch fast verstunet bi und nümme recht gwüßt ha, a wellem Sprüchli as m'r bliebe si. De het's m'r albe mit em Büechli eis über d'Ohre gäh und gseit: Hüt bisch wieder ne rechte dumme Hans, m'r müeße wieder früsch vor=a=foh! — Aber nit no loh gwinnt! Und wo=n=i mini Sache im Pfarrer ufgseit ha, het's g'heiße: Recht so, Hans! i ha nit gment, aß so brav lehrisch! Und er het m'r nes großes Glas Wi igschenkt und ne Bitz Wißbrod d'rzue abghaue. Und am Ostermäntig hets mi dunkt, i sig schöner agleit, as d'r Künig vo Frankrich: funkelneu Pechschueh, nes ristigs[1]) Hömli und ne ganz halblinige Bchleidig mit gäle, möschige Chnöpfe dra, und ne neui Tellerchappe mit eme große lederige Dächli. Und s'Madlungeli isch au cho luege, wie=n=is mach i dr' Chilche und d'Meisterne au. Und wo's usgsi isch, hei m'r i s'Wirthshus chönne und d'Meisterne het ne Halbi Rothe zahlt und Züpfe d'rzue, und d'r Pfarrer het m'r ne große schöne Helg gäh, und wo=m'r d'r Berg uf si, ha=n=i gjutzget und gsunge und ne Freud gha, sider keini meh e so, mir Lebtig nit! — —

3.

Zwei Jahre noch verblieb Hans auf dem Fasiswald. — J bi groß und stark worde, erzählte er, so stark wie nes Muneli, und mit so ei'm ha=n=is au einisch probiert, ha kei Wahl gha! Hei selb Mol Milch gha, wie Bach, und ha müeße go Gebse etlehne zue s'Rumpel=senne. Wie=n=i mit d'r Hutte voll Gebse hei zue will, der nöchst Weg über d'Weid, ha=n=i d'r Stier scho köre jutzge und mügge, ha=n=e gseh us d'r Truppele Chüe use cho, grad uf mi z'dorf: d'r Stiel het er i d'Höhe gha und d'r Grind i Bode, het gscharet und gstampfet und geiferet, und i ha gseh, aß i nümm cha etrünne, nümme zuer

[1]) flächsern.

Legi ma g'cho. Jetz Vögeli friß oder stirb, ha=n=i denkt, jetz isch d'r Tüfel nümme wit! Ha gflingg d'Hutte abgstellt und bi hinte dra abeghuret. Rätsch! hets gmacht, d'Hutte mit sannt de Gebse isch höch uf gfloge, s'isch frei glächerig gsi, einersits! Jetz! ha=n=i denkt. Packe s'Muneli mit ei'r Hand bim Horn, mit der andere aber ha=n=igs bi de Naselöchlene erwütscht, i bi=n=em schints e chli ungsinnet cho, s'het mi welle stoße, etschlipft aber mit em hintere Bei i nes nasses Bödeli zrugg, das git mir ne Vortheil, i wende alli Chraft a, s'letscht Nervli im ganze Lib, dräihe=nem d'r Grind z'ringum, wutsch! do lit er uf em Ranze! Jg lo=ne aber nit lo goh, i chnöie=nem uf e Hals, er schloht mit alle Viere dri, er brüelet, si köre's im Rumpelsennhus obe. Er guslet mi mit em Hörnli i de Rüppene ume, aß i s'Für im Elsiß gseh bis uf Strosburg abe — i loh nit lo goh! Er geiferet zum Mul us, d'Naselöchli si ganz bluetig, er verchehrt d'Auge, s'isch ne Grus, i selber zittere am ganze Lib, aber i halte doch us, bis die Burschte cho si vom Rumpel, mit Stecke und Seilere und Dröschpflegel .... Und me het lang no d'rvo zellt uf de Berge, und d'r Meister het gseit: So, so, bisch du so ne starke worde? darf di de halt nümme chläpfe!

Nei, währli nit, er het mi nümme kläpft, d'r guet Meister! Selb Summer isch der Milzibrand usbroche, unter eusem Veh. Das isch nes Elend gsi! D'Polizei isch cho, Alli hei=sie z'Bode gstoche und i s'Loch gheit, Alli bis zum letschte Schwanz, die Gsunde wie die Agsteckte, achzeh Chüeh und feuf Gusti, alli glatt und feiß wie d'Schäre! Und wo sie d'r Blösch und d'Spießchueh gschlage hei, isch m'r ganz schwarz worde vor den Auge, und i ha s'luter Wasser briegget, so hei's mi duret. S'isch zum Erbarme gsi, settig schöns, freins Veh! D'r Meister aber het si fast hintersinnet, isch schier narrächtig worde vo dem Uftritt, sie hei=ne i d'r Stube inne chum mögen ebha und er het eister gschraue: S'isch nit wohr, s'isch nit d'r Milzibrand, Mörder si's und Schelme! — Und heimlig het='r Fleisch kochet und gässe, geb wie d'Meisterne abgwehrt het, und i drei Tage druf isch='r e Lych gsi, brun am ganze Lib! J ha fast nit dörfe warte, so het d'Meisterne tho, so hei d'Chind gschraue, vergiß=es mir Lebtig nit...

Veh hei=m'r selb Herbst keis me dörfe aschaffe, d'Meisterne isch chränklig worde und d'Chind, ömel d'Buebe, si no chli gsi. Do het sie gseit: J ma nümme bure; sit d'r Aetti gestorben isch, und sit dem Unglück mit dem Veh, isch m'r Alls verleidet. J goh i's Stöckli und hebe ne Lächema. Madlungeli, du cha'sch öppe nes Jöhrli zum Göttivetter goh uf Olten ine, er hets gseit; und dört lehrsch no viel, wo no=nit channsch und ig d'r nit zeige cha. Und du Hans? du duresch mi, aber i cha nit helfe, bisch groß und starch und chunsch scho ne Platzg über! —

S'isch m'r gsi, i chönn nit furt, so weh hets m'r tho bim Abschied! So gueti Lüt find=i keini meh, ha=n=i denkt, dir Lebtig nit! Aber blibe cha=n=i halt doch nümme und — s'Madlungeli goht jo au furt, uf Olten ine, — so eifältige Sache si=m'r dure Chopf gfahre!

Und i ha mornderisch scho ne Platzg übercho, z'Wange unte bimene Bur: Feufezwänzg Gulde Johrlohn und nes Paar Schueh, hei m'r usdinget. Aber das isch ne Schindbur gsi, eine vo den ärgsten vo Basel ewägg bis i's Emmethal! Nachts vo Hus uf s'Feld, Nachts hei go fuetere und melche, d'r ganz läng Tag werche wie nes Roß, und ne schmali, ruchi Chost! Jm Fasiswald hei's d'Säu schier besser gha! Chnupe[1]) und Herdöpfel mit sammt d'r Muntur, schier ungsalze und ungschmalze, himmelblaue abgnoni Milch, und Brot so ruch und fast so schwarz, wie i d'r Meisterne ihre Chuchischurz, und alliwil hert wie Stei. Und i d'r Wuche si's sechs Fasttäg gsi. Einisch, am=ene Zieschtig het d'Magd am Tisch zue=m'r gseit; Hans, nimm au Speck! Und do het mi der Tüfel gstüpft und ha nes armseligs Chnupli afo schniede und de Buebe ustheilt: d'Meisterne het m'r e Blick gä, siebe hätte nes Roß tödt! Und mörndrisch[2]) isch würklig Speck uf e Tisch cho, wie=m'r aber d'r Meister mis Schnydetli[3]) a d'r Gable ume glängt het, hets grad s'Büßi erwütscht und unter einisch abe gschlückt, und d'Magd het zuen=em gseit: Gell, Maudi, daß het=di jetzt recht glustig gmacht? Und mir hei Alli glachet, nume d'Meisterslüt hei d'rgliche tho, sie köre's nit. Und vo de Chinde, und wie ungrothe Alls zuegangen isch, will=i lieber gar nit rede, d'r Appetit isch eim mänggisch still gstande und das will doch öppis heiße, so am=ene hunge=

[1]) kleine Rüben. [2]) Am folgenden Tage. [3]) Stücklein Speck.

rigen Ort . . . . Ha=n=i de Stiere Heu ufgsteckt, so het d'r Meister s'halbe wieder us em Bahre grisse, drum si sie au so mager gsi, d'r Wind hätt sie umblost, wenn ig sie nit bi de Hörnere ghalte hätt. I de Chiltnächte im Winter ha=n=i müeße Werch reite, oder Bese binde, oder hasple oder Straubänder mache. Und am heiligen Obe hei=m'r Frucht grönnlet bis z'Nacht am halbi Zwölfi und im Christchindeli z'lieb nes Fingerhüetli voll Brönz übercho, me hets aber im Meister agseh, wie's ne graue het. — Am End goht au Alls übere, sogar nes elends Chnechtejohr. Wo=n=i furt bi, het m'r d'r Schindbur no ne handsgroße Zwilchplätz uf d'Hose und zwee Näthlig Fade agrechnet und ne Mistgablestiel heb i au verheit . . . .

4.

Vo dört bi=n=i i d'Rickebacher Mühli cho als Chüeiher. Potz Heidegüggel, do hets m'r taget! Do ha=n=i d'Augen uftho, wie das gwerchet het und buret und keßlet, i d'r Mühli, uf em Feld, i d'r Schür, zäntume, schier Tag und Nacht! Z'schaffe gnue und z'esse gnue, hets dört gheiße zue selber Zit. Zwei Ställ vo Roß und Veh und Fuetter z'gnue, da'sch ne Freud gsi, z'hirte: und Chrüsch und Mühlistaub ha=n=i nume chönne reiche ganzi Melchtere voll i d'r Mühli äne. Frili hei=mi d'Bure mänggisch schäl agluegt und gseit: Gell, du hesch au vo eusem Chrüsch? Und i de Ställe hets properer usgseh, as bim Schindbur z'Wangen i d'r Stube. D'r Müller isch ne guete Meister gsi, nume het='r es Bitzeli z'viel gmämmelet und m'r het=ems alben agmerkt, bsunders uf en Obe. Und öppis isch au nit gsi, wie's hätt selle: d'Dienste hei z'Nacht chönnen i und us, wie im=ene Tubehus, es het Niemer noche gluegt.

Da'sch anno Vierzehni gsi. Am helgen Obe si die Dütsche ine cho und Wetter ischs gsi wie im Merze oder Wimonet, so warm und schön, das hättisch selle gseh, Chline, wie das cho isch, vo Olten ufe, grad as thät's se=sie schneie: Fueßvolch, Attallerie, Husare, Karissierrüter und Grenidier, Manne wie Flüeh, aber uverschant und ungrothe wie d'Bltzige! Die ersti Nacht si's ihrene Füfzg i d'Mühli cho und acht Roß! Kannsch denke, wie das ghuset und grepoltet het im Züg ume und me het sie schier nit v'rstande, will's Schwobe gsi si us Rußland,

und Polaggen und Ungrische. Und wie Die g'esse hei, bhüetis Gott und s'heilig Chrütz, so ha=n=i no nüt gseh, vorher und sider nit! Zwo Platte voll Speck, handshöche, und nes halbdotze Schüßle voll Rüebli und Schnitz si v'rschwunde gsi im Augeblick! Und du hei=sie no „Butter" gheusche oder „Schmalz", und wo=ne s'Madlee ne Hafe voll Säu=schmutz brocht het, drüjährigs und zündgäl, hei=sie's nume so ufs Brot gstriche und g'esse, — psi Teufel, es het ein schier glüpft, vom bloße Zueluege!

Und Lüs hei sie gha vo alle Rasse und nume Fötzle uf em Lib! Und wie das gstunke het i d'r warme Stuben inne! Und Wibsbilder hei sie au mit ne gschleipft, Margetändere und Chind und Hünd und Bagaschi, d'r Verstand ist eim schier still gstande. Und d'Offizierer hei ihre Soldate nume für Hünd gha und euserein eigetli au. Sogar d'Meisterslüt hei müeße ahosche a d'r Stubesthür, wenn ne Offizier dinne gsi isch und erscht dörfen ine goh, wenn='rs erlaubt het. Isch das nit lustig gsi? Und wenn si ne Soldat verfehlt het gege d'Militär=ornig, so si=nem eifach Feufezwänzgi ufgmesse worde us em ff. Einisch hei sie Drei mitenand usklopfet, grad hinterem Spicher; die hei gjutzget, potz Chriesiblueſt!

Zerscht hei=m'r sie grüsli gförchtet, spöter aber nümme so. Einisch z'Obe hei=m'r füfzg Roß i s'Quartier übercho, denk m'r au, füfzg Roß unter Einisch! Do hätt=i selle d'Chüeh us=em Stall use näh und d'Roß ine loh, und doch hei sie Platz gnue gha im Tenn usse. I ha grad gmistet und dä groß Gretzebacher Chnecht isch bi=mer inne gsi. Nähä! ha=n=i gseit, wo sie do mit de Rosse vor d'Stallsthür cho si, nähä, nix Chüeh 'raus! ha=n=i gspottet, d'Chüeh blibe do inne, potz Donnerwetter! Und wo sie ihri länge Säbel zoge hei, hei mir Zwee d'Mistgable i d'Hand gno und is unter d'Stallsthür postiert, und i ha gseit: Chömet nume mit Eue Chrutmessere, m'r wei's mit=ech probiere, dir Stinkhünd dir! Die hei Gsichter gschnitte und d'Schnäuz gstellt und parlet und gwältschet, s'het nüt ghulfe! mir si nit ewägg gange und schieße hei sie au nit dörfe, de es isch ne Offizier cho und am End het er doch eus Recht gäh.

Fast all' Tag si's früsche Truppe cho und die Andere si wieder abzoge, obsig uf. D'Bure hei müeße d'Roß liefere für s'Bagaschi z'füehre. Im

Afang hei sie nume ne Tagreis mit müeße, später zwo, drei, eister wie witer, bis inen i's Frankrich. Und Thel si gar nümme oder ohne Roß hei cho. Das het dene Bure nöie nümme gfalle. Aber was hei-sie welle mache? d'Gwalt und Uebermacht isch ne uf-em Aecke gsesse!

Einisch am-ene Morge früeh, grad wo-n-i ufgstande bi, chunt d'r Meister und seit: Hans, es mueß wieder Eine furt mit zwei Rosse — bhüet-is Gott, wenn hört ächt au das uf? Und jetz het d'r Lunzi Buchweh, d'r Charrer mueß i d'Kehr — Hans jetz muesch du halt goh, i cha nit helfe! Mach di zwäg, sie wei gli ufprotze! Und do hesch öppis Geld, und heb ömel grüsli Sorg zue de Rosse und paß m'r uf, hesch gkört Hans? Witers cha-d'r leider nüt vorschribe, weiß jo nit emol, wo's dure goht, öb Solothurn oder em Weltsche zue, oder gar uf Punterlü.[1]) Euserein isch halt nüt meh Meister, keis Bitzeli! Ne gfötzlige Tambur oder ne lusige Pandur het i d'r Rickebacher Mühli jetz meh z'befehle as ig selber! Hört das Elend ächt no-nit bald uf? Oheie, heie!

D'Meisterne het m'r no ne halbi Wäihe i d'Chitteltäsche gstoße und nes Gütterli Bätziwasser.[2]) Im Lunzi ha-n-i d'r groß Wullhuet gheusche und d'Pandure hei m'r schier nit Zit gloh, az'spanne so hei-sie drängeliert[3]) für furt.

Oemel Zweitusig si's gsi oder no meh, wo m'r uf Hägedorf cho si, Fueßtruppe, Rüterei und Kanone so groß wie Gülletrög, und Pulverwäge und Bagaschi, s'het mi dunkt, es well keis End näh. Ig aber ha witus die schönste Roß gha, vo allne, i ha's grad gseh, i ha-mi recht ufgloh uf dem feiße, schwere Schimmel. Z'Oensige hets gheiße ohä! aber nit uf dütsch, de vo ihrem Chuderweltsch zringsum mi ume ha-n-i nit zeh Wörtli v'rstande. Dört, z'Oensige hei-se si theilt: s'Fueßvolch isch dur s'Loch hintere em Weltsche zue zoge, d'Rüterei aber und d'Kanone obsig uf, i d'r Stadt zue. J ha nes Wägeli voll Haber gha und Roßdeckene, und nes halbdotze Lahmi oder Chrankni und zwöi Wibervölcher mit ihre Soldatebuebe si druf ume glege oder ghocket oder grupet, hei gsunge und brüelet oder gfluecht. Mir het m'r also dütet: Au Solothurn zue, hü!

Nomittag so gege de Eise si-m'r endlige gege d'r Stadt ine cho. Potz Chriesiblueſt, wie ha-n-i die Schanzen agluegt und d'r Santurse-

[1]) Pontarlier. [2]) Aepfelbranntwein. [3]) pressirt.

thurm mit dem gäle Chnopf und s'Thor mit d'r Fallbrügg und die große, prächtige Hüser! J ha scho d'r Wil gha, die Sachen a z'luege, de gwüß ne Stund hei-m'r müeße warte vor em Thor, bis Ordere cho isch zum irucke. Das hei keßlet und g'roßlet d'r Stutz ab, bi d'r Sant-ursechilche v'rbei und dur die steinige Gasse dure, m'r het si's eige Wort nümm v'rstande! Aber gli hets Stillstand gäh und vo dört a all zeh Schritt, de d'Stadt isch ganz voll Militär gsi und Kanone und Ba-gaschi, d'Stroße und d'Plätzg vo eim End zum andere. Do ha-n-i woll Zit gha, mi Wäihe z'esse, und d'r Hunger isch au do gsi, de vo de Morge früeh ha-n-i keis Brösmeli i Mage übercho. Endlige hets gheiße: Halt! S'isch vor d'r Aarebrügg gsi, am Stalde, wie sie säge. Das isch nes Gstürm gsi und nes Glärmitier![2]) Hüst und hott und überzwäris si sie abg'marschiert ufall Siten use, und ig ha denkt, gottlob, bisch do und kannsch wieder hei mit de Rosse i warm Stall. Wo-n-ig aber d'Roß will abspanne und öppen am-enen Ort a s'Futter stelle, hets gheiße: Nix da, nix da, weiter fahre, weiter fahre! Und sie hei mit d'r Hand gege Grenchen use zeigt oder Genf. De Rosse ha-n-i dörfe s'Habersäckli a Chopf henke, und nebe dra hei-sie en Husar als Schild-wacht ufgstellt, — dä het ne Schnauz gha fast so läng wie d'r Sabel. — So, ha-n-i denkt, jetz bisch schön zweg, Hans! Adie Meister, adie Rickebacher Mühli, mi und d'Roß gseiht dir nümme meh! —

Ob i de nit dörf go ne Schoppe trinke? ha-n-i d'Schildwacht gfrogt. — Ja, ja, sauf! Hast was zu sauf für Husar, he? — J ha mis Gütterli Bätziwasser füre gno und em's glängt. Aha, gut gut, het er gmacht und s'Mul scho vo witem gschlecket. Glugg, glugg, glugg! das is gut Wasser für alt Husar! — Jg aberbi i s'Wirthshus ine gange, d'Jlle isch's mein-i gsi, Schwernoth! wie het das gradlet und borzet i d'r Gaststuben inne und im Gang und i d'r Chuchi und allen Orte! Mit Angst und Noth ha-n-i nes Süppli übercho und ne Schoppe und dä ha-n-i scho z'gständlige müeße trinke. Wotsch ächt no eine ha, Hans? ha-n-i denkt. S'cha jo nüt schade, wer weiß, öb's d'r nit no s'Geld au stehle mit sammt de Rosse, und viellicht lebsch die anderi Wuche scho nümme meh. No ne Schoppe!

Das Süppli und die Schöppli hei mi ordeli gwärmt, und

[1]) Lärmen.

wie=n=i erwarmet bi, isch m'r au s'Guräschi gstiege. Vögeli friß oder stirb! ha=n=i wieder denkt, du wotsch es i Gottsname woge, oder es müeßt au gar nit z'mache si! — Wo=n=i use chume, gseh=n=i d'r Husar uf em Wage hocke und mit ere Margetändere oder Soldatefrau Gspäß mache. J bi süferli zue de Rosse zue gange, gseht='r mi ächt? Nei, er chehrt m'r d'r Rügge und gauglet mit em Soldatechind. Jetz oder nie! J löse d'Strick ab und d'Brustchettenen au, ganz still und sätteli,[1]) länge gslingg no d'r Geisle, nimme ne Satz uf e Schimmel use, zwicke beedi Roß, aß sie hoch uf gumpe, hüpp! i de Sätze d'r Aarebrügg zue! J köre hintenamer teuflisch fluche, vorammer stoht m'r Eine i Weg ine und will m'r d'Roß halte, mit em Geislestecke zwicken=em eis i s'Gfräß, aß er über und über drohlet, hüpp über d'Brügg use, dur d'Vorstadt dure, im häle Galopp bis unter=e Boge. Dört isch nit so guet dure z'cho gsi, doch het mi Niemer ag'halte. Numme bim Bernthor het mi d'Wacht welle examiniere, i ha aber d'rgliche tho, i kör nit wohl und du hei's mi lo passiere. S'isch die größti Zit gsi; de chuum bi=n=i paar Schritt vom Thor eweg gsi, hei's m'r wieder ghoopet[2]) und gwunke, und ha Eine gseh cho z'springe. Ohä! ha=n=i denkt, mi söiht d'r nümme! Ne Zwick linggs und ne Zwick rechts und hüpp im gestreckte Galopp d'rvo! Und hüpp uf Zuchel zue und Luterbach und weiß selber nümm, wo dure, i d'r Stroß noh, über Feld und Charewäg, eister durab i d'r Aar no. Ha nie dörfe verschnufe, ha gmeint, die Kaiserlige sige m'r uf em Aecke. Z'Wange ha=n=i denkt, jetz bisch etrunne und da'sch scho nes Schöppli werth; und die arme Roß hei au no nüt gfresse. J ha=m'rs recht wohl lo si, hinter=em Wirthstisch, nes Stündli oder meh. Und wie=n=i d'Roß zum Stall use nimme, köre=n=i scho wieder pfyfe und hörnle und roßle und stampfe vo d'r Aarebrügg noche: Es chunt Gawallerei, chöme d'Buebe cho säge, ne ganze Huuffe, s'isch Alls schwarz, so wit me gseht! — So, das isch schöni Bricht! das heißt me vom Rege i d'Dachsträufi[3]) cho! Die hei gwüß au Roß nöthig Hans, jetz paß uf! — J gumpe uf e Schimmel use — s'sch bi d'r Chrone gsi — dräihe d'Roß hot=ume und sprenge uf und d'rvo, dört use, wo=n=i

[1]) Behutsam. [2]) laut rufen. [3]) Traufe.

här cho bi. J bi eister gsprengt im häle Galopp, ömel zäh Minute lang und endlige chume=n=i zum Thor, grad wo die Kaiserlige zum äneren ine gruckt si. J ha si no blöseli möge gseh — jetz, Hans, wele Weg? Wo isch d'r Born?[1]) dört unte, linggs! dä Weg muesch, göih's dure, wo's well, über Matte, Stude und Gräbe, all's druff, wie's Bisiwetter ....

Es het grad zwölfi gschlage, wo=n=i i d'Rickebacher Mühli izoge bi. Sie hei scho gmeint, ig und d'Roß sige v'rlore, und wo=n=is verzellt ha, was i erlebt und usgstande heb, het m'r d'r Meister nes funkelnagelneus Halbguldestückli z'Trinkgeld gä, und d'Mutter het gseit: Madlee, mach em Hans ne Eierdätsch so groß as channsch und ne früschi Suppe, die i d'r Chunst inne isch doch nümme recht warm!

5.

Hans wird mit den bösen Kindsblattern behaftet und kommt ins Spital. Mit knapper Noth entgeht er dem Tode und dem Erblinden. Lassen wir den Hans wieder selber sprechen:

Jo, was i do usgstande ha, im Feckfür cha's Niemerem übler si, as es mir gsi isch. Ha gmeint, i steck im=ene Für inne über und über, und d'r Durst het mi welle v'rzehre. Aber d'r Liebgott het d'r Hans no=nit chönne bruche, er het mi Alls lo überstoh und mi wieder gsund lo werde. Aber schwach bi=n=i gsi, i ha z'erst am Stecke müeße lehre laufe.

Und ha=n=i früecher nes Gsichtli gha, wie Milch und Bluet, so bi=n=i du eine gsi, wie ne Chüechlete! d'Müllere het mi schier nümme könnt und d'Händ über=e Chopf z'säme gschlage, wo's mi gseh het, und s'Kädini, wo mi so guet het möge, het lut ufgschraue vor Schrecke. Der Meister chratzet hinter de Ohre und seit, sie hebe=n=eigetlig jetz ne=n=andere Chüeiher dinget, es heb halt Alls gseit, i chömm doch nümme hei. Aber i chönn glich do blibe, ne Zitlang; verleidet sig=ne nüt und me chönn de wieder luege.

Das het mi einersits gfreut und andersits duret oder ertäubt. Mit dem Dinge vom=ene andere Chuecht hätte sie sauft[2]) no chli chönne

[1]) Berg in der Nähe von Olten. [2]) ganz wohl.

warte, hets mi dunkt, bis i ganz tod gsi wär, und nen Ushilf hätte sie scho überchо. Aber jetz, so d'r Gottswille do si, ha=n=i au nümme möge (— so jung Burschte hei au ihres Güegi[1] —)! Und zuedem ha=n=i im Heigoh us=em Spital mit eme=ne Bur us em obere Gäu chönne rite; er het nes Füederli Haber i d'Stadt gfüehrt gha und het mi Allerlei gfrogt, woher und wohi. Und wo=n=er kört het, i heb bi dem und bi diesem dienet und chönn guet melche, het='r gseit: Los, Bürschtli, wenn im Fall für e Platzg use cho bisch i d'r Mühli, so channsch zue mir cho, i gibe=d'r vierzg Gulde Johrlohn und nes Paar Schueh und nes Paar Zwilchhosen, heißt das, wenn di guet istellsch; und bis Johanni, bis mi Chnecht furt goht, git='r all Tag zeh Chrützer Taglohn, het er gseit. Und z'Dürremühli no ne Schoppe zahlt und Chäs und Brod.

Also ha=n=i i d'r Mühli Adies gmacht und danket für Alls Guets, und bi s'Gäu uf zoge em neue Meister zue, zum letzten Meister zue, wenn=i d'r jetzig nüt rechne, fügte der Hans bei mit einem komischen Seitenblicke nach der Küche hin, allwo sein Anni just Kaffee brannte. —

Jo, fuhr der Hans fort, i ha selbmol nit denkt, aß=i so lang, ölf und es halbs Johr, bi's Untervogts blibe werd. De z'erst het's m'r dört gar nit gfalle. S'ist eben Alls gar still und chleiartig zuegange, gegen i d'r Mühli; und die neui Meisterne het mi so ne suri dunkt, erst pöter ha=n=is igseh, wie ne guetherzigi aß es gsi isch, und d'r Meister ne guete Trümpeler. Keis böses, ruchs Wort het='r mir gäh, so lang i dört gsi bi, numme=n=einisch — aber das will d'r nes anders Mol erzelle. — Jo, was ha=n=i welle säge? Do isch s'Sechszehner Johr cho, wo's d'r ganz Summer schier i eim furt greguet het, grad as müeßt die ganzi Welt versufe. Am Mäderstag[2]) hei m'r im Bifang afoh mäihe und z'Johanni hei=mer's ine tho, s'erscht Heu! Und so isch s'Heu alls ine cho, usgwäsche wie nes Bleikituech. S'Chorn isch z'gständligen usgwachse, s'Wasser het vo d'r Reiti abe tropfet, und das Bitzeli Frucht, wo me no use dröschet het, het gstunke wie nen alte Fürfueß. D'r Mütt[3]) Chorn het zeh Neuthaler[4]) gulte und no meh, V'rdienst isch keine gsi, Herdöpfel si weneli pflanzet worde, und so si die arme Lüt schier verhungeret, und s'Veh fast krepiert vom miserable Fuetter. Das isch ne Läbtig gsi und nes Miserere, bhüetis Gott! Und euserein het

[1]) Stolz, Ehrgefühl. [2]) Medardus, 8. Juni. [3]) Malter. [4]) ca. 60 Fr.

chönne froh si, aß d'r Meister eim für s'Esse gsorget het, und a s'Furtlaufe het däi Zit keine denkt; im Gegetheil, me het-si müggseli still gha. — —

6.

Neun volle Jahre diente Hans bei des Untervogts, treu und fleißig, und hatte sich, bei seinem ausgeprägten Sparsinne, bereits hübsche Ersparnisse zurückgelegt. Da sollte ihn doch noch das Liebes- oder Kiltfieber erfassen. Und um dieß zu stillen, brauchte er sich nicht die Schuhe abzulaufen, denn des Hauses Magd selbst, eine handfeste, fast männlich gewachsene Hauensteinerin, hatte sein Herz in Fesseln geschlagen. Meister und Meisterin merkten das Liebesverhältniß erst, als sie von den Nachbarn darauf aufmerksam gemacht worden. Denn scheinbar mochten sich die beiden gar nicht leiden, thaten wie Hund und Katze. — Do gseht m'r wieder emol, daß d'Liebi mueß zangget ha, rief die Bäuerin verwundert. Hei nander Johr us und i keis fründligs Wörtli gäh, und hütt seit-is d'r Hans a, er und s'Anni welle hürothe!

So gleitig aber, erzählte Hans, wie-m'r gmeint hei, isch's mit dem Hürothe no-nit gange. Mi Heimetgmein het Ispruch gmacht, will-ig als Büebli us d'r Armekasse gnosse heb. Afäng, ha-n-i gseit, i will das Gschmürz[1]) zahle! Wie viel macht's? Und wo-n-is zahlt gha ha, wei's-mi eineweg nit lo hürothe, will-ig ne Unehlige sig und kei's Vermöge heb, kei Hus und Hei! — Do isch s'Anni selber mit m'r cho am-ene Suntig Nomittag —, und vor de Gmeinröthe het's uf-e Tisch pöchelet und gseit: Kei Vermöge? Kei Vermöge, säget-'r? Ale, Hans nimm der Geldseckel düre und Gschriften au und zeig-nes! Und do isch m i s Geldli! Und jetz, dir Herre Landvögt, zeiget jetz Euers Geld au, möcht's au gseh! — Und s'het die Mannen agluegt, aß-sie schier erschrocke si. Und wo-m'r use si und wüll-i d'r Stecke sueche im Husgang usse, köre-n-i, wie Eine seit: dä chunt no nes donners gstatligs Mönsch über, aber nes böses au, möcht nit mit ha, thät m'r gruse!

Und du hei-m'r no zwöi Mol zum Oberamtme müeße, und de

[1]) Kleinigkeit.

wieder mit dene Zedle zue de Pfarrherre — i will's grad säge, i glaub i hätt nit so lang usgholte, wenn-mi s'Anni nit ufgmunteret hätt, hätt s'Hürothe wieder ufgsteckt, wie d'r Meister gmeint het.

So isch's am End doch verchündt worde und am Jörgemäret hei-m'r Hochzit gha, z'Oensige bim Rößli. Alli Vieri si-m'r uf eim Gferg[1]) gsesse, mir Zwöi und d'Meisterslüt; und das Gfergli isch nume nes alts, glotterigs Bernerwägeli gsi, und vor-em Wägeli ane isch d'r alt Choli trappet, de i de junge Rosse isch nit wohl z'traue gsi. Grad glich, euser Freud het das nüt gschade! Isch's jo s'erscht Mol gsi, wo s'Anni uf-eme Fuehrwerchli gsessen isch! Und d'Lüt linggs und rechts, wo g'acheret hei und gsäit, hei d'Köpf ufgha und fründlig grüeßt, und d'Sunne het gschinne, so heiter und schön, wie eusem Lebe nie, und d'Märetlüt si usgwiche und hei nand gfrogt: Wer isch ächt das? Nes tüfels tolls Paar, sigs wer's well!

Und alle die schöne, guete Sache, wo uf-e Tisch cho si, Brotnigs, V'rdämpfnigs und Bachnigs[2]) und dä guet sechsbatzig Wi und die viele putzte Hochzitlüt — und s'singen und s'tanze — es het-is dunkt, m'r sigen im dritte Himmel inn, ig und s'Anni! Und sogar groẞi Bure hei mit-is Bscheid tho[3]) und hei-si gar nüt gschämt, und s'Anni het's si gmeint, i sim wiße Schäubeli und d'r neue Spitzlihuben inne, wie ne Prinzessi und ig selber ha's nit gnue chönnen aluege.... D'Bürene het junge Fasel kauft gha und heigschickt, und scho gli am Nomittag hei-m'r sie nümm mögen ebha. — Mueß hei go luege, was d'Säuli mache, het-sie gseit, s'Mareili isch au no gar z'jung und hätt gli öppis Lätzes gmacht. Bhüet-ech Gott und zürnet nüt und dank heigisch, Anni und du au, Joggi! Und machet-ech lustig! Und Dursli chumm ömel gli hei, hesch's kört? s'wird gar feischter[4]) z'Nacht und isch no Stierneu!

Und würklig het-m'r nes Bitzeli Stierneu scho gegem Obe möge gspüre! Si do so hochmüethige Hochzitlüt gsi, vo Balsthel abem Berg abe, und die hei-nis nume so obenaben agluegt und d'Nase grümpft. Und einisch, grad bi-m-ene lustige Walzer, het m'r d'r Herr Hochziter s'Bei dar gha, aß m'r hätte selle drohle, und nen Andere, d'r Vorchnab het gseit: Use mit dem Fötzelpack! Do hets Händel

[1]) Fuhrwerk. [2]) Gebackenes. [3]) angestoßen. [4]) finster.

gäh und us=em Händel ne zimlig scharpfi Rupfete; de so frei as i bi, selb Tag und vom Wi erhitzget, ha=mi nit möge lo usfötzele! S'het mi dunkt, i möcht's mit zwänzg dere Sprenzle ufgnäh, i ha drigrüehrt linggs und rechts wie ne Leu und s'Anni wie ne Leuene, jo s'Anni! Mörnderisch no isch's brichtet worde z'säntume[1]), wie die erbosti groẞi Brut so nes Schneuggelherrli a Gigerbank ane gschmisse heb, aẞ d'Baẞgigen abe=drohlet sig und d'Musikante Helfi= und Mordio gschraue hebe. Und s'isch au wohr gsi! Guet isch's gsi, daẞ d'r Röẞliwirth zwüsche vür cho isch und Friede gmacht het. Und, will mir eigetlig Sieger blibe si, ha=n=i no ne Halbi Mar= gräfler bstellt und no eini und no eini, und m'r hei trunke und Gspäẞ gha und sogar gsunge bis teuf i d'Nacht ine. Und das Mol, aber nume das Mol, het s'Anni nüt d'rgege gha ....

Wie m'r aber am ufprotze si für hei zue, do zeigt=se si, aẞ d'r Meister am Tischeggeli igschlofen isch, aẞ dä guet Ma z'teuf i Mar= gräfler gluegt het, viel z'teuf! M'r hei=ne halt müeẞe uf s'Wägeli lüpfe, uf=e Sitz ufe, und s'Anni het en ufrechtgha mit beeden Arme wege de Lüt, und i ha gutschirt uf=em Lädli vorne, und d'r Stall= chnecht het gseit: Chömet guet hei und heit Sorg zsäme! — Im Choli isch d'r Haber au i d'Bei gfahre, er het sogar ne süferlige[2]) Trab agschlage. D'r Meister aber isch eister teufer i s'Güsi, i s'Strau abe grütscht. Und s'Anni het en lo rütsche, zue mir aber hets gseit: Hans, chumm du do hintere nebe mi, im Meister isch's jo wöhler unterem Fueẞsack unte und er het wärmer .... Und i ha d'r Choli zrugg gha, aẞ=r nit so trabet isch und mir hei=nis so viel zsäge gha, ig und s'Anni, Liebs und Guets und s'hets Niemer kört as d'Sternli am Himmel, und die hei glitzeret und zwitzeret, so fründlig und vergnüegt, und d'r Choli seit au Niemerem nüt — o i hätt möge hundert Stund wit fahre, i d'Ebigkeit ine, het's mi dunkt! — —

7.

Ig und s'Anni si furta[3]) no bi s'Untervogts blibe, als Chnecht und Magd. Sie hei=n=is nit welle lo goh, und eus isch's einstwile au recht gsi, besser Lüt hätte=m'r keine finde chönne, und ne Hushaltig aẞ'so

[1]) ringsum. [2]) gemächlichen. [3]) fortan.

isch's no lang früeh gnue, het s'Anni gseit. Wei ömel no v'rdiene, so lang m'r chönne!

Jo, so lang m'r chönne! Einisch, öppen i zwöi Johre druf, schickt mi d'r Meister go Stei hole i Berg übere, für ne neue Brügg i d'Schwengimatt. D'r Stutz isch gäch gsi wie nes Dach, so daß i d'r leer Wage schier nit ufe brocht ha. Bim Abefahren aber loht ei Spannchette, die anderi chlöpft gli druf au, ich cha d'r Zug nit stelle, d'Diechsleroß möge dä schwär Wage nit ebha, was nützt's, daß-i mit aller Chraft d'r Schimmel bi d'r Zaumstange, die vordern bim Leitseil zrugg rysse? D'r Schimmel stürzt z'Bode und rißt mi au mit, d'Brustchettene v'rschnelle, d'r Vorwage goht über mis Bei, d'r Hinterwage über d'Huft übere uf dem Felseweg, — ne Augeblick — und i weiß nüt meh vo Himmel und Erde ...

Nomittag hei's-mi hei brocht uf-eme Güsiwägeli, und zwöi Roß, die andere Zwöi si im Chrache nide glege, mustod, gschunden und broche! Ig selber bi mehr todt gsi als lebendig, numme so s'Zitewis bi-n-i zu-m'r selber cho, und do ha-n-i s'Anni kört, wie's gschraue het und g'jommeret, aß ein erbarmet het: O Hans, Hans! du gueti, treui Seel! Muesch jetz däwäg sterbe! O du heiligi Muettergottes, was mueß-i au afoh! Hans, säg nume au nes Wörtli! — Und d'Meisterne het au briegget und d'r Untervogt het gseit: Vo de Rosse möcht-i nume nüt säge, die cha-m'r ömel chaufe und gottlob v'rma-n-is no! Wenn's nume em Hans nüt macht, dä duret und reut mi, s'glaubts kei Mensch!

So si-sie um's Wägeli ume gstande, und wo's mi abe gno hei und i s'Bett gferget, hei-sie gment, i gäb d'r Geist uf, so chridewiß sig i worde. D'r Dokter aber het gseit: Weiß uf Ehr nit wo und was i do mueß afoh! Ne Oberschenkelbruch, ne wüeschtere cha's nit gä, d'Huft usgrenkt und quetscht oder gar au broche! Villicht no nen inneri Verletzig im Unterlyb und das wär de no s'schlimmste vo Allem! Und d'Frog isch no, öb-r' s'Yzieh[1]) und s'Operiere überhaupt no ma erlide!

Kei'm Mensch chönnt-is beschribe was für Schmerzen as-ig usgstande ha, wo d'r Dokter a-m'r ume gfislet het, und s'Yzieh! Guet, daß i mehr as die halbi Zit abweg gsi bi! S'Anni isch z'Chopfete gstande

[1]) Einziehen.

und s'Augewasser isch m'r uf d'Stirnen abe tropfet und mit eme Schwumm het's m'r Essig agstriche und s'het zitteret wie-nes aspigs Laub und s'Herzeleid hets fast v'rsprengt, das guet Anni!

Und was ig usgstande ha im Spital, wo's mi no einisch g'operiert hei und brönnt und gschnäflet und schier usgschunde! Und s'Anni isch all Sunntig cho mi bsueche und het m'r wiße Zucker brocht und früschi Hemli und Nastücher und viel, viel Grüeß vo deheim. Und s'het albe fast nümm vom Bett ewegg chönne, und mager isch's worde, fast so mager as ig, so het's-e-si plogt, Tag und Nacht, wege mir.

d'Spitalschwestere hei's au guet mit m'r gmeint und mi pflegt, s'isch ne wahri Freud gsi. Umso meh het mi ne Bettnochber agschänzelet, ne Schrinergsell us em Freienamt. Dä het d'r betet, am lüteste von Allne und d'Händ zi'äme gha und d'Auge verchehrt und fromm tho vor de Schwestere, du channsch's nit glaube. Alls numme wege de guete Tröpflene, wo-n-er d'rfür kriegt het. Handkehrum aber, wenn sie's nit köhrt hei, het-'r aso brichte, wie ne Säuniggel, vo sine Abentür i d'r Fröndi, etzätera, i ha fast nit dörfe lose; und de Schwestere d'r Plätz gmacht, eini heb ne blaui Nase, die anderi ne Schnupfnase und die dritte heb er guet könnt z'Schalottefung[1]) hinte —, und wie Alls us und übere sig, wenn-m'r d'Auge zue thüei und lustig z'lebe d'Hauptsach sig — i hätt-en möge chläpfe, und mänggisch ha-n-i denkt: Wotsches ächt i d'r Frau Muetter säge, wie das ne Nütnutz isch? Aber sie hätt-es doch nit glaubt, so het-'r-ne chönne schwätze und tälple. — Und duderno[2]) isch ne Horiwiler Ma nebe-mi cho, däm hei-sie s'Bei abgno, z'oberist obe. Und übermörnderisch am Morge, wo-n-i verwachet bi und gfrogt ha, wie goht's, Mano? isch-'er müxelistill gsi, und wo-n-i recht gluegt ha, isch-em s'Lintuech scho übere Chopf us zoge gsi! — Am Mittifastmäret het mi au d'r Meister bsuecht und d'Meisterne, i ha afe chönne ne chli zum Bett us, und am Ostermäntig het'r mi hei gholt uf em Wägeli. Füfzeh Wuche und drei Tag bi-n-i im Spital glege, mi aber het's ne halbi Ebigkeit dunkt!

Jo am Ostermäntig bi-n-i hei cho, ha müeße a zwo Chrucke laufe, bi nen elende Chrüppel gsi und ne Chrüppel blibe für mi Lebtig!

Wo-n-ig i Roßstall cho bi und nen andere Chnecht gseh ha han-

[1]) Chaux-de-Fonds. [2]) hernach.

tiere am Brun und am Liseli ume, het's m'r fast s'Herz versprengt! Oheie, Hans, ha=n=i denkt, wärisch doch grad gstorbe .... Was wotsch jetz no uf d'r Welt thue, mit dine lahme, chrumme Chnoche?

8.

Am Sunntig druf seit s'Anni: Los, Hans, do chönne=m'r nümme so blibe, i gseh's wohl. d'Meisterne seit frili, du sigisch nüt im Weg und s'Esse und Alls reu=sie nüt. J glaub=es au selber, de sie isch gar e gueti. Aber es gieng nit lang, so thäte d'Chind scho furi Müler mache und du meintisch au, du dörfisch nümme gnue esse. Und no öppis: J'tz si=m'r lang gnue bi frönde Lüte gsi, i frönde Bette gschlofe, s'isch m'r, wenn=m'r nummen au nes eiges Heimetli hätte! i wett glich no nes Rüngli [1]) zue de Bure go schaffe und verdiene, bi jo jung und stark, aber di cha=n=i däwäg nümme gseh .... Jetz los, was i will säge: D'r Heinibur will sis Hüsli abriße am Zihlhübeli usse. Huslüt chöm'r keini meh über, und s'Dach sig au bös und baue mög='r nümme — was meinsch, Hans, wenn mir das Hüsli thäte chaufe?

— Jä, weisch au, aß=si d'r alt Cheßler drinn ghenkt het, aß unghürig [2]) isch? J glaub=es woll, es well Niemer meh dri .... Und das chost Geld?

— Was? Unghürig? Narresache! D'r Cheßler isch dört, wo=n=er isch und chunnt nümm ume, cha nümm ume cho, het d'r Pfarrer gseit, i ha=ne gfrogt. d'Schwalbeli förchte=sie ömel au nit, sie bauen ihre Nestli i alli Eggli ine und flüge i und us, s'isch ne Freud z'luege — sette mir=is denn förchte, wenn=m'r brav si und bete? — Und lueg das schön Heimetli a: Ne Halbjucherte Hostet mit prächtigen Obs= bäume und s'Brünneli vor=em Hus, und e chli nebem Dorf und doch bi de Lüte, und nooch z'Chilche, und kei Nochber, as s'Hechlers, und das si gueti, fridligi Lüt — was wotsch meh, Hans? Und was meinsch, as d'r Heinibur heusch? Achthundert Gulde, i ha mit=em gredt, wo=n i mit=em hei bi ab=em Feld. Und villicht loht='r no öppis abmärte. Jsch das öppe viel, für so nes schön glegnigs Heiweseli? Und sövli

[1]) Kurze Zeit. [2]) gespensterhaft.

hei=m'r jo bereits v'rdients Geld, wo=nit no meh! Se, m'r wei's au z'säme rechne!

Und s'Anni het z'säme grechnet und d'r Meister het si Roth au no gäh und i vierzeh Tage druf isch d'r Chauf gferget[1]) worde. — S'Dach hei=m'r früsch lo idecke, nes neus Chünstli[2]) lo i d'Stube mache und d'Fenster lo glase. Und drei Tag lang het s'Anni putzt und gwäsche und griblet, innen und usse — me het s'Hüsli fast nümme könnt, so sufer und heimelig het's usgseh uf eimol! All Lüt hei's gseit, und wie billig as es sig, eigetlig, halbvergebe, und wie Anderi Narre gsi sige, aß=sie's nit scho früecher kauft hebe, etzätera!

Am dritte Mai, am Heiligchrüztag, si=m'r i eusers Hüsli zoge, ig a d'r Chrucke, s'Anni mit=em Charre, und Chiste und Goffere druf und allerhand Siebesache. Und d'r Meister het=is d'r Chaste brocht und nes neus Bett ufem Wägeli und nes Bigeli vo sim Holz, aß m'r afange chönne füüre. Und wo Alls ufgstellt gsi isch, het s'Anni ne Eiertätsch kochet und nes Kaffee d'rzue, und Meisterne het au mitgesse und trunke und het gseit: So, jetz heit='r au nes Heimet und nes rechts ordligs! Gott geb=ech Glück d'rzue!

Und z'Obe wo=m'r ellei gsi si und s'Anni d'Thüre bschlosse gha het, seit's zue=m'r: Hans, jetz hei=m'r nes Heimet! Hans, i möcht jutzge und singe, i weiß nit, was i will afo vor Freud! Nes eiges Hus, wo=m'r bschlüüße cha und ufthue, wie's eim gfallt, wo=m'r Niemer mueß schiniere, Niemer z'froge het und z'förchte, wo=m'r bete cha und schlofe und esse ungstört, einzig und ellei, und denke cha: Das isch dis Hus, do cha=di Niemer usejage, as d'r Liebgott!! Hans, freut's di nit au? Gell, jetz wüsse=m'r doch au, für was aß=m'r gschaffet und gspart hei, so mängs Johr! Gell, das hesch nie denkt, aß m'rs einisch no so wit bringe! Und dört zum Fensterli us gseih m'r schön i s' Dorf ine und d'Chilche, und zum Chuchifenster us d'r Buechewald und d'Allmend, und wenn d'Lüt v'rbi göih, dure=e Fueßweg, so säge=sie: Das ischem Hans sis Hüsli, em Gunzger Hans und sym Anni! Freut's di nit au, Hans? Und nes Gärtli will=ig au ha, dört sunnsite, unten am Hus! Und Bohne pflanze und Chabis und Zibele und Schnittlech! Und nes Paar Meiestöckli will=ig au luegen über z'cho, s'Martiwebers Mareili

[1]) eingefertigt. [2]) Ofensitz.

git m'r scho . . . Und die hundert Gulde chönne=m'r im Meister öppen au gli zrugg zahle, will's Gott! I will scho schaffen und huse, as=es en Art het!

So grüsli het=si s'Anni gfreut im eigene Hüsli, und ebe so ne großi Freud hätt=ig au gha, wenn=i numme kei Chrüppel gsi wär, wenn=i numme hätt chönne schaffe! Und doch, wenn=i zrugg denkt ha, wie nes arms, v'rlusets Büebli as=i gsi bi, wie armselig as=i dogstande bi i mine junge Johre, und jetz nes eiges Heimet und zahlt und Alls v'rdienet, ehrlig und recht, so isch's m'r au ganz warm worden im Herz und ha denkt: Mach's nen Anderen au! Und d'r Liebgott wird=is au spöter nit v'rloh, hei=nem jo nüt z'Leid tho!

— Und ne Geiß wei=m'r au ha, het s'Anni gseit, s'Güggelihanse Chlausi het eini feil, ne donners schöni Muttigeiß, sie gäb siebe Schoppen im=e Tag . . . . Und nes Büßi mueß au zue, will mit d'r Hafnergrit rede, die het so mänggs und d'rzue no Maiechatze, schön gsprigleti[1]) . . . . Und Laterne hei=m'r au no keini, Hans, für i Stall z'zünde, und Herdöpfel wei=m'r au pflanze, i cha sauft öppe ne Tag usstoh und d'r Dursli cha=n=is d'r Plätz jo fahre.[2]) Will mit=em Amme rede, wie thür as e Allmendrütti chömm . . . .

So het s'Anni allerhand gspekeliert und het gschaffet und isch gsprunge schier Tag und Nacht! G'werchet het's glich no bi s'Unter=vogts, Johr us und i, und het zeh Chrützer Lohn überchо, Summer und Winter, und de no viel hei z'träge, essigi Sache und Allerlei, de d'Meisterne isch gar ne gueti Frau gsi.

De morge früeh het m'r s'Anni s'Geißli gmulche und Wasser gholt und Holz ine treit und s'Esse zweg gmacht, aß=ig's numme ha chönne choche; de isch=es zum Bur gange go schaffe. Und z'Nacht hets plätzet und glismet[3]) und gwäsche. Do hättsch=mi selle gseh, wie=n=i zerscht ne Figur gmacht gha bim choche! Ha mim Lebe nüt so gseh, v'rgesse gmacht gha. Und entweder ha=n=i abräntet oder isch Alls no halb rauh gsi oder süscht v'rsüderet oder v'rsalze. s'Anni het mänggisch glachet, wenn's öppe d'rzue cho isch! Frili, Mänggerlei ha=n=i nit kochet: z'Mittag entweder Schnitz und Herdöpfel oder Herdöpfel und Schnitz, de Morge ne Milchsuppe und gschwelltnig Herdöpfel und

[1]) gesprenkelte, gefleckte. [2]) pflügen. [3]) stricken.

z'Nacht ne dicki Suppe oder Gwärmtnigs. Notisnoh ha=n=is au besser glehrt, ha Herdöpfelstock aso choche und Rübelisuppe und Bappe, sogar knöpflet ha=n=i einisch, wo s'Anni am=ene Sunntig i Stei aben isch, aber d'Chnöpfli, die hätt=i Niemerem dörfe zeige, numme vom aluege ha=n=i s'Magebrönnen übercho ....

So hei=m'r glebt s'erscht Jöhrli, ig und s'Anni, und hei=n=is ordli dure gschwunge. Numme Eis het mi plogt und zwar schier Tag und Nacht: D'Bei si frili lahm gsi und unfähig zum dusseschaffe, leider, Gott! Aber d'Händ si gsund und stark, und was ha=n=i mit dene wellen aso? Müeßig i d'Schooß legge, d'r läng Tag us, wenn ander Lüt gwerbe und schaffe und s'Anni si fast tödt bi sim Werche vo Morge früeh bis spot i d'Nacht ine? Muetterseelelei im Hüsli inne hocke und luschtere und nit wüsse, was mache, aß d'Zit ume goht? Lese ha=n=i nie glehrt, (nit emol mit de Prattigzeiche[1]) bi=n=i recht übereis cho) — cha m'r si au nes längwiligers Lebe denke, as ig eis ha? So ha=n=i albe denkt und ha=m'r schier es Gwüsse gmacht, numme gnue vo dem lützelen Esse z'näh, wo=m'r s'Anni so sur het müeße v'rdiene ....

Und wenn=i de im Dorf inne ha köre d'Roß rüchele und d'Fuehrme chlöpfe und d'Wäge roßle, do het mi albe nes wahrs Heiweh übernoh, d'Auge si=m'r überlaufe! Und wenn=i d'Lüt gseh ha acheriere oder heue oder säie, hacken und mäihe, wenn i das gseh ha zum Fensterli us, het's mi i alle Fingere aso jucke, s'het mi dunkt, i müeß use, müeß=ne go helfe .... J bi würklig ganz wunderlig worde, vo luter Trüebsal und Längizit, und wenn s'Anni mit=m'r gschmält het, i sell mi doch au dri schicke, und m'r chönne's ömel mache und hebe gottlob no eister z'esse gha, ha=n=i gseit: Jo frili, so lang as du werche channsch wie nes Roß! Aber was wei=m'r de aso, wenn=m'r ölter si und s'Untervogts gstorbe? Die Junge hei de nümme so Rücksichte, ömel d'r Xaveri nit, das isch gar ne verbaustige[2]) ruche ....

9.

Do einisch am=ene Obe — s'isch i de Hundstage gsi und erstunlich heiß bis i alli Nacht ine und i ha grad i de Hüehnere grüest für sie izthue — do chunnt nes ölters Mannli zum Hus zue, mit eme

[1]) Kalenderzeichen. [2]) mißgönnend.

Charre voll Ryteren und Wanne. Ha-ne grad kennt, s'isch der Hersiwiler Ryterema gsi, bekannt wit und breit, bi Buren und Taunere.[1]) Er heb hinecht no i d'Schälismühli welle, es sig-em aber öppis passiert oder vielmehr siner Frau. Und er möcht fründlig afroge, öb sie ächt hinecht nit do chönnten übernachte? S'Bett hebe sie scho bi-ne und choche thüeie-sie au selber; es sig-ne nummen um Schatten und Scherme z'thue und um-enes Winkeli, wo sie öppen e chli schaffe chönne. Es sig do so schön absits und rüeihig und Brünneli so nooch zum netze.

He jo denk, ha-n-i gseit, werdet scho chönne do si. Stellet afen ab, selb uf-em Bänkli, s'Anni wird öppe gli hei cho, s'isch jo jetz Fürobe!

Und gli druf chunnt d'Ryterefrau au und het au gfrogt und i ha-n-ere zuegseit. Arm Lüt si arm Lüt, ha-n-i denkt, und s'isch m'r wieder früsch i Sinn cho, wie-n-ig als arms verlassnigs Büebli, vo Hus zu Hus gwanderet bi im Niederamt unte und so froh gsi bi, guet Lüt az'treffe . . . .

Frili, wo s'Anni hei cho isch, het's schier e chli welle suur luege. — Almuese gäh isch ne rechti Sach, aber frönd Lüt i s'Hus ine näh, isch nit eister rothsam, het's zue-m'r gseit, i d'r Chuchi inne, — me gseht halt woll a d'Lüt, aber nit in-sie und weiß nie, was sie im Schilt füehre! Mira, hesch du Jo gseit, so ma-n-i nümme Nei säge, aber nes anders Mol möcht-i au gern drum wüsse! —

d'Ryterefrau isch gar ne gsprächigi gsi und het Bscheid gwüßt Land uf und ab, het alli Bure könnt wit und breit bis ine is Luzernerbiet, und wie sie huse, und d'Verwandtschafte, und d'Hürothe, und d'Liebschafte, und wer gstorben isch oder v'rdorbe. Und sie het's nit anderisch tho, s'Anni het au müeße mit-ene Kaffee trinke, herrliche, wohlgschmöckige Kaffee, wo selbi Zit nume richi Burewiber trunke hei und erst no v'rschmeukt[2]), aß es s'Mannevolch nit hätt selle merke. Und am Morge druf, wo d'Ryterefrau gfrogt het, öb sie ächt e chli dörfte schaffe, im Schöpfli vor-em Hus, het s'Anni gar fründlig gseit: Jo frili, hütt und morn und so lang d'r weit, settig bravi Lüt ma-n-i scho lide! Gell Hans?

Und sie si drei Tag bi-n-is blibe und die hei-mi wahri Festtäg dunkt! Jetzt ha-n-i doch au wieder chönne mit öpperem schwätze, mit

[1]) Kleinbauern, Taglöhner. [2]) insgeheim.

eme Mannevolch, über Dieß und Jenes, über s'bure, über s'fuehrwerche, vo de Rosse, vom Veh und Allerhand. Und d'r Ryterema, dä het öppis gwüßt z'erzelle, potz Chriesiblueſt! Iſch Soldat gſi unter-em Napelion, bi de Achzehtuſige, iſch mit nach Rußland zoge i ſelbem chalte Winter anno Zwölfi, het gſchlagen und gſtritten und gfroren und glitte, bi Moſchgau und durhar, und Hunger glitte aß d'Schwarte krachet hei, het mit gnapper Noth chönne etrünne, het-ſi mit-eme bluetjunge dütſchen Offizierli dur Pole und Pummere dure gſchlage, iſch i prüßiſchi Gfangeſchaft grothe, het herte Pumperniggel müeßen eſſe, hätt ſelle mit de Prüſſe gege Napelion zieh, s'iſch-em aber grüsli zwider gſi, het chönnen usriße, und iſch endlige, unter viele Gfohre, Hunger und Durſt und Müeihſeligkeiten wieder hei cho i ſi Heimet. Nei nit i ſi Heimet, de er het keis eigetligs Heimet gha, iſch ne Heimetloſe gſi, ne Tolerant! Het weder Vater no Muetter gha und kei Menſch beſſer as d'r ander, uf d'r liebe große Welt, usgnoh das dütſch Offizierli, nes adeligs Büebli vo Köllen [1]) am Rhy, dem er s'Lebe grettet und wo-n-em v'rſproche het, wenn die grüslige Chriegszite übere ſige, für-en z'ſorge, ſo lang er leb. Aber das guet Herrli wird woll gſtorbe ſie, het's Ryteremannli gſeit, er het gar hohl gwueſchtet und uſe gluegt ſo bleich wie d'r Tod. — Und du het-er erzellt, wie-n-er Land uf und ab zoge ſig, mit ſine halbverfrorne Füeße und endlige z'Aarau unte ne Platz gfunde heb als Bediente bi-menen alten Offizier. Und wo dä gſtorbe ſig, churzi Zit druf, heb-er wieder nümme gwüßt, wo us und a. — Und wie-n-er Bekanntſchaft gmacht heb im Deredinger Schache mit-ere Chörberfamilie, und ne Tochter d'rvo ghürothet heb, ſi jetzige Frau, d'Ryterefrau . . . .

Mir iſch faſt d'Pfifen usglöſche, i ha ſchier s'chochen und s'eſſe v'rgeſſe, wenn das Mannli däwäg brichtet het, vo ſine Gſchichten und Abentür! J bi chuum meh vo-n-em ewegg gwiche und ha-n-em d'Stäbli glängt und Gflächt und Chnoſpel oder was-'r ſüſt brucht het, bi ſi'r Flickarbeit.

10.

Und die zwöi Lütli ſi wieder cho und ſi eiſter wie länger v'rblibe, i euſem ſtille Hüsli am Hübeli!

[1]) Köln.

d'Rytérefrau isch gange go husiere i de umliegete Dörfere; all Obe isch sie hei cho, mit eme ghuftige [1]) Charre voll Flickarbeit: Rytere, Wannen und Chörb, je nach d'r Johreszit. Und au neui Waar het sie mitgno zum V'rchauf. Und nie si-sie vo-n-is gange, ohne nes Gschenk z'rugg z'loh, ne neue Chorb oder Chratte, oder au ne Chrom, wo sie eiges d'rfür kauft hei: Kaffee oder Zucker oder andere Chlinigkeiten.

Einisch, am-ene uflätige Winterobe si-sie au wieder cho z'fahre mit ihrem Charre, über und über voll Schnee — s'isch Wetter gsi, es wär kei Hund vor d'Thür use gange. d'Rytérefrau isch dur-e-dur naß gsi und het gschnuufet und kychet [2]) zum Erbarme. S'Anni het gseit: Bhüetis Gott, Frau, chömet dir au bi dem Wetter! Aber, dir duret-mi au! Gschwind chömet ine, uf die warmi Chunst! — Und druf het's nes guets Kaffee gmacht. Aber wie länger as die gueti Frau in d'r warme Stube gsi isch, wie grüsliger aß sie agfange het tschuderen [3]) und früre, am End het sie frei gschlotteret und d'Zähn uf-enand gschlage. S'Anni und d'r Ma hei-sie is Bett tho, hei-n-ere Thee gäh, aber besseret het's nit. Sie het eister wie grüsliger afoh wueste, und klagt über Sitestiche, und het Bäckli übercho wie-ne Gluet und am Tag druf het sie scho nebenuse [4]) gredt. S'isch ne starki Lungenentzündung, het d'r Dokter gseit; und gä wie-n-ere gluegt worden isch, — i vier Tage scho isch-sie ne Lych gsi!

Ihre Ma het letz tho, i ha schier gförchtet, er chömm vom V'rstand! S'isch recht bedurlig gsi z'luege, wie-n-'r nebe d'r Lych giessen isch und sie so gstarrig agluegt het, ohni z'essen und z'trinke, zwee Tag lang! Und erst wo-m'r hei cho si, vom Chilchhof, het-'r lut afoh briegge und gseit: O hättig doch au chönne sterbe, läg-ig doch jetz au nebem Ursi, vier Schueh unterem Bode! Hei's so guet z'säme chönne — sechsiezwänzg Johr lang — und nie kei Händel, soz'säge keis ungrads Wörtli, as wegem Bueb, dä ungfellig Bueb, wo-n-is so viel Chummer und Verdruß gmacht het! Gellet, dir wüsset nit, aß m'r nes Chind gha hei, ne Bueb? Vor zeh Johre, am alte Lieberherrgetstag [5]) isch-'r gstorbe . . . . S'isch ihm guet gange und eus au, de er het agfange uf-ene trurigi Art nebenuse schlo — i ma's nit erzelle, ig und

[1]) gehäuft voll. [2]) keuchen. [3]) frösteln. [4]) irre. [5]) Fronleichnamsfest.

s'Ursi hei's nander v'rsproche, keis Wörtli meh vo-n-em z'rede, aber briegget het es mänggisch stundelang z'Nacht und am Tag ....

Und jetz isch s'Ursi au gstorbe, ungsinnet, schier über Nacht! Und ha-mi zu alle Zite, i gueten und böse, eister chönnen uf d'Frau v'rloh, het Alls furt und zue treit und bsorget, ha-mi gar nüt bruche z'kümmere, as gmüethlig furtz'schaffe Tag für Tag! Und jetz stoh-n-i do wie-nes chleis Chind, ha kei Stütze meh und Niemer uf d'r ganze Welt! Wär i g doch gstorbe, statt s'Ursi! —

So het das alt Mannli gjommeret und s'Anni het i-me Rung ane gseit: Wüsset dir was, Nazi, blibet dir bi eus! Mir hei-n-ech jo gern und sit-is nüt im Weg — gell, Hans? Was seisch d'rzue? — Und mir het s'Anni us d'r Seel use gsproche, ha's scho vorhi welle säge, aber — du verstohsch das nit, wirtsch-es scho öppe no erfahre ....

Und so isch d'r Ryterema do blibe, für sir Lebtig; und het wieder afoh schaffe. Frili het-'r jetz selber müeße verträgen und husiere; deheim het d'rwile ne Lehrjung gschaffet und dä Lehrjung bi-n-ig gsi, d'r Hans! Ha's z'ersch dumm und talpig gnue fürgnoh, der Lehrmeister aber het Geduld gha und mi ufgmunteret: Los, Hans, i ha nit emol chönne nes Wydli streipfe, wo-n-i zum Ursi cho bi! S'Ursi het mi Alls erst müeße lehre, und notisno isch's m'r cho, i ha nit gwüßt wie. Für was hät-m'r süscht zwöi Augen im Chopf, und Schenih, wie d'r Herr Lütenant albe gseit het? S'isch jo eigetlig kei Hexekunst, und du nimmsch-es gar nit so dumm für, Hans! Numme Gurasch, het's albe gheiße, bi d'r großen Armee!

Au s'Anni het mehr und mehr Intressi gno am Chorbmache, a Regetage und z'Winterszit isch's nümme go werche zue s'Untervogts, bsunders wo d'Meisterne gstorben isch. Da'sch ne gueti Frau gsi, ne besseri gits keini uf d'r Welt, und mit eus het sie's bsunderbar guet gmeint. I ha-sie gern gha, wie nen eigeni Muetter! Und d'r Dursli het-mi rechtschaffe duret, denn er isch ne Züttel[1]) gsi und d'Kind, ömel d'Buebe, grob wie Bohnestrau!

Aber i ha vom Chörben und Rytermache welle brichte! Also, wie s'Anni gseh und gmerkt het, wie das nes schöns und bsunderbar iträgligs Gschäft isch, isch's gar nümme go werche. Es het afoh Rytere, Chörb

[1]) gutmüthiger Mensch.

und Wanne v'rträge, husieren und handle. Es isch die neui Ryterefrau worde. Blos einisch oder zwöinisch isch d'r Nazi mit-em uf d'Reis gange, spöter het's Anni ellei gmacht, as wär's d'rbi ufgwachse. Und es het-si albe, wenn's so nes schöns Hämpfeli Geld heibrocht het, v'rwunderet, wie viel m'r i dene paar Tage v'rdient hei, bsunders Summers- und Herbstzit! Und wenn-sie öppe die oder diesi Dorfschlopfe[1]) oder öppe nes hochmüethigs Gäxnäsi über eusers „chörbe" und über „s'Ryterenanni" het welle lustig mache, het s'Anni eifach gseit: Für was sette-mir-is schäme? Besser chörbe, as fullenzen oder stehle! Um s'Geld thät-ig Alls mache, was ehrlig isch, thät allne schlimme Dorfrätsche sogar d'Nase ringle, wenn's öpper thät befehle und zahle.

11.

So hei-mer-is is neu Handwerk ine glebt, und s'het mi dunkt, i werd jetz no einisch jung. Wenn mir zwee Manne do ghocket si, im Summer, unter-em Holderbaum am Bächli, bi strubem Wetter im Schöpfli oder i d'r warme Stuben inne, und hei gschaffet vo früeh am Morge bis spot am Obe, und hei brichtet z'säme, Dieß und Jenes, so isch m'r d'Zit ume gange, ha-nit gwüßt wie! Arbeit hei-m'r bereits eister gnue gha, Herbstzit mehr, as m'r hei möge gferge, de s'Anni isch gar e gflinggi Husierere worde. Und isch's au mänggisch drei bis vier Tag nümm hei cho, isch's m'r doch alben Angst worde. d'r Nazi het-mi alliwil tröstet: Heb ömel kei Chummer, Hans! Die isch stark und guräschiert wie-nes Mannevolch und förchtet-si nüt! Die wär bi d'r Beresina au übere cho, ehnder as viel Hundert blütterigi[2]) Offizierli und Soldate, wo nüt gwüßt hei z'mache, as z'jommeren und z'flennen und de Kosacke d'r Buggel darz'ha! — Ganzi Hüffe Rytere, Wannen und Chörb het s'Anni zum Flicke heibrocht, und es het's sogar für gno, wenn's nit viel gfehlt het, d'Sach a Ort und Stell selber z'flicke. Und neui Waar het's selte me nes Stückli hei brocht. So hei m'r vo Johr zue Johr Kredit und Kundsame übercho wit und breit im Land ume.

Hei-m'r so schöne V'rdienst gha und si d'Schulde zahlt gsi, hei-m'rt scho wege dem alte Nazi, au ne chli besser dörfen esse: Oeppen ame-ne, Sunntig nes Möckli Fleisch und dur d'Wuche öppis vo Mehl und s'Brod

[1]) Klatschbase. [2]) verweichlicht.

hei=m'r au nümme so bruche z'spare und s'letscht Ei z'verchaufe; wie gseit, m'r hei manierlig dörfe lebe und doch all Johr nes Bitzeli für gmacht. Güüdet[1]) hei=m'r glich nit, sitdem i ghürothet ha, bi=n=ino i keim Wirthshus inne gsi, usgno uf=em Heiweg us=em Spital, mit=em Dursli! Nei, gwüß nit! Und hei=mer=is öppe ne Luxus welle gönne, ig und d'r Nazi, so hei m'r nes Tröpfli guten Oepfelbrönz lo hole, oder z'Winterszit nes Reckholder oder Truese. Do am=ene Sunntig Nomittag oder au z'Obe, bi=mene Gläsli „Magetrost", wie=n=em d'r Nazi gseit het, und bi=n=eme Pfifli Tuback hei=m'r glebt, wie „Gott i Frankrich", de — unter eus gseit, au s'Anni het i settige Fälle nes Schlückli gno — s'kört's jetz nit, darf's wohl säge! De het=si albe im Alte sis Züngli glöst und de het='r=is erzellt sini alte Chriegsgschichte, vom General Nei und Chellerma und wie sie all gheiße hei; und wie das ne Zug gsi sig, wie d'Welt no keine gseh heb im i n e goh, und wie elend im h e i goh, im riteriere; wie d'Russen usgseh heben uf ihre magere Rößlene, bärtig und ungrothe[2]) wie die Wilde; und wie die um sie ume gsprengt sige, und zuegstoche hebe mit ihrem länge Chüechlispitz, wi d'Bräme i d'r Ern, und wie's so chalt gsi sig — es het ein tschuderet uf=em warme Chüünstli, bim bloße Zueluse. Und wie das wildi Gegete sigen im Russischen inne, füfzig Stund wit keis Dörfli und keis Hus, nüt as Wald und Morast und Schnee und Ysch, keis lebigs Thierli, as Wölf und Chräye, um die z'fresse, wo nümm witers chönne. Und wie's i Polen usgseih und im Pumperniggelland, wo d'Chnaben und d'Meitli und s'liebe Veh i eim Saal binand schlofe, wo hundert Stund wit, uf dem rothe Polisbode, nüt wachsi, as Bins und Vögelichrut und übermüethigi Jünkerli und armseligi Bürli, wo's böser hebe, as bi eus d'Sennechüehli. Und wie's z'Köllen am Rhy ne prächtig schöni Chilche heb und z'Friburg au, und wie guete Wi as wachsi im Rhy no und im Margrofeland; wie s'Bier so feiß und klebrig sig und d'Polizeier so grob, etzätera, etzätera! — Oder er het alti Mehri[3]) brichtet und Rittergschichte, wo=n=er ne ganze Chratte voll uswendig gwüßt het. Oder wie er und s'Ursi z'säme cho sige und wie sie so armüethig heben afoh huse: mit=eme halbe Gulde baarem Geld und ne halbe Neuthaler Schulde, Jedes nes Säckli, und nes Hömli und nes Chuttli drinn. Und wie d'r Schwächer[4]) gseit heb:

[1]) Verschwenderisch leben. [2]) unreinlich. [3]) Märchen. [4]) Schwager.

J gibe d'r s'ganz Gäu und s'Niederamt z'Ehstür und s'Aargäu und s'Luzernerbiet no z'Trinkgeld (nämlich zum husiere); s'ander aber bis uf Murten ufe bhalte-n-ig für mi selber und s'Bernerbiet au, nur nimm di in Acht, aß m'r nit öppen über d'Grenze chunnsch, süsch git's Händel...

Und wenn er so erzellt het, hei-m'r-em andächtig zueglost, und mänggisch het s'Anni gseit: Gell au, Hans! d'Welt isch doch groß, und es si und gscheih au Sachen allenorte, euserein, wo numme d'Nase z'läng ume cho isch, cha's schier nit begrife! Und was dir au gseh heit und erlebt, Nazi, s'nimmt ein Wunder, as d'r no do sit, so gsund und chäch!

Au s'Anni het albe ne ganzi Hutte voll Neuigkeite heibrocht vo sine Reise chrüz und quer: Hürothsgschichte, Kindstaufete, Tod und Unglücksfäll, Erbschaften und Prozeß und Schlaghändel und was es süscht no v'rno het; und d'r Nazi het de gfrogt no dem Bur und diesem, und was sie tebe, und het sie mänggisch grüsli v'rwunderet, wenn d'rno öppis passiert isch, de er het all Lüt könnt, glaub uf zeh Stund wit im Umkreis.

12.

So si d'Jöhrli ume gange, eis um s'ander, m'r hei nit gwüßt wie. —

Es isch am-ene Aeschemittwuche gsi und bitter chalt. d'Widli hei i d'r warme Stuben inne schier nit wellen ufgfrüre, i de Geiße het s'Anni mini alte Chutten agleit, aß-sie nit gstablet[1]) si und d'r Kaffeesatz im Chännli isch gfrore. Pressanti Arbeit isch keini vorhande gsi. Do isch d'r Nazi uf-en Estrig ufe gange und het, sorgsam i-ne Chuderplätz und Papier igwigglet, nes Bündli ungmein fins Holz abebrocht, jo so fin gspalte, wie-n-i mim Läbe nüt gseh ha! — Das het s'Ursi selig no grüstet, seit d'r Nazi. S'duret mi wieder früsch, wenn-i dra denke... Und s'Augewasser isch-em füre cho.

Im-ene Rüngli ane, wo n-er das Züg genau erlese gha het, seit-'r du: Ha einisch, aber s'isch scho mängs Johr, nes Bogechörbli gmacht und mi Name dri gflochte, nen J und nen U und ne H, und d'Johrzahl d'rzue, und all Lüt hei gseit, so schöns und künstligs hebe-sie no nüt gseh. Un d'Frau Präsidentene z'Olte het-m'r ne Neuthaler d'rfür gäh und ne Schoppe Wi und Chäs und Brod. Jetzt will-i probiere, öb i au no eis so schön zweg bringe! Ha jo d'r Wil, gell Hans? Oder was meinsch,

[1]) steif werden.

sell-i's ächt nit woge? S'isch de Euers, chönnt de einisch säge: Das het au no d'r alt Nazi gmacht, zum Andenke ....

Und du het-'r si a s'Werk gmacht. Er het si ordli müeße bsinne, wie-m'rs well itheile, aß-es grothi. Ig und s'Anni hei-n-em zuegluegt und hei-n-is fast verstunet. Und s'Anni het gseit: Wenn-i hundert Johr alt wurd und eister thät dra-n-ume studiere, so öppis brächt-i nit zweg! Gell du au nit, Hans? — Nei, ha-n-i gseit und vor luter Stune ha-n-i tubacket, aß-me d'r Nazi fast nümme gseh het und s'Anni gschraue het: Wotsch öppe Speck räucke, Hans? Es chunt eim jo ganz vor-en Othe! Do, rüst die Herdöpfel, channsch jo glich zueluege! Und i will go afüre, s'isch denk Zit, wenn-m'r gfastet het!

Am Samstig z'Obe isch d'r Nazi fertig worde mit sim Kunstwerk. Und er het-si gfreut, wie nes Chind, so isch's grothe gsi: Steg und Boge, Reifli und Sternli, und richtig die drei Buchstaben und d'Johrzahl und Alls so ungmein fin und untadelig gflochte, niene s'chlinst Ueberschützli oder Fehlerli! Und wo-n-ers mit Seipfewasser bürstet gha het, isch's wiß worde wie Bleikitnech. Und s'Anni het gseit: Im Babst z'Rom dörft-me das verehre, bigoscht! So nes schöns het-'r allweg no keis.

Und am Sunntig z'Obe het s'Anni gküechlet: Schnitte und v'rhabni und dröhlti und Eier- und Oepfelchüechli und Strübli, vo jeder Sorte ne Teller voll, und het suri Oepfelschnitzli d'rzue kochet, mit Zucker und Zimmet. De es isch jo alti Faßnecht gsi und a dem Tag mueß-es jo, wie d'Burewiber säge, küechlet si und wenn d'r Schulde-Weibel eim ufem Pfannestiel hocket. Und selbmol het's s'Anni no nes Bitzeli besser lo grothe, im Nazi z'Ehre, aß er eus das schön Chörbli gschenkt het. D'r Nazi selber aber isch däi ganz Tag neue nit recht ufgleit gsi, het über ne Stürmi klagt, und Herzchlopfe und ne Lähmi i de Gliedere, und s'Anni het-em recht nüeße zuerede, aß-'r d'Küechli nummen au versuechi, und wo-n-'r sie versuecht gha het, hei's-en doch so herrlig guet dunkt; so murb und delikat, und er het vo allne Sorte g'esse und brav Kaffee d'rzue trunke, mit-eme Mocke Zucker drinn. — So, jetz ha-n-i jo g'esse, wie ne Dröscher! seit-'r druf; Hans jetz wei-mer denk nes Pfifli i Brand stecke und no eis pläuderle, chönne jo no lang schlofe bis am Morge!

Und wo s'Anni abgwäsche und Fürobe gha het, goht's übere Wandchaste und zehrt ne gstaubigi schwarzi Fläsche unter den alte Hudle

füre, und het glachet und gseit: Do ha-n-i no nes alts Tröpfli Enzionewasser![1]) d'Brunnersbergfrau het-m'r sie einisch gäh, vor drü, vier Johre scho, für ne Botschaft, wo-n-i ha müeßen usrichte ... Gell, Hans, das hesch au nie gwüßt? Jä im Mannevolch darf m'r ebe nit Alls säge! — Jetz aber wei-m'rs doch au versueche, öb's no guet sig. S'isch jo alti Faßnecht und me lebt nummen einisch, gellet Nazi! — Und d'r Nazi het nit gnue chönne säge, wie guet und mild aß-es worde sig, dur d'Oelti! Und mir hei trunken und tubacket und plauderet, Allerhand, Lustigs und Trurigs durenand, bis es Oelfi gschlage het a d'r Wälderuhr. Und d'r Nazi seit: Will i s'Bett, s'isch denk Zit, aß m'r goht! Und s'isch-m'r eismols wieder so trümlig im Chopf! — Und d'rwile wo-n-em s'Anni d'Schuehrieme uflöst, het-'r gseit: Jo, jetz isch grad sechs Johr, hütt am Vierzehte, aß s'Ursi gstorben isch ...

Sit Johr-e-Tag het-'r keis Wörtli meh vom Ursi gredt gha, wenn-'r au all Nächt ne Rosechranz betet het für ihri armi Seel! —

Jg und s'Anni hei selbi Nacht gschlofe wie d'Murmelthier; und de Morge het s'Anni gseit: Hans, Hans! es lütet scho s'Erstzeiche und mir ligge no im Bett! Das heißt m'r öppe gschlofe! Aber s'isch ömel Winter! J Gottsnamen ufgstande ....

Und im-ene Rüngli rüeft s'Anni: Hans, gang weck d'r Nazi! Dä lit hütt au länger as süscht! M'r wei z'Morgen esse, z'erst will-i numme no d'Geiße tränke.

Also goh-n-i unter s'Nazi's Chämmerlithür und rüefe: Nazi, s'isch kochet, wenn d'r weit ufstoh! — Kei Antwort. J rüefe no lüter: Nazi! schlofet-'r no? Wieder kei Bscheid! J stelze zue-n-em ine, i groppe mit de Händ uf-em Bett ume — do isch jo d'r Nazi, aber was isch das? d'Hand isch yschchalt .... Anni, chumm frei weidli mit-em Licht .... d'r Nazi, d'r Nazi! i glauben eister, er sig gstorbe! — J ha gschlotteret am ganze Lib, so angst isch's m'r worde! s'Anni het i d'r Chuchi usse s'Milchhäfeli lo gheie vor Schrecke und isch gleitig cho z'springe mit-em Fürstettampeli[2]): do isch d'r Nazi glege, bleich und stif, d'Augen off und d'Händ z'säme, as thät-'r bete .... Und verrodt-si nit .... D'r Pfarrer! schreit s'Anni, d'r Pfarrer! — und springt zum Hus us. J ha-m'r nit gwüßt z'rothen und z'helfe! Bhüetis Gott, isch-'r ächt todt? Was

[1]) Enzianbranntwein. [2]) Kochherdlämpchen.

sell-i i Gottsnamen au afoh? Nazi! Nazi! — I will-em Wasser astriche, i stelze i die finstere Chuchi use, aber i d'r Angst cha=n=i d'Wasserstande nit finde .... do chunnt s'Anni scho cho z'schnufe und d'r Pfarrer bi=n=em. D'r Pfarrer huucht i d'Händ und frogt: Wo isch dä Ma? — Hans, bring s'Licht, wo isch s'Licht? rüeft s'Anni. — Im Chämmerli inne, ha=n=i gseit, aber i cha kei Wasser finde, Anni, wo isch au s'Wasser?

S'Anni het d'r Pfarrer bi d'r Hand gno und gleitig dur die feischteri Chuchi dure gfüehrt, i s'Chämmerli ine, ig uf und noche. — Nazi, rüeft s'Anni, Nazi! lueget, d'r Herr Pfarrer isch do! Nazi, säget nummen au nes Wörtli, nes einzigs Wörtli!

Aber d'r Nazi seit nüt meh .... Wo=n=em d'r Pfarrer d'r Puls und s'Herz gfühlt het, seit='r ime Rüngli: Dir guete Lüt, dä Ma ist todt! D'r Schlag mueß=e troffe ha, selb isch sicher, villicht scho afangs Nacht, er ist ganz stif und chalt .... Dir müeßt=ech halt i Gottsname dri schicke! — Do het s'Anni lut afoh schreie und isch zue s'Hechlers ane gsprunge, zum End go rüefe, und mi het's au möge, i cha nit säge, wie .... Und wo s'Hechlers do gsi si, het s'Anni gschraue: Kei Aetti hätt's besser mit=is gmeint, as dä guet Nazi, kei Mensch hätt besser gege=n=is chönne si, as er — und het jetz so müeße sterbe, so eismol, so ungsinnet! Und hei=nem numme nüt meh chönne helfe, i sim letzte Stündli! Das duret=mi, i cha's nit säge! — D'r Pfarrer aber het gseit: M'r wei für die armi Seel bete ....

Und wo d'r Pfarrer furt goht, het=em s'Anni danket und gseit, er sell doch drei heilig Messe lese, extra vor d'r Ablösig, es well sie guet zahle ....

Am Mittwuche de Morge hei=sie d'r Nazi i s'steihertgfornig Grab abe tho. Und s'hets gar merkwürdig troffe, aß'r just z'Fueßete vo sim Ursi cho isch!

Und s'Anni het=em ne Lychestei bstellt, grad so ne schöne, wie im Grabebur sine. Und wo d'Lüt d'Nase grümpft hei, het's gseit: Er het's v'rdient an=i=s! Und ne brävere Ma lit kein uf=em ganze Chilchhof! Nei gwüß nit! —

S'Chörbli aber, wo=n=is d'r Nazi als Gschenk, als Adenke hinterlo

het, hei-m'r i s'Glasgänterli ob d'r Stüblisthür ibschlosse. — Das wird nie verchauft, Hans! het s'Anni gseit; ehnder gieng i goh bettle!

13.

M'r hei's gli gwahret[1]), was für ne großi Lücke der Tod vom Rüteremannli i eusers Familielebe grisse het, erzählte Hans.

Ig bsunderbar ha's gspürt. Erstens bi-n-i, wenn s'Anni uf d'Reis isch, wieder so einsam und v'rlasse dogstande, wie albe, wo-m'r früsch i s'Hüsli zoge si. Het Niemer meh mit-m'r brichtet, as s'Büüßi und d'Hüehner mit ihrem dumme Gagere. Und zwöitens het jetz numme no Eine deheim gschaffet und d'r Nazi het Keine mögen in dene Stücke: numme hübscheli und still, aber vo Morge bis Nacht i eim furt. Und het alli Vörthel kennt us-em ff, isch aschicklig gsi, wie d'r tusig! Und d'rzue isch'r gnüegsam gsi, het im gueten Esse wenig nogfrogt, numme si's täglig Schnäpsli hätt-'r nit gern dehinte glo, wie alli alte Soldate. So ne guete huslige Arbeiter weniger, jä das macht oppis us!

Ha langi Zit d'Hoffnig gha, mis lahme Bei thüei villicht doch notisno so zweg cho, aß-i wieder recht lehr fueße. Aber jetz bi-n-i feufe-füfzgi und du gsehsch, aß-es ehnder vo Tag zue Tag schlechter goht. Jo viel schlechter! De jetz chöme die donners Gsüchtene[2]) und ploge mi mänggisch, aß-i fast tubetänzig wirde. Jä jo, lueg nume, du weisch halt nonit, wie das thuet! J dine Johre ha-n-i eben au nüt gspürt, ha mögen über all Heg usgumpe! —

Und wenn-i mit-em Anni gnirpet ha, es sig so lang vo Hus, mänggisch drei, vier Tag und löih-mi deheim elleini Trübsal blose, se het's afo ufbegehre, wie ne Wachtle, und het gseit: Du channsch guet rede, deheim, i Schatten und Schärme! Derwilen ig i Wind und Wetter umestürme mueß, s'Land uf und ab, mit dem schwere Charre! Und d'Lüt bringen eim d'r V'rdienst au nit uf-em Teller dar; mueß mänggisch Stunde lang warte, bis sie ab-em Feld hei chöme und Bscheid gebe. Und bringt m'r-ne d'Sach ume, so het d'Frau kei Geld oder d'r Ma kei Münz und me mueß drümol d'rno laufe, bis m'r zahlt isch. J wett, du chönntisch einisch für mi goh, gsächisch denn au, wie gleitig aß das zuegoht!

[1]) Wahrgenommen. [2]) Rheumatismen.

Jo i wett's au, aß-i chönnt goh! ha-n-i do denkt und wehmüethig a mis lahme Bei glängt, und s'Anni het handchehrum wieder großes Bedure gha und mi gsuecht z'tröste. —

Chunt einisch ne v'rlusete Kerli i s'Hus und frogt, öb's wohr sig, aß d'r Nazi gstorbe? Er het rothi Hoor gha und gstunke wie nes Schnapsfaß.

Jo, het s'Anni g'antwortet. Und jetz, was isch guets?

He, i bi si Schwoger, im Ursi si jünger Brüeder. Und chumme cho luege, wo im Nazi sini Sache hi cho sige, s'Charrli und s'Gschirr und s'Geld .... Er het doch gwüß au no Geld hinterlo?

— Im Nazi si Hauptsach lit dört äne uf-em Chilchhof und d'Seel isch hoffetlig im Himmel, het s'Anni gseit. Geld het-'r nün Franke gha im Geldseckeli inne, und d'Kleider si im Chämmerli inn im Trögli! — Für das hei-m'r Grebt, Siebet und Drißgisch zahlt, und d'Akleider, und d'r Todtegräber, und dene Lüte z'essen und z'trinke gäh, wo gwachet hei, und s'Wachs und d'r Sigristlohn, und d'r Grabstei, und d'r Todtebaum .... Weit-'r das öppe zahle? De chönnt-'r erbe, Alls was-'r hinterlo het! Heit-'r sis Grab scho gseh?

— Nei, s'nimmt mi nit grüsli Wunder! Aber mi Sach will-i! het-'r gseit und mit sine rothen Auglene i all Eggen ine gluegt. — Im Nazi si Sach will-i, i bi d'r nöchst V'rwandt!

I ha's gseh, wie's dur s'Anni ufgfahren isch, wie's ganz bleich worden isch vor Zorn. Es isch hert vor dä Hudel zue gstande und het gseit:

Weit-'r zahle, was-es kost het? I froge jetz no einisch!

Das het dem Kerli doch nit recht welle gschmöcke; i ha-n-ems agseh, aß-'r nit feuf Rappen im Sack het.

— Mi Sach will-i! het er trotzig gseit, s'ander geiht mi nüt a! Ha nüt befohle wege Messen und Drißgisch und dere Sache, hätt süscht au chönne sterbe, ohni die Faxe....

Du bisch ne Lushund, nen Nütnutz und Schlingel! het s'Anni gschraue und het-em d'Fuscht unter d'Nase gha. — S'wär Schad, wenn du nen einzige Chrüzer vo dem Geld überchämisch, wo dä guet Nazi so suur und ehrlig v'rdienet het! Jowolle! Erben und nüt zahle und däwäg vom Nazi selig rede, vo sim Seeleheil, du Lump! Aha, du

bisch de dä sufer Vogel, wo d'r Nazi selig einisch brichtet het: er schäm-si so grüslig wege-d'r.... Weisch was! Do het d'r Zimmerma s'Loch gmacht, für settig Vögel: wotsch jetz so guet si und use spaziere, wo d'harcho bisch?

Und s'Anni het würklig d'Thür angelwit ufthо. D'r Roth het nit recht gwüßt, öb-'r well s'Feld rume oder öb-'rs uf d'Gwalt well lo acho. Erst wo-n-ig ufgstande bi und d'Krucken i d'Hand nimme, het-'r si umkehrt und isch zum Loch us gange. Unter d'r Husthür aber het-'r no d'Fust gmacht und ghoopet: I will-ech scho no finde, am rechten Ort! Dört wei-m'r de luege, wer erbe sell, ig oder dir! —. Druf isch-'r d'r Fueßweg i im Dorf zue gange.

S'Anni isch in-ere Täubi inn gsi, i ha's no nie so gseh. — Jowolle! Dä unverschannt Pflegel! Eim däwäg unter d'Nase z'stoh und vom erbe z'brichte, ohni numme z'froge, wo d'r Nazi selig öppen au v'rgrabe sig, ohni nes Vaterunser für-en z'bete! Jo, usgschänzelet het-'r die Sache no, dä Geißeschelm!

Handchehrum, bsunders wo's agfange het öbele, isch-em die Sach ganz anderisch vorcho. — Hätt-m'r-em doch die paar Chleidli und s'Geldli dargheit! Es kört-em nit, nei vor Gott und d'r Welt nit! Aber am End cha-n-is dä Schlingel mehe z'Leid thue und schade, zeh- oder hundertmol meh, as Alls werth isch! Er chönnt-is jo —, Hans weisch was, i goh i s'Dorf ine und will noche förschele, wo-n-'r si öppen umetribt....

S'Anni isch würklig gange und erst um s'Betelüten ume hei cho. Es het-ne chönnen erfroge. Bi s'Uerechs het-'r gfochten und im Pfarrhof, du sig-'r i d'Pinte gange, aber numme paar Minute und d'rno staregangs zum Dorf us. s'Mathyse Babeli het's gseit, es het nes Schof bschoore vor-em Hus. Druf bi-n-i zum Amme gange, het s'Anni erzellt, und ha-n-em Alls gseit, wie und wenn, und was m'r ächt au selle mache. — Nüt mache, het d'r Amme gseit, wüßt nit was! Dä Luskerli het halt probiert, öb-'r öppis chönn usechlöpfe vo-n-ech. Jetz het-'r gseh, aß nüt z'erhaschen isch. Chunnt'r aber wieder, was-i nit glaube, so machet-m'r uf d'r Stell Bricht, i schicke de d'r Landjeger. Dä und d'r Presidänt werden-e de scho gschid mache. —

Aber langi Zit hei-m'r doch kei Nacht recht rüeihig chönne schlofe,

hei gförchtet, dä Schlingel zünd-is öppe s'Hus a. D'r Liebgott aber het-is vor dem Unglück bewahrt; und d'r Roth hei-m'r au mit keim Aug meh gseh.

14.

Vo dört a isch s'Anni no besser gege die arme Lüt gsi, as vorher. Bsunders den arme Chinde het's allerhand gäh, Brod und Oepfel und Geld z'Almuese, und die Chline het's albe küßt und mit-ne düderlet und mänggisch Augewasser übercho: i ha-n-ems agseh, wie weh aß' em thuet, daß numme mir keine eigene Chind hei . . . . Jetz scho lang thuet's frili nüt meh d'rgliche, überhaupt hätt-ig's nie selle merke, aß-es das so plogt.

Süscht hei-m'r do neben-uß glebt, wie uf-ere Insel. Hei-n-is nüt um d'Dorfneuigkeiten kümmeret und Rätschereie, und d'Lüt hei eus notisno au rüeihig glo, jo, cha-m'r säge, eigetlich v'rgesse. Und das isch-is recht lieb gsi und hütt no recht lieb! Sobald oder so lang nes frönds Aug i s'Familieleben ine luegt — het s'Anni mänggisch gseit — oder ne bösi Zunge dri rede cha, isch kei ehlige Friede, kei wahre Husfriede. d'Thüre zue und d'Fenster zue und d'Ohre zue und d'Zunge ghüetet, das isch s'best Rezept gege Husstrit, het albe mi Meisterne gseit, s'Untervogts Frau selig — tröst sie Gott!

Nummen einisch hei-m'r, sitdem d'r roth Lumpazi do gsi isch, nen Uftritt i eusem Hüsli gha, fügte Hans schalkhaft lächelnd bei; aber nit so gar ne gfährlige . . . . Het nämlig s'Anni müeße go hübschi Gotte si, i s'Mathyse Babeli sim Chind. Du weisch nüt d'rvo, bisch furt gsi selbi Zit! Also het s'Anni müeße go Gotte si, und het sini Hochzitchleider agleit, und wo's däwäg ufdonneret gsi isch, ha-n-is fast nümme könnt, so gstadlig het's usgseh! Item, z'Oben isch der Götti mit-em hei cho, wie's d'r Bruch isch i alle christlige Ländere. Und er het no nes Schüsseli Kaffee mit-is trunke und i ha-n-em alts Bätziwasser d'rzue igschenkt, ha-n-ems nit emol agseh, aß-er scho ne Dämpis het, geb wie-m'r s'Anni dütet und abgwehrt het. Und dä Götti het gmämmelet und graukt und plauderet, und s'Anni het eister a s'Zit gluegt, aber er het's lang nit welle merke. Endlige isch-'r gange — ömel z'Nacht am Achti isch-es gsi — d. h. er het welle goh, aber s'isch schier nümme müglig gsi — er het ebe ne Weltskanoneschlemper gha, wie agworfe,

jo bigoscht! S'warm Stübli und s'Bätziwasser hei's gmacht! Afäng, wo-n-er use will, dur Chuchi dure, gheit'r i s'Aescheloch abe, het, unter eus gseit, uf keis Bei meh chönne stoh, isch eine gsi, wie ne Wäsch-lumpe! Was hei-m'r do welle mache? S'Anni het i Gottsname wieder mit ihm müeße hei goh, d'Gotte mit-em Götti .... Läng-m'r doch däini Widli, Schangi, ha hütt wieder so grüsli Gsüchti im Bei, ma's schier nit erlide! Uih! Wie zocket das! — Und wo s'Anni ume cho isch, het's d'Thür bschlosse und gseit: Erst jetz weiß-i, wie ne treue und brave und huslige Ma aß-i ha, — dä Götti do, d'r Jörg, hätti-afe mögen aspeue! — — —

15.

Jahre vergingen. Und als ich von einer buntbewegten Lehr- und Wanderzeit meine Schritte wieder nach der lieben Heimat, dem stillen heimeligen Dörfchen zuwandte, wo meine Lieben weilten, als ich die müdegehetzten Glieder wieder einmal so recht wonniglich ausgeruht auf den Kissen, die sorgliche Mutterhände allein so weich und bequem her-zurichten verstehen, da ging ich auch meine lieben Freunde und Be-kannten aufzusuchen, die Spielgenossen meiner Jugend, Vettern und Nachbarn. Aus den tollen rotznasigen Buben waren kräftige, hübsche Jünglinge, aus den struppigen Mädchen üppige, blühende Jungfrauen geworden, die schier sittsam errötheten, als ich ihnen die Hand zum Willkommengruß reichte. Und auf mein: „Aber Bäbeli oder Stineli oder Bertheli, du bisch au groß und so hübsch worde," entgegneten sie schalkhaft lächelnd: „Du au — Dir au, will-i säge!" — Viele Solche aber, die ich vor Jahren noch bei strotzender Gesundheit verlassen, waren alt, siech und runzelig geworden, einige von ihnen hatte der Tod, zu meinem großen Erstaunen, bereits schon von hinnen genommen.

Ach, und der Gunzger Hans, wie hatte der gute Mann gealtert! Ich traf ihn auf dem Kunstsitze hockend, das kranke Bein in warme Hüllen gewickelt. Hauptthaar und Bart waren völlig ergraut, die matten Augen saßen tief in ihren Höhlen, tiefe Runzeln durchfurchten die Stirne und die abgehärmten Wangen; die ganze, einst so kolossale Gestalt erschien mir völlig in sich zusammengesunken!

Gell, sagte Hans, mir die knochige Hand reichend, gell Schangi, mir het's böset! Du denksch-es selber au, i gseh-d'rs a! Jo, mir het's schröckli böset! Ha früecher eister no gmeint, i lehr au no besser laufe, aber oheie! eister wie schlimmer isch es cho! d'Gsüchti hei-mi fast

v'risse und v'rdräiht! Z'ersch Tagewis und spöter z'Wuchewis ha=n=i gar nüt meh chönne schaffe, ha Schmerze gha, es glaubt's Niemer! Hei do dokteret und dört dokteret und d'r letzt Chrüzer für Gütterli und Salben usgäh — s'het nüt hulfe. Du hei's=m'r grothe, i sell's mit=ere Kur probiere z'Baden unte, so drei, vier Wuche. Ig aber ha gseit: I v'rma's halt i Gottsname nit! Und wenn=i's v'rmöcht, so hulf's doch nüt, i sturb vor Längizit und Heiweh . . . . Am beste het=m'r no eister s'räuke tho mit Reckholder= und Holderschützlig und Ambeißegeist. Jetz aber isch m'r ne Chnuppe[1]) gwachse und zwar scho zum dritte Mol, wenn dä alben us isch, so ha=n=i wieder nes Rüngli besser und cha wieder nes Bitzeli schaffe.

S'schlimmsten isch, aß s'Anni au nümme chäch isch! S'isch jetz zwöi Johr, chunnt's einisch hei vom husiere, z'Nacht am Nüni, bi Wind und Wetter het's a d'Thüre ghoschet und gseit: Hans, lo=mi ine, s'isch numme mi! Und wo's ine chunnt, gseh=n=i, aß=es am=ene Stecke goht und fast nümme cha laufe. — Aber Anni, was isch das? ha=n=i erschrocke gseit. — Jo, was isch das, Hans! Lahm bi=n=i, ha gschwullnige Bei und es sticht mi i de Füeße wie mit Messere! Ha d'r Röllibueb mitgno, us d'r Schälismühli, hätt d'r Charre nümme hei brocht! Junge, chumm ine, will mit=d'r abschaffe!

Und wo d'r Jung furt gsi isch, isch s'Anni abghocket und het aso briegge, s'Wasser isch=em d'Backen ab glaufe, und het gjommeret: Du lahm, Hans, und ig jetz au lahm und chrank! Wenn=is numme d'r Liebgott thät hole, eus zwöi arme Lütli!

D'Bei si notisno wieder ufgschwulle, aber chäch isch s'Anni nümme worde. Es het grüsli Sorg müeße ha und wenns nummen einisch i s'Nassen usen isch, isch's wieder im Alte gsi. Und wenn's no so gsund gsi wär, so hätts doch mänggisch wuchelang nit chönne reise, wege mir. S'het Tage gäh und s'git=si jetz no, wo=n=i nit emol elleini zum Bett us chönnt!

M'r hei müeße s'Hechlers chlei Fritzli astelle, für Holz und Wasser z'träge und Kommissione z'mache. Und das chost au Geld . . . . Und v'rdiene thüei=m'r halt nümme d'r dritti Theil, nümme d'r viert, was früecher — s'isch=si nümm d'rwerth . . . . Und Stür und Brüch und s'Zinsli, und s'Holz, und d'r Fuehrlohn, und s'Dachdecke, und d'Dokterchöste — jo, Schangi, das nimmt die Bätzli weg, daß eim fast nüt meh für s'Esse blibt!

[1]) Geschwulst, Eiterbeule.

M'r hei öppis erspart gha, m'r hei's im Pfarrer müeße z'rugg heusche, i Gottsname, i cha nit helfe, sparsamer, as mir, chönnt m'r doch nit lebe, nei gwüß nit! — Und s'Anni schindet-sie ab und getraut-em schier nümme gnue z'esse — s'duret mi, i cha's nit säge, wie! Und het's no nes Mümpfeli Bessers, so meint's no eister, ig müeß-es ha, und es isch jo schier so bös zweg as ig ....

Aber will doch höre chlage, s'treit jo nüt ab und s'wird Gottswille si, wie E'rs macht, isch's jo recht! Ha's au no keim Mensche gseit, as dir, und s'isch m'r, es heig m'r ganz gwohlet .... Und wie goht's dir? Wie du so groß und hübsch worde bisch — gell, jetz thät-isch m'r keini Widli meh streipfe?

Und der gute Hans versuchte zu lächeln, trotz seinen Schmerzen.

Jetz chunnt s'Anni hei, sagte Hans horchend, s'isch zum Vehdokter gange für d'Geiß. Du wirtsch au luege, wie das gmageret und g'altet het, Schangi! — Und wirklich hörten wir die Hausthüre sich knarrend öffnen und gleich darauf trat das Anni in die Stube.

Hans, sagte es, den Regenschirm in die Ecke stellend, d'r Dokter seit — aber wer isch das, Hans? Isch das nit d'r Schangi? He, Grüeß Gott und Gottwilche, het's tusig, wie groß .... s'Mareili het's gseit, du sigisch hei, ha's fast nit welle glaube .... Darf-di doch no dutze, nit wohr?

Und als die Frau das Kopftuch abgenommen, erschrack ich beinahe, so sehr hatte sie gealtert! Das war nicht mehr das schier männlich-kräftige, flinke Anni, das war eine gebrochene, entkräftete alte Frau geworden, mit von Kummer gebleichten Haaren. Es reichte dem Hans eine dünne, kraftlose Brühe aus dem Schüsselchen im Ofenrohre und fragte besorgt; Gell, du hesch blanget, Hans? Hätt kei Minuten ehnder chönne cho, es si viel Lüt bim Dokter gsi und cha hütt böser laufe, as gester. S'Wetter, s'Wetter! — Wege d'r Geiß aber ha-n-i schlechte Trost! D'r Dokter meint, s-Beste wär, m'r thäte sie grad metzge .... Die armi gueti Geiß! Und het so gueti Milch gäh .... Aber, Hans, nimm's ume nit so z'Herze, will mit-em Chilchmeier rede, wie-n-i scho gseit ha —, d'r Schangi darf's wohl wüsse, er isch ne gueti Seel, wo's eister ufrichtig mit-is gmeint het — d'r Chilchmeier will-is nes chlis Kapitäli lieh, uf s'Hüsli, wissen i Gottsname nüt meh anders az'foh, wenn's öppe wieder besser goht mit d'r Gsundheit und m'r wieder schaffe chönne, chönne-mer's jo wieder erhusen und zrugg gäh, gell Hans? — Und der Hans nickte trübselig mit dem Haupte.

16.

Und wieder verstrichen Tag und Tag, unsern Leutchen ging es eher schlimmer. Das Anni leide an Blutarmuth, sagte der Arzt, und da könne nur mit guten kräftigen Speisen, Eier, Milch und Wein geholfen werden. Aber woher nehmen? Das vom Kirchmeier geliehene Geld war aufgezehrt, mochte das Anni noch so haushälterisch zu Werke gehen. Bätzlein um Bätzlein rannen dahin, der Verdienst aber nahm immer mehr ab, denn das Anni konnte oft wochenlang das Haus nicht mehr verlassen und Hans bekam zum Ueberflusse noch das „bös Thier" an der Hand, so daß er zum korbflechten vollends untauglich wurde. Die größten Schmerzen aber ertrug er mit heroischer Geduld. Keines der beiden Gatten mochte mehr eine Klage über die Lippen lassen, aus Furcht, das andere zu betrüben oder schwermüthig zu stimmen!

Sie begnügten sich täglich mit einer halben Maß Milch und aßen zumeist nur schlecht gerathene Kartoffeln und grobes Gemüse. Und auch diese Vorräthe drohten auszugehen ....

Und Niemand im Dorfe ahnte die herbe Noth, welche in des Gunzger Hansen Haus eingekehrt. Hans und Anni waren nach und nach ordentlich menschenscheu geworden, mochten Niemanden mehr ihre Bedrängnisse klagen, noch weniger Jemanden um Hülfe oder Almosen ansprechen, aus Furcht, ausgewiesen und in die Heimathgemeinde spedirt zu werden. Dieser schreckliche Gedanke plagte die armen Leutchen Tag und Nacht! Er hielt sie auch ab, sich nach einem fernern Anlehen auf das Häuschen umzusehen, obschon ein solches ihnen ohne Zweifel gewährt worden wäre.

Auf seinem Schmerzenslager oder in der stillen Ofenecke brütete Hans in sich hinein oder wischte sich etwa mit dem Rockärmel eine verstohlene Thräne aus dem eingefallenen Auge; in der Küche draußen oder im harten Pfühle seufzte das Anni mehr denn einmel: Wenn-is numme d'r Liebehergett thät hole, mi und d'r Hans uf eimol! Aber si Wille geschähe ....

Si Wille geschähe, seufzte Hans nach. —

So nahte der Christabend. Eine kalte dünne Bise strich über die hartgefrorne, nackte Erde hin. Die Häuser des Dorfes waren hell erleuchtet. Die Leute saßen in der warmen Stube drinn und beteten, oder vertrieben sich die Zeit bis zur Mitternachtsmesse durch kurzweilige Reden oder Karten- und andere Spiele. Die Hausfrauen bereiteten Kaffee und Kuchen, damit man nicht friere in der kalten Kirche.

In des Gunzger Hansen Haus am Hübeli aber brannte kein Licht. Das Oel kostet Geld, und Anni hatte nicht einmal mehr ein Bätzchen, um sich eine Halbe Milch zu kaufen! Stumm und traurig saßen die Beiden auf dem lauwarmen Kunstsitze, denn aus Mangel an Holz konnte der Ofen nicht mehr geheizt werden.

Sie hatten schon zwei Rosenkränze gebetet, den gnadenvollen und den schmerzenreichen. Es läutete das erste Zeichen und nun begannen sie den dritten, den glorreichen. Und ach, es war ihnen so wenig glorreich zu Muthe . . . Hans, sagte das Anni mitleidsvoll, wotsch nit lieber i s'Bett goh? Im Bett hesch jo wärmer, i will d'r mis warm Junte dri thue! — Nei, antwortete der Hans mit matter Stimme, will warte, bis du au chunsch!

Der Vollmond blickte melancholisch durch die kleinen gefrornen Fensterscheiben, sein mattes Licht fiel schräge auf die getäferte, braune Stubenwand, auf das Glasschränklein ob der Stüblisthür. Er beschien auch das niedliche Armkörbchen, das Angebinde des alten Ryterenmannes. Anni's Blick ruhte unwillkürlich auf demselben, ihm war's plötzlich, als hätte dasselbe die bekannten Gesichtszüge des Alten angenommen, als nicke es ihm freundlich zu . . . . Nein, nein, es war nur Sinnestäuschung! Doch! was war das? Ein jäher, leichter Krach, wie das Springen einer Fensterscheibe, ließ sich vernehmen, dort vom Kästlein her . . . .

Hans! ruft das Anni leise, hesch's au kört? Der Nazi! Er will is öppis säge . . . . M'r wei d'Letenei[1]) no bete und d'r Husjege. —

Und als die Mitternachtstunde schlug an der Wälderuhr, verließ Anni das Haus. — Blib schön im warmen Eggeli, Hans! I chumme gli! Gell, du hesch Hunger, du arme Tropf!

17.

Die Glocken klangen so feierlich durch die mitternächtliche Stille, der scharfe Nordwind trug die Klänge fort über Berg und Thal, von Ort zu Ort. Am Himmelsdome flimmerten die bunten Sternlein, Myriaden Flämmchen zu Ehren des menschgewordenen Christ! Aus allen Häusern und Hütten, die Gassen und Gäßchen entlang kamen tief vermummt Männlein und Weiblein gezogen und wallten scherzend und guter Dinge zur Kirche hin. Unser, von Hunger und Entbehrung entkräftetes Anni aber fror bis ins innerste Mark hinein, es ward ihr so ungeheuer weh und bänglich zu Muthe.

[1]) Litanei.

Der liebe Gott erhält die Vögel des Himmels. Wird er uns, nur uns elendiglich zu Grunde gehen lassen? Uns dem schrecklichsten, dem Hungertode preisgeben? Wenn nur der arme Hans nicht so leiden müßte, ich ertrüg' es ja gerne! So seufzte das Anni, sich mühsam zur Kirche schleppend.

Majestätisch hallte der Orgelton durch das hochgewölbte Gotteshaus, feierlich klang das Gloria in excelsis, die frohe Botschaft, durch die geweihte Halle, andächtig lauschte die gläubige Menge den Klängen der frommen Musik — da erschallte von Außen her der gellende Ruf: Fürio! Es brennt! — Der Ruf wiederholt sich unter der Kirchpforte, er übertönt Lied und Orgelton. Ein jäher Schreck durchzuckt Jung und Alt, Alles eilt und drängt den Ausgängen zu, man schreit, schiebt und stößt sich, ein Jedes will zuerst das Freie gewinnen. Vom Thurme herab wimmert das Brandglöcklein, die Glocken, die soeben das Christfest eingeläutet, stimmten wehklagend mit ein, ein röthlich fahler Schein verbreitet sich im Nu über Dächer, Giebel, Baumwipfel und Flur, er macht die Nacht auf weite Ferne zum hellen Tage! Ja wirklich, es brennt, dort im Byfang drunten, es ist des Cholertonis Strohhaus! Und Alles, Mann und Weib, Jung und Alt eilt jammernd und schreiend quer über die Matten, der nahen Brandstätte zu.

Auch das Anni hatte, nachdem es sich mit Weihwasser besprengt, Eines der Letzten, die Kirche verlassen. Gleich vor der Kirchpforte schon sah es die hohe, gewaltige Flamme gen Himmel steigen. Es sah aber auch, wie vom Nordwinde erfaßt, die glühenden Funken massenhaft und wirbelnd nach Westen zogen und gleich einem Feuerregen sich über die Wiesen und Bäume und über — sein, des Gunzger Hansen Häuschen ergossen . . . .

Ein Wehegeschrei entrang sich Anni's tiefgequälter Brust, der jähe Schreck droht ihm die Besinnung zu rauben! Doch, es rafft sich auf, es muß heim, heim zum Hans, ihn zu warnen, zu retten!

Die Funken kommen immer dichter angeflogen, sie bohren sich in das ausgedörrte Strohdach ein, dort, an der östlichen Ecke züngelt ein Feuerchen empor, kein Mensch ist da, um ihm zu wehren! Der rasende Wind bläst es im Nu zur hellen Lohe an, sie verbreitet sich mit fürchterlicher Schnelligkeit über das ganze Dach — das Anni ist nur noch fünfzig Schritte vom Hause entfernt, sein markdurchdringender Hilferuf verhallt ungehört auf der menschenleeren Stätte, keine Seele da, zu retten und zu helfen!

Hans! Hans! schreit das Anni und pocht mit fieberhaftem Ungestüm an die rauchgeschwärzte Hausthüre, Hans! Hans! es brennt! Hans, i Gottesheilige Name, chumm use, thue uf! — Da erinnert es sich, daß es selbst die Thüre von Außen abgeschlossen, es sucht in der Jüppentasche nach dem Hausschlüssel, in der gräßlichen Angst kann es ihn nicht finden! Die Thüre ist alt und morsch, das Anni rafft seine letzte Kraft zusammen, ein gewaltiger Ruck und sie fliegt auf! Hans, i chumme! ruft es und verschwindet in dem dunkeln Innern . . . .

Es kommen Leute herbeigeeilt, just stürzt das brennende Stroh zischend vom Dache, es bildet eine furchtbar glühende Hecke ringsum das Häuschen, die Flamme leckt bis zu den Dachsparren empor, das Feuer knistert und wüthet im Gebälke.

— Ist doch der Hans au dusse? Und s'Anni, wo isch das? So fragen sich die Leute, von entsetzlicher Ahnung ergriffen. — Bhüetis Gott, wenn die no dinne wäre!

Hinein durfte sich Niemand mehr wagen, Alles ist unrettbar verloren! Spritzen kommen angefahren, wassergefüllte Schläuche richten sich gegen das tobende, verheerende Element. Alles umsonst! In Zeit einer kurzen Stunde war von dem traulichen Häuschen am Rain nichts mehr zu sehen als Rauch und Flammen, Schutt und Trümmer . . . . .

Wo si au i Gottsname d'r Hans und s'Anni? So fragten sich die Leute immer von Neuem. Het-si de au Niemer gseh? — Nein, Niemand!

Und als der Tag anbrach und die Lohe ausgelöschen, stöberten die Feuerwehrmänner mit Hacken und Schaufeln im rauchenden stinkenden Schutte herum, um nach den verkohlten Ueberresten der beiden Unglücklichen zu forschen. Sie fanden nicht, was sie suchten.

Endlich stiegen beherzte Männer, trotz des ihnen entgegen qualmenden Rauches in den noch unversehrt gebliebenen Keller hinab. Da, im hintersten Winkel des Gewölbes, auf einem armseligen Häufchen Kartoffeln ausgestreckt, erblickten sie Hans und Anni, leblos und starr . . . . Das Weib hielt seinen Gatten im Tode noch fest umschlungen, dieser aber lag da mit geöffnetem Munde, die gläsernen Augen aufwärts gerichtet und die Hände fromm gefaltet, wie er es gethan haben mochte, als der Engel des Todes ihn abrief, aus seinem armseligen Erdenleben zum fröhlichen, himmlischen Weihnachtsfeste!

So war denn Anni's verzweifelter Wunsch, der liebe Gott möge sie doch zu sich nehmen, Beide zugleich, in Erfüllung gegangen! —

Verein für Verbreitung guter Schriften.
Basel.

No. 6.

Ein goldener Spruch.

Eine Volksschrift

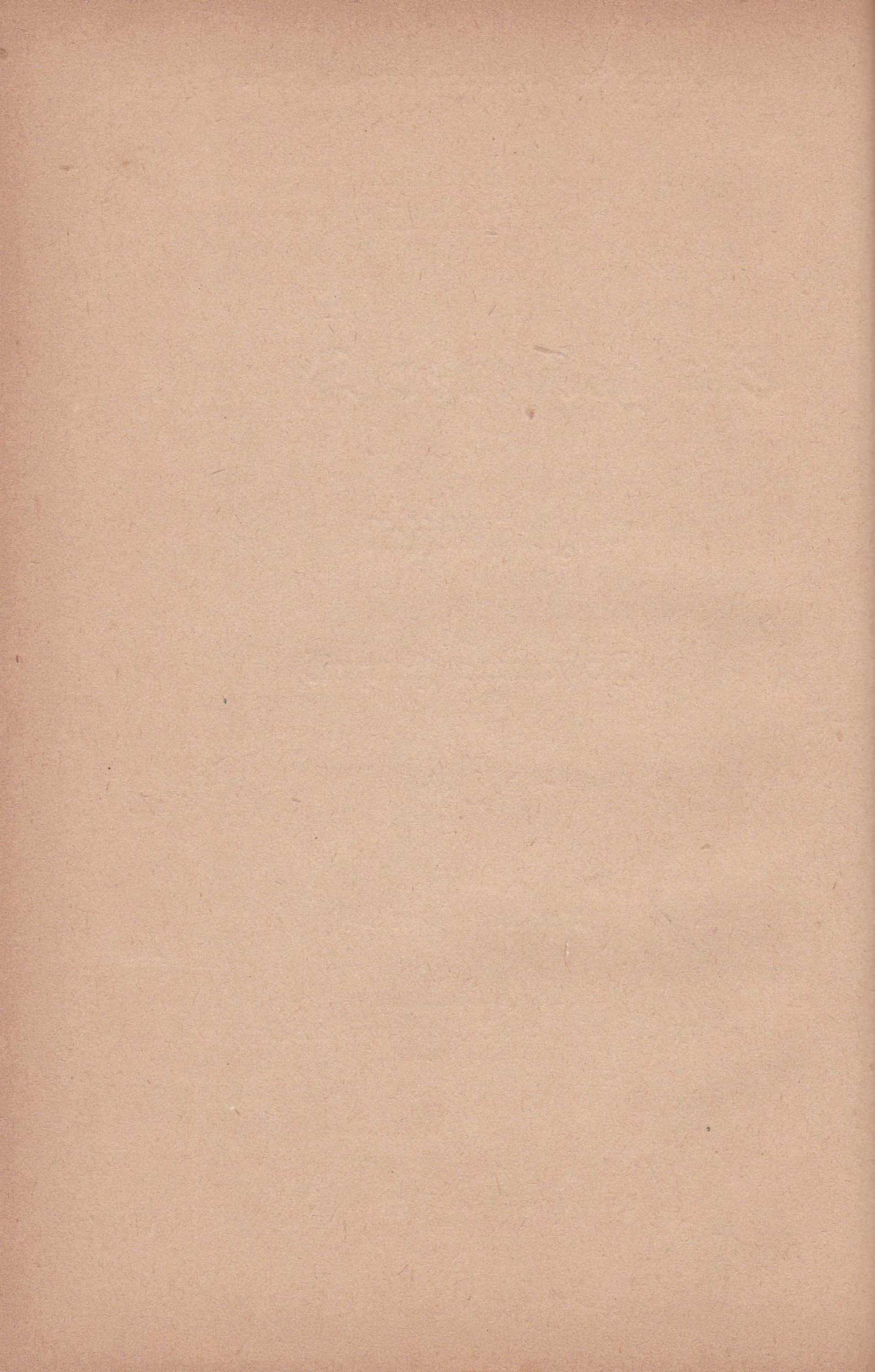
von

Johanna Spyri.



Doppelbändchen: Verkaufspreis 20 Rappen.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
Emil Perthes.
1890.



Kapitel I.

Ein Gang zum Arzt.

Die ersten Märztage waren gekommen. Dunkelblau wölbte der Himmel sich weithin über Berg und Thal. Der scharfe Nordwind hatte die letzte Wolke verjagt und pfiff eben jetzt über den freien Bergrücken hin mit einer Gewalt, daß die festen alten Bäume auf der Höhe hin- und herwogten, als wären sie Schilf, und nicht selten fuhr da und dort einer der dicken Äste krachend vom Stamme nieder.

Aber noch andere Opfer forderte jährlich der rauhe Wind, wenn er von Norden heranzog und plötzlich die leuchtende Bläue über den ganzen Himmel hinbreitete.

Da kehrte manchmal an einem Tag die böse Krankheit der Lungenentzündung in drei, vier Häusern der ausgesetzten Berghöhe ein, und nicht die Alten, vielmehr die Jungen und Kräftigen raffte die gewaltsame Krankheit oft in wenigen Tagen dahin.

Eben stand um eines der freundlichsten Häuser oben auf Tannenegg, dem freistehenden Bergdörfchen, eine Gruppe von schwarzgekleideten Männern, auf den Augenblick wartend, da von der nahen Kirche her die Glocken ertönen würden, als Ruf für sie, die junge Frau, die auf der bedeckten Bahre lag, zu ihrer Ruhestätte zu geleiten.

In der stillen Stube drinnen saßen zwei Kinder auf der Bank, die sich längst der Wand hinzog.

Das kleine Mädchen im schwarzen Röcklein sah mit seinen dunkeln Augen und den zusammengezogenen Brauen fast finster zu

der Frau auf, die in einem kleinen Schranke herumkramte und nicht zu finden schien, was sie suchte.

Der Junge hatte seine lachenden blauen Augen auf denselben Punkt gerichtet und folgte den raschen Bewegungen der Frau, sichtlich in Erwartung eines erfreulichen Gutes, das endlich die geschäftigen Hände herausheben würden.

„Ich will hinaus, Base Judith", sagte jetzt das kleine Mädchen halb störrisch, halb ängstlich. „Wo ist denn die Mutter?"

„Still! still!" mahnte die Frau, noch rascher ein Stück über das andere hinwerfend. „Ich finde jetzt gleich etwas Schönes, dann könnt ihr spielen damit; aber ihr müßt ganz still sein und zur Thür hinaus dürft ihr nicht, hört ihr, keinen Schritt! Da oben ist aber auch nur Gerümpel."

„So gieb uns die Rose", sagte das kleine Mädchen, mit demselben düsteren Ausdruck nach dem Schrank aufschauend.

Die Frau sah sich in der Stube um. „Hier hat's keine Rosen, wie sollte es auch im März", setzte sie hinzu, ärgerlich, daß sie danach ausgeschaut hatte.

„Dort" deutete die Kleine, mit dem Finger das alte Buch bezeichnend, das die Frau eben weggelegt hatte.

„Aha, jetzt weiß ich's. So hatte deine Mutter die Glücksrose noch? Ich habe sie manchmal genug beneidet, wenn sie am Sonntag in der Kinderlehre die Rose im Gesangbuch zeigte." Damit blätterte die Frau in dem gebrauchten Gesangbuch herum, bis sie auf die Rose traf. „Da, und nun seid ganz still und steht nicht auf, bis ich wiederkomme." Dann eilte sie hinaus.

Das Mädchen hatte die schön gemalte Rose in die Hand genommen; es war seine alte Bekannte, sein Sonntagsspielzeug. Wenn die Mutter am Sonntagnachmittag einige ruhige Stunden haben wollte, so gab sie der kleinen Veronika ihre Glücksrose in die Hand und konnte dann sicher sein, daß das Kind sich eine ganze Weile lang still damit vergnügen werde.

„Sieh, so macht man's", sagte jetzt das Kind, indem seine kleinen Finger an einem schmalen festen Papierstreifchen zogen, das am Rande des Bildchens ein wenig vorstand. Plötzlich ging vor

den erstaunten Augen des hinstarrenden Jungen der rote, volle Rosenkelch in der Mitte voneinander und in dem offenen Raum erschien glänzend und flimmernd ein Sprüchlein, von lauter goldenen Buchstaben zusammengesetzt. Dann schob Veronika das Stäbchen zurück, und unversehrt stand wieder die Rose da mit dem vollen, rot leuchtenden Kelche.

Ganz überwältigt von dem überraschenden Vorgang, starrte der Kleine eine Weile noch auf das Bild, dann riß er es plötzlich an sich, er mußte versuchen, ob auch er das Wunderbare vollbringen könne.

Während so die Kinder ihr Spiel fortsetzten, wurde die Mutter der kleinen Veronika zu Grabe getragen. Nach einiger Zeit kehrte die Base Judith in die Stube zurück. In ganz Tannenegg wurde sie von alt und jung so genannt, denn in dem kleinen Dorfe zog eine Verwandtschaft sich durch alle Häuser hin und wurde auch noch aufrecht erhalten, wenn keiner mehr wußte, woher sie gekommen war. Die Base Judith kam nur in die Stube zurück, um die Rose wieder ins Buch und das Buch in den Schrank zu legen und diesen abzuschließen, denn, sagte sie, es müsse alles wieder an seinen Ort. Dann befahl sie den Kindern, noch einen Augenblick still zu sitzen, nun werde gleich die Mutter kommen und sie holen. „Und dann thut recht und macht ihr keinen Kummer, sie hat jetzt sonst genug“, schloß die Base rasch ab und ging.

Es war die Mutter des kleinen Jungen gemeint, von der Judith gesprochen, und die Kinder hatten sie wohl verstanden. Daß sie besonders still und brav sein müßten, hatten sie auch begriffen, denn schon gestern und heute den ganzen Tag hatten sie die Mutter mit rotgeweinten Augen herumgehen sehen. Eben kam sie leise in die Stube herein, nahm jedes der Kinder an eine Hand und trat mit ihnen aus der Thür. Sie mußte mit schweren Gedanken zu kämpfen haben. Sonst sprach sie immer so freundlich mit den Kindern, jetzt sagte sie kein Wort und von Zeit zu Zeit wischte sie schnell eine Thräne weg.

„Wohin gehen wir, Mutter?“ fragte jetzt der Junge.

„Wir müssen noch zum Herrn Doktor hinunter, dein Vater ist

sehr krank, Dieterli", antwortete sie. Dann ging die Frau mit den Kindern den Fußweg hinunter, dem großen Flecken zu, dessen neue weiße Häuser eben jetzt weithin in der Sonne schimmerten. Föhrensee war ein ganz neuer Ort, der plötzlich wie aus dem Boden hervorgesprungen war und nun als großer, blühender Flecken dastand. Noch vor wenigen Jahren war die Gegend einsam gewesen, das kleine Föhrensee hatte aus wenigen Häusern bestanden, die in geschützter Lage an den Berg hin gebaut waren. So kam es, daß der scharfe Nordwind, der beißend oben über das nahe gelegene Tannenegg hinstrich, die sonnige Halde von Föhrensee gänzlich verschonte. Da der kleine Ort aber doch hoch gelegen war, wehte eine frische, reine Bergluft darüber, bie besonders wohlthuend und kräftigend sein mußte. Als ein unternehmender Gastwirt diesen Umstand entdeckt hatte, baute er ein Kurhaus hin, und seine Erwartungen auf Gäste gingen so glänzend in Erfüllung, daß er gleich noch eines errichten konnte. Bald schoß dann ein Gasthaus nach dem andern aus dem Boden hervor, und eine Menge Gewerbetreibender kamen aus dem Thal herauf und siedelten sich da droben an; denn immer größer wurde die Zahl der Fremden und vielen gefiel es so gut, daß sie auch den Winter da zubrachten. So war das einsame, so lange völlig unbekannte Föhrensee in wenigen Jahren ein großer, erwerbreicher Flecken geworden, der immer noch nach allen Seiten hin sich ausdehnte.

Frau Gertrud, die rüstig mit den Kindern dahin Wandernde, schien aber nicht bis zu den schimmernden Häusern von Föhrensee hinuntersteigen zu wollen. Eben bog sie in einen schmalen Fußweg ein, der zu den vereinzelten Wohnungen drüben am Hügel führte. Wo sie wieder auf eine Straße hinaustrat, stand auf dem freien Platz ein ansehnliches Haus mit einer geräumigen Scheune davor.

Eben trat der Knecht mit dem Pferd aus dem Stall und schickte sich an, es in den leichten Wagen zu spannen, der auf dem Platz stand. Augenblicklich machte der kleine Junge sich von der Hand der Mutter los, stellte sich vor das Pferd hin und war nicht mehr von der Stelle zu bringen.

„So bleib da, bis wir wieder herauskommen; aber geh nicht

zu nah ans Roß heran", warnte die Mutter und trat nun, die Kleine an der Hand, in das Haus hinein.

Eben wollte der Arzt eilig sein Zimmer verlassen; er hatte wohl eine seiner längeren Touren vor, denn noch war die gewöhnliche Empfangszeit nicht um. Gertrud grüßte ein wenig erschrocken und entschuldigte sich, daß sie den Herrn Doktor noch aufhalten müsse, sie habe mit ihrem Kranken noch Arbeit gehabt, sonst wäre sie früher gekommen.

„Weil Ihr's seid, so will ich noch Bescheid geben", sagte der Doktor rasch, „kommt herein, wie geht's dem Mann?"

Gertrud trat ein und gab nun Bericht über ihren Kranken. Es war ihr Mann, der kräftige Steffan, den die schlimme Krankheit des Berges mit ungewohnter Heftigkeit befallen hatte. Der Doktor schüttelte schweigend den Kopf. Er nahm die runde Schale zur Hand und zerrieb den hineingeschütteten Stoff zu Pulver Seine Blicke fielen jetzt auf das Kind, das mit großen, ernsthaften Augen der Arbeit zusah. Das kleine Wesen hatte etwas Besonderes an sich, das jedem auffallen mußte Unter dem dichten, schwarzen Haar und den starken Brauen schauten die großen, dunkeln Augen so ernsthaft hervor, als gäbe ihm alles, was es sah, viel zu denken.

„Wem gehört das Kind, doch nicht Euch?" fragte der Doktor.

„Ja und nein", entgegnete Gertrud. „Es gehörte der armen Lene, die man heut' begraben hat, sie wohnte ja bei mir. Daß der Vater des Kindes bei dem schlimmen Raufhandel oben im Rehbock vor vier Jahren schon erschlagen wurde, wissen Sie vielleicht nicht mehr. Das Kind war nicht viel über ein Jahr alt. Seither hat die Lene sich und das Kind mit Ehren durchgebracht. Sie war still und zurückgezogen und seit der Schlag mit dem Mann sie getroffen, ging sie fast nicht mehr aus dem Haus. Sie grämte sich immerfort im stillen, denn sie meinte, sie sei schuld an ihres Mannes Tod."

„Er wird wohl eher selbst schuld daran gewesen sein", sagte der Doktor zwischendurch, während er die Pulverpapierchen füllte.

„Nein, nein, er war durchaus kein Raufer", versicherte Gertrud, „er war ein stiller und arbeitsamer Mensch. Sie hatten unsere

kleine Wohnung gemietet und vom ersten Tag ihres Zusammenlebens an, die ganzen drei Jahre durch haben sich die beiden kein böses Wort gegeben. Aber er war ein Fremder, sie nannten ihn nur den Bergamasker, und die Burschen droben konnten es ihm nie verzeihen, daß er das schönste und begehrteste Mädchen vom ganzen Dorf bekommen hatte. Sie stichelten und reizten ihn, wo sie nur konnten und an jenem Abend im Rehbock müssen sie ihn furchtbar gereizt haben. Sie hatten alle warme Köpfe, denn es wußte nachher keiner mehr, wie es zugegangen war, daß der Bergamasker tödlich verletzt heimging und am anderen Tag tot war. Seit sie den Rehbock da droben gebaut haben, ist es bei uns ganz anders wie früher. Da war's so still, jeder arbeitete die Woche durch und hatte gern seine Ruhe am Sonntag. Von solchen Raufereien hörte man nie etwas. Nun habe ich noch einen Auftrag auszurichten, Herr Doktor, die Lene hat noch auf ihrem Totenbett angeordnet, was ich thun müsse. Geld hat sie nicht hinterlassen, aber sie hatte eine gute Aussteuer. Sie wollte, daß ich ihr Bett und die Kommode verkaufe, um damit Ihre Rechnung zu bezahlen. Es war ihr so daran gelegen, daß ich es recht besorge; sie hat's wohl gefühlt, wie viel Mühe sie Ihnen gemacht hat und wie manchmal Sie den Berg hinaufgestiegen sind für sie, am Tag und in der Nacht. So bitte ich Sie, mir noch die Rechnung zu geben, daß ich sie in Ordnung bringen kann."

„Wen hat das Kind noch?" warf hier der Doktor kurz ein.

„Es hat niemand mehr", erwiderte Gertrud. „So lange die Mutter krank war, hatte ich es bei mir und nun ist es eben mein. Von der Mutter sind keine Verwandten da. Vielleicht könnte man es ins Bergamaskische, nach der Heimatgemeinde des Vaters, hineinschicken, aber das thue ich nicht, es gehört jetzt zu uns."

„Ich gehe nicht dort hinein", sagte leise aber sehr bestimmt die Kleine und hielt sich mit beiden Händen am Kleid der Gertrud fest.

Der Doktor schlug ein großes Buch auf, riß ein Blatt heraus und machte mit der Feder zwei dicke Striche kreuzweis darüber hin. „Da", sagte er, indem er es Gertrud überreichte. Es war die durchgestrichene Rechnung.

„Ach, Herr Doktor, vergelt's Gott!" sagte Gertrud gerührt.

„Geh, Kind, danke dem Herrn Doktor recht, du bist ihm viel Dank schuldig."

Das Kind gehorchte nach seiner Weise. Es stellte sich vor den großen Mann hin, schaute mit seinen schwarzen Augen fest zu ihm auf und sagte mit etwas rauher Stimme: „Danke". Es tönte mehr wie ein Befehl als irgendetwas anderes.

Der Doktor lachte. „Man muß sich fast fürchten vor dir. Das ist nicht gewohnt zu sagen, was ihm nicht vom Herzen kommt; ist aber recht so", sagte er zu Gertrud gewandt. „Jetzt aber kommt, kommt, ich muß fort." Die letzten Worte sagte er, indem er seine Medizinen der Frau übergab und dann eilig das Zimmer verließ, ihre erneuerten Danksagungen damit rasch abschneidend.

Draußen stand der kleine Junge noch auf demselben Flecke und staunte den stampfenden Braunen an. Der Doktor sah ihn wohlgefällig an. „Willst du ein Roßknecht werden?" fragte er, indem er auf den Wagen stieg.

„Nein, ein Roßherr", gab der Junge rasch zurück.

„So, da hast du auch recht, stell's gut an!" sagte der Doktor und fuhr davon.

Als nun Frau Gertrud, an jeder Hand eines der Kinder, den Berg hinanstieg, sagte der Kleine fröhlich: „Gelt, Mutter, das kann ich schon, ich kann auch ein Roßherr werden?"

„Meinst du, ein Herr wie der Herr Doktor ist und ein Roß haben, Dieterli?" fragte die Mutter.

Der Kleine nickte bejahend.

„Das kannst du", fuhr sie fort, „aber du mußt auch recht arbeiten und dabei bleiben wollen. Siehst du, das hat der Herr Doktor auch thun müssen und muß es jetzt noch immer thun. Wenn du so wie er an deiner Arbeit bleibst und nichts liegen lässest, bis es fertig ist, dann wirst du auch einmal ein Herr, wenn's dann auch kein Herr Doktor ist, so ist's ganz gleich, wenn du nur ein Herr bist."

„Ja, mit einem Roß", sagte Dieterli.

Das kleine Mädchen an der anderen Seite hatte gespannt auf jedes Wort der Gertrud gehört. Seine schwarzen Augen flammten,

als es jetzt zu ihr aufblickte und ganz entschlossen sagte: „Das will ich auch werden.“

„Ja, ja, Herr Veronika! Herr Veronika! Das tönt dann schön“, sagte der Dieterli und mußte ein wenig lachen über diese Anrede.

Aber der Veronika war es gar nicht zum Lachen. Ihre Augen wurden immer glühender und sie preßte die Hand der Mutter Gertrud immer heftiger, indem sie halb flehend, halb zürnend ausrief: „Gelt, ich kann, ich kann das auch werden?“

„Du mußt nicht lachen, Dieterli“, verwies ihm jetzt die Mutter freundlich, „die Veronika kann gerade werden, was du wirst, sie ist dann nur eine Herrin, und wenn sie immer mit Lust an ihre Arbeit geht und nicht davon läßt, bis diese gut und fertig ist, dann kann sie gerade so bald eine Herrin sein, wie du ein Herr bist.“

Jetzt ging die kleine Veronika fröhlich ihres Weges. Sie sagte nichts mehr. Die zusammengezogenen Brauen lösten sich voneinander und aus den eben noch so zornig blitzenden Augen glänzte nun die volle Kinderfreude über die weißen Schneeglöckchen und die ersten Schlüsselblumen, die da und dort an einem sonnigen Plätzchen zum Vorschein kamen. Nun erst konnte man sehen, wie anmutig das wohlgeformte Gesichtchen, von dem glänzend schwarzen Haar umrahmt, aussehen konnte.

Der Dieterli war auch still geblieben, er mußte den angesponnenen Gedanken weiter nachgegangen sein, denn plötzlich sagte er wieder: „Bekommt sie auch ein Roß?“

„So gut wie du, Dieterli, wenn sie so beharrlich in ihrer Arbeit bleibt, wie du auch bleiben mußt, und sie dann eines haben will“, antwortete die Mutter.

„Dann haben wir zwei“, rief der Dieterli hocherfreut aus, „und wo muß der Stall sein, Mutter?“

„Da haben wir nun schon noch Zeit, das auszudenken“, entgegnete sie. „Weißt du, das kommt noch lange nicht. Zuerst kommt nun das Lernen und Arbeiten, und daran muß man mit Freuden bleiben, sonst wird's nichts Rechtes, wenn man immer drüber hinaus an die Rosse denkt.“

Der Dieterli sagte nun nichts mehr. Er hatte genug zu thun, nachzusinnen, auf welche Seite vom Haus der Roßstall am besten gebaut werden könne.

In der Nacht eilte Frau Gertrud noch einmal denselben Weg hinunter bis zum Hause des Arztes und kehrte bald darauf, von diesem begleitet wieder zurück. Die Krankheit ihres Mannes hatte eine schlimme Wendung genommen. Am Morgen war er tot.

Kapitel II.

Mit frischem Mut.

Einige Tage darauf zog ein weit zahlreicheres Geleite hinter der schwarzen Bahre dem sonnebeschienenen Kirchhof zu. Steffan der Sattler war ein allgemein geachteter Mann gewesen. Er hatte ganz im kleinen angefangen, große Arbeiten gab es auf Tannenegg nicht. Dann hatte er die stille, fleißige Gertrud geheiratet, die ihm im Berufe helfen konnte und dazu ihren kleinen Haushalt in musterhafter Ordnung hielt. In diese Zeit fiel der große Aufschwung von Föhrensee, der dem einzigen Sattler der Gegend solche Arbeit einbrachte, daß er sie kaum bewältigen konnte. Da galt es tapfer mitzuhelfen bei Frau Gertrud, und sie that es. In kurzer Zeit standen die Leute auch so gut, daß sie ihr eigenes Haus und einen hübschen Garten daran hatten, und war der Arbeit auch noch so viel, in Haus und Garten sah es bei Frau Gertrud immer so musterhaft aus, als wäre kein anderes Geschäft zu thun. So lebte Steffan in Zufriedenheit und Wohlergehen mit seiner Gertrud und dem kleinen Dieterli, und so geordnet und glücklich wie dieser war kein zweiter Hausstand auf dem ganzen Berg zu finden.

Jetzt stand Gertrud weinend am Fenster und schaute noch einmal zum Kirchhof hinüber, wohin sie heute ihren Mann getragen

hatten. Von nun an hatte sie ihren Weg allein zu machen, sie hatte niemand mehr, der ihr nahe stand, nur zwei Kinder, für die sie zu sorgen hatte; denn daß auch die kleine verlassene Veronika ihr angehörte, das kam ihr nicht in Frage.

Aber Gertrud verlor den Mut nicht. Nachdem die ersten Tage des betäubenden Schmerzes vorüber waren, raffte sie sich auf, schaute zu dem immer noch leuchtenden Himmel empor und sagte bei sich: „Der es schickt, der hilft es tragen", und im Vertrauen auf diese Hilfe ging sie mit neuen Kräften an die Arbeit, ja es schien, als könne sie mehr ausrichten als je vorher. Ihr Besitztum bestand außer dem kleinen Kapital, das der fleißige Mann schon hatte zurücklegen können, in ihrem Haus, welches sie frei von Schulden hatte und von dem sie einen Teil vermieten konnte. Es galt, dieses frei zu erhalten und das einträgliche Gewerbe, so gut es ging, fortzusetzen, bis der kleine Dieterli es aufnehmen und womöglich damit einen ebenso schönen Erfolg erzielen könnte, wie es seinem Vater gelungen war. Gertrud hatte einen Arbeiter behalten, den ihr Mann bei den zunehmenden Geschäften angestellt hatte, und früh und spät war sie selbst mit ihm bei der Arbeit, die sie wohl kannte.

Die kleine Veronika hatte in den ersten Wochen nach dem Tode ihrer Mutter jeden Abend sich in einen Winkel gesetzt und hatte leise zu weinen begonnen. Wenn Gertrud sie so entdeckte und sie freundlich fragte, was ihr fehle, hatte sie immer kläglich gewimmert: „Wo ist die Mutter?" Dann hatte Gertrud sie an sich gezogen und sie liebevoll getröstet und ihr versprochen, sie gehen dann einmal alle miteinander der Mutter nach, die fortgegangen sei, um wieder ganz gesund zu werden. Nach und nach trat auch die zweite Mutter ganz an die Stelle der ersten. Veronika weinte nicht mehr, mit jedem Tag hing sie der Mutter Gertrud mehr und mehr an, und kein Spiel und keine Freude konnten das Kind von ihrer Seite wegbringen. Nur der Dieterli vermochte sie fortzuziehen, daß sie sich mit ihm abgebe. Dieterlis große Liebe zu seiner Mutter zeigte sich in anderer Weise, lauter und stürmischer. Er konnte manchmal plötzlich seine Mutter umfassen und ausrufen: „Die Mutter gehört nur mir ganz allein und sonst keinem." Dann zogen sich die Brauen

der Veronika so zusammen, daß es anzusehen war, als ginge ein ununterbrochener, dicker schwarzer Strich über ihre Stirne hin, und grollend schauten die dunkeln Augen darunter hervor. Sie sagte aber kein Wort. Die Mutter Gertrud aber schlang dann den einen Arm um den Buben, den andern um das Mädchen und sagte beschwichtigend: „Nein, nein, Dieterli, so mußt du nicht reden. Ich gehöre beiden Kindern und beide gehören mir.“

Sonst waren Dieterli und Veronika die besten Freunde und völlig unzertrennlich. Sie mußten alles miteinander teilen, wenn es ihnen Freude machen sollte, und wo das eine war, mußte auch das andere sein. Jeden Morgen wanderten sie zusammen zur Schule, doch nicht allein, denn regelmäßig schlossen sich ihnen die beiden Nachbarbuben an und zogen mit. Der eine war des Schusters Sohn, der lange, knochige Jost mit den kleinen tückischen Augen; der andere gehörte dem Küster und war fast so breit wie lang, und aus dem kugelrunden Gesicht schauten seine zwei wasserblauen Augen fortwährend in harmlosem Erstaunen in die Welt hinaus. Er hieß Blasius und wurde der Blasi genannt. Auf diesen Schulgängen kam der Dieterli nicht selten ins Handgemeng mit den Kameraden. Es fiel etwa dem einen von ihnen ein, zu probieren, was Veronika machen würde, wenn er einen Faustkampf mit ihr begönne. Aber kaum hatte er den Angriff eröffnet, so lag er auf einmal auf der Nase und fühlte die emsigen Fäuste Dieterlis auf seinem Rücken hämmern. Oder es kam vor, daß der andere mit seinem harten Schneeballe auf den Rücken der Veronika zielte. Aber ehe noch der Ball abgeflogen, hatte der Werfer schon eine solche Ladung Schnee im Gesicht, daß er fast erstickte und um Gnade schrie. Der Dieterli fürchtete sich nicht vor den zweien, denn war er auch viel schmaler und dünner als die beiden, so war er dafür so gewandt wie eine Eidechse und hatte den andern schon hinten und vorn und auf beiden Seiten getroffen, eh' der sich nur recht umwenden konnte. So hatte Veronika einen guten Beschützer und konnte sicher ihre Wege machen. Wollte aber einer der Kameraden neben ihr gehen und besonders freundlich mit ihr sein, dann puffte ihn der Dieterli weg und sagte: „Das ist mein Platz!“

Am Abend kam regelmäßig die Nachbarin Judith für eine kurze Zeit zu Frau Gertrud herüber und hatte gleich für den Haushalt oder für die Kinder ein paar gute Ratschläge zu geben. Sie sagte öfters, es sei notwendig genug, daß der sanftmütigen Witwe Gertrud jemand an die Hand gehe, der im Notfall auch kratzen könne, welches brauchbare Vermögen sie sich selbst nicht mit Unrecht zuschrieb. Eben jetzt trat sie zur gewohnten Stunde zwischen Tag und Nacht bei der Gertrud ein. Veronika saß allein in der Stube am Fenster und hielt ihr liebstes Spielzeug, ihre Rose, in der Hand. Sie konnte jetzt gut lesen, denn seit jenem Tage, da sie das Kind der Gertrud geworden, waren zwei Jahre vergangen. Schon viele Male, seit sie lesen gelernt, hatte sie das Sprüchlein gelesen, das ihr so geheimnisvoll aus dem geöffneten Rosenkelch entgegenglänzte. Aber sie las es immer wieder und auch jetzt war sie ganz vertieft in die Betrachtung der goldenen Buchstaben; der Dieterli war mit einigem Ärger der Mutter nach in die Küche hinausgelaufen, denn daß Veronika immer wieder zu derselben Unterhaltung griff, war ihm sehr unerwünscht, er liebte die Abwechselung. Als Judith das Kind so nachdenklich dasitzen sah, trat sie zu ihm heran und fragte, was es ausdenke.

Der Dieterli, dem kein Ton entging, hatte das Eintreten der Base vernommen und kam schnell wieder hereingelaufen, zu sehen, was es gebe.

Veronika schaute jetzt zu der Hereingetretenen auf und fragte ernsthaft: „Base Judith, was ist ein Glück?“

„Du fragst doch Sachen, wie kein anderes“, gab die Base zurück, „was hast du denn von Glück gehört?“

„Hier steht's“, und Veronika deutete auf ihre goldenen Buchstaben im Rosenkelch. „Soll ich einmal lesen, wie es heißt?“

„Ja, so lies“, sagte Judith.

Veronika kannte ihr Sprüchlein und las ohne Anstoß:

„Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.“

„Aha, so ist's gemeint“, sagte nun die Base. „Ja, siehst du, das Glück ist eben für jeden das, was er am liebsten hätte.“

„Das Glück ist ein Roß“, fiel hier der Dieterli lebhaft ein.

Veronika war wieder nachdenklich.

„Aber, Base Judith“, sagte sie nach einer Weile, „wie kann man es ergreifen?“

„Mit den Händen“, antwortete unverzüglich die Base. „Siehst du, die Hände haben wir erhalten zum Arbeiten, und wenn wir immerfort fleißig arbeiten und alles recht machen, wie es sein muß, dann kommt das Glück; siehst du wohl, mit den Händen nimmt man es!“

Jetzt hatte das Sprüchlein einen lebendigen Sinn und eine ganz neue Anziehungskraft für die Veronika gewonnen. Sie war auch heute nicht mehr von ihrer Rose wegzubringen, trotzdem der Dieterli ganz bedrohliche Blicke darauf warf und zuletzt in die Worte ausbrach: „Der will ich sicher einmal den Stiel ausreißen!“

Erst als die Mutter sich zu den Kindern hinsetzte und sie ihre Hände zum Nachtgebet falten mußten, wurde die Rose wieder ins Buch gelegt und in den Schrank gebracht. Daß jeder Tag mit einem Gebet beschlossen wurde, war den Kindern auch so unumstößlich, daß, wenn die Zeit kam, sie ungeheißen ihre Hände zusammenlegten und ihr Gebetlein herzusagen begannen.

Kapitel III.

Nach neun Jahren.

Ein sonnenlichter Ostertag schimmerte über Berg und Thal. Eben trat die Schar der Festfeiernden aus der kleinen Kirche auf Tannenegg und zerstreute sich nach allen Seiten. Ein Zug blühender Jünglinge und Mädchen kam in geschlossener Reihe daher und wandte sich dem Pfarrhaus zu. Es waren die jungen Konfirmanden, die heute zum erstenmale als Glieder der Gemeinde das heilige Fest mitgefeiert

hatten. Sie wollten ihrem Lehrer noch einmal die Hand drücken und ihren Dank aussprechen für seine treue Unterweisung und Leitung, bevor sie von ihm wegkamen und den Weg ins Leben hinaus antreten sollten. Dietrich und Veronika waren unter den jungen Leuten. Frau Gertrud stand in einiger Entfernung von der Kirche still und sah den Zug vorüberziehen. Ihre Augen glänzten in Freude und Rührung, als sie in der Reihe der sauber geputzten Mädchen auf die schmuckste von allen traf, die dunkeläugige Veronika. Der Blick, den diese der Mutter zuwarf, war so voller Dank und Liebe, daß er die Worte zu wiederholen schien, die Veronika heute früh, bevor sie zum Feste ging, ausgesprochen hatte: „Ich kann dir nie genug dafür danken, was du an dem verlassenen Kinde gethan hast, Mutter.“

Jetzt kam ein besonderer Freudenstrahl auf der Mutter Angesicht, als hinter den Mädchen die jungen Burschen daherkamen und der größte unter ihnen, der stattliche Junge mit den fröhlich lachenden Augen herübernickte und grüßte, wieder und wieder und noch einmal. Es war ihr eigener, hoch aufgeschossener Dietrich. Das Herz lachte der Mutter in der Brust beim Anblick ihres frischen, so viel Freude verheißenden Sohnes. Gertrud wartete ab, bis die jungen Leute von ihrem Besuch zurückkehrten und sich zerstreuten; dann trat auch sie ins Pfarrhaus ein. Sie wollte dem langjährigen, treuen Seelsorger selbst einige Worte des Dankes für alle Liebe und Fürsorge aussprechen, die er ihren Kindern bewiesen hatte.

„Ihr seid eine glückliche Mutter“, sagte der alte Pfarrherr, nachdem er die Danksagungen der Gertrud entgegengenommen hatte, „Es sind zwei besondere Kinder, die Euch der liebe Gott anvertraut hat, ich hatte meine Freude an ihnen. Der Junge hat einen hellen Kopf und ein Wesen, das die Menschen gewinnt, er kann etwas Rechtes werden. — Veronika nimmt alles ernst und gewissenhaft, sie hat eine ruhige, stete Weise, man kann sich auf sie verlassen, wie auf wenige. Die Kinder werden Eures Alters Trost und Freude sein, haltet sie weiter zum Guten an.“

„Mit Gottes Hilfe“, sagte Gertrud und mit Freudenthränen in den Augen verließ sie das Pfarrhaus. Als sie beim Garten der

Nachbarin Judith angekommen war, grüßte die über die niedrige Hecke herüber und rief der Herantretenden zu: „Gerade jetzt sind sie alle viere da vorbeigegangen. Man muß sich nur immer wieder über etwas Neues verwundern. Wie die viere nur so ungleich werden konnten, und wie wir sie so in den Wiegen liegen sahen, waren sie doch alle vier so ziemlich gleich."

„Nein, nein, Judith, die waren am ersten Tag schon ungleich", entgegnete Gertrud, „freilich sind sie es dann auch mit jedem Tag noch mehr geworden."

„Das sind sie auch. Ihr habt unter den drei nahen Nachbarn das große Los gezogen mit Euern Kindern", fuhr Judith mit Lebhaftigkeit fort, „zwei wie die Eurigen sind, findet man nicht überall. Veronika wird's Euch noch lohnen, was ihr an dem Kinde gethan habt."

„Das hat mir das Kind mit seiner Anhänglichkeit schon lange gelohnt", gab Gertrud zurück. „Es hat mir ja auch nichts als Freude gemacht, so lang ich es bei mir habe. Wenn ich eine Sorge habe um Veronika, so ist es nur die, sie überarbeite sich noch. Bei ihr ist das Arbeiten wie ein Fieber, nie hat sie's genug. Komme ich am Abend noch so spät in ihre Kammer, so ist sie noch daran, eine Arbeit fertig zu machen, und komme ich am Morgen noch so früh, so ist sie schon auf und hat eine neue angefangen. Hätte ich es ihr nicht untersagt, sie würde den ganzen Sonntag fortarbeiten. Das macht mir dann manchmal doch ein wenig Sorge, sie könnte sich ja einmal überthun und sich etwas zuziehen."

„Ach bah, was meint Ihr auch!" warf Judith hin, „die Arbeit thut keinem schlecht und am wenigsten den Jungen, sie soll nur fortmachen. Aber die Augenbrauen brauchte sie nicht immer zusammenzuziehen, daß sie dreinschaut, als hätte sie's die ganze Zeit mit Feinden und Widersachern zu thun. Da sehe ich denn lieber dem Dietrich in die lustigen Augen, die glitzern und lachen so frohmütig, daß es einem ganz wohl macht. Es nimmt mich auch nicht wunder, daß ihm alle so anhangen und jeder mit ihm zu thun haben will. Wenn er so die Straße herunter kommt und mit seiner hellen Stimme vor sich hinsingt:

„Lustigkeit, Fröhlichkeit,
Heut' schon und allezeit,
Kümmern und sorgen
Wollen wir morgen",

dann geht mir recht das Herz auf, daß ich g'rad laut mit ihm singen möchte. Der thut's einem an, man muß ihn gern haben."

Auf dem Gesicht der Mutter Gertrud lag die Freude wie heller Sonnenschein, nur ein kleines Angstwölkchen stieg in ihrem Auge auf: „Ja, Gott sei Dank", sagte sie, „er ist ja brav und hat einen guten Sinn, aber wenn er ein wenig von der festen Art der Veronika hätte, so wäre mir mancher schwere Gedanke abgenommen. Daß ihn alle wohl mögen, freut mich ja mehr, als wenn es mir selber gälte; aber nicht aller Anhang führt zum Guten. Die zwei, die immerfort an ihm hangen, sind nicht die wünschbarsten Freunde."

„Die werden nun auch an eine feste Arbeit kommen, dann wird's schon besser; die Mücken kommen nur aus dem Müßiggang", meinte Judith. „Der Blasi ist nicht bösartig, nur faul, und das ist er ja auf seine Rechnung. Der lange Jost ist der Schlimmere, ein Heimtückler, wie wenige. Wir wollen hoffen, daß er das eigene Bein bricht, wo er's einem stellt."

„Nein, nein, Judith, am heiligen Ostertag wollen wir nichts hoffen von der Art. Ich hoffe und glaube, der liebe Gott hält seine Hand über die Kinder, die wir ihm übergeben, das ist mein Trost und mein Halt. Lebt wohl, Judith, und kommt zu uns, es freut uns." Damit ging Gertrud hinüber und trat in ihr Haus ein.

Am Abend des sonnenlichten Ostertages, als rosige Wolken über den hellen Himmel zogen und hinter den waldigen Höhen fern im Westen die goldenen Gluten leise verglommen, kam Frau Gertrud von einem Gang durch Feld und Wald zurück. An der einen Seite schritt ihr Sohn Dietrich, mit lebhaften Geberden drauf los erzählend. Die ungetrübteste Fröhlichkeit lag auf seinem frischen Gesicht und lachte ihm aus den hellen Augen. An der andern Seite ging Veronika still zuhörend. Ihr schön geschnittenes Gesicht, um das die glänzend schwarzen Haare wie dichte Wellen lagen, sah ernst aus;

doch von Zeit zu Zeit flog ein Lächeln darüber, wie ein Sonnenschein, wenn Dietrich ein besonders treffendes Wort hingeworfen hatte. Die Mutter Gertrud in der Mitte schaute einmal auf den freudestrahlenden Sohn und einmal auf die schmucke Tochter und dann mit Blicken voll Rührung und Dank nach dem goldlichten Abendhimmel hin, der einen noch schöneren Morgen verhieß. In dem Augenblicke konnte in ganz Tannenegg und weit und breit hin keine glücklichere Mutter gefunden werden.

Als die drei beim Kreuzweg anlangten, wo der Fußpfad abbog und am Rehbock vorbei hinaufführte, wollte Dietrich gleich ablenken. Aber Veronika hielt die Mutter fest, die ihm folgen wollte und sagte ängstlich: „Nicht da hinauf, bitte, Mutter, es ist ja nicht viel weiter den andern Weg."

Dietrich lachte auf. „Jetzt kommt's wieder! Siehst du, Mutter, noch kein einziges Mal, wenn wir nach Föhrensee oder sonst wohin mußten, brachte ich Veronika dort beim Rehbock vorbei, lieber lief sie jedesmal zehn Minuten um, und doch hat sie mir nie sagen wollen, warum. Aber heut', Veronika, mußt du sagen, warum du nicht dort vorbei willst, oder du mußt mit uns den Weg gehen."

„Nein, Dietrich, heut' wollen wir uns doch nicht streiten", sagte Veronika bittend, aber so bestimmt, daß keiner zweifeln konnte, sie hatte auch nicht im Sinne nachzugeben. „Wir wollen noch ein Lied zusammen singen, die Mutter hört es gern."

Derweilen war sie stetig weiter gegangen auf ihrem Wege, die beiden anderen waren ihr gefolgt.

„So komm, wir singen:

Lustigkeit, Fröhlichkeit,
Heut' schon und allezeit —"

und Dietrich wollte gleich anstimmen.

Aber Veronika unterbrach ihn. „Nein, nein, heut' Abend nicht, Dietrich! Vom Fischerschiffchen wollen wir singen."

Gutwillig ließ Dietrich seine angefangene Melodie fallen und stimmte nun mit glockenheller Stimme an; fest und sicher fiel Veronika ein, und die wohlklingenden Stimmen sangen:

„Ein Schifflein ziehet seine G'leise,
Das Wasser glänzt im Abendschein,
Die Vöglein fliegen hoch im Kreise
Und schwirren um den alten Stein.
Das Schifflein ziehet seine G'leise,
Der Fischer zieht die Netze ein,
Und vorm Entschlafen sagt er leise:
‚Es wird ein schöner Morgen sein.'"

Als das letzte Abendlicht am Himmel erlosch, traten die Heimkehrenden in ihre Wohnung ein.

Kapitel IV.

Daheim beieinander.

Dietrich hatte schon seit einiger Zeit im Handwerk seines Vaters gearbeitet. Es war alles in der besten Ordnung, die Werkstätte, das Handwerkszeug, die Vorräte, alles war frisch und gut. Die alten Kunden waren geblieben, denn der langjährige, gute Arbeiter hatte ganz in der Weise seines ehemaligen Meisters fortgearbeitet, und viele neue waren durch immer anwachsende Bevölkerung von Föhrensee hinzugekommen; die solide Arbeit war auch dort unten längst bekannt und gesucht.

So hatte Dietrich einen Weg vor sich, so schön gebahnt, wie er ihn nur wünschen konnte. Nun er Herr seiner ganzen Zeit war, ging er auch mit einem Mut und Eifer an die Arbeit, wie wenige, denn er wollte etwas Rechtes zustande bringen. Er hatte es gut im Sinn: erst wollte er tüchtig arbeiten, das Geschäft gründlich erlernen, dann noch ein wenig in die Fremde ziehen, etwas von der Welt sehen, dann heimkehren, weiter und weiter kommen und ein Herr werden und dann — glücklicher konnte kein Mensch sein, als er dann wurde, denn dann lebte er mit Veronika und der Mutter

in Glück und Freude. Dann mußte die Mutter noch Tage erleben, wie sie vorher keine gesehen hatte, ohne alle Sorge, in Reichtum und Wohlsein, und Veronika — ja, der Veronika wollte er ein Dasein gründen, viel schöner und beglückender, als sie es sich selber ausdenken konnte. Mit diesen Gedanken saß Dietrich an seiner Arbeit und pfiff und sang dazu und war den ganzen Tag lang guter Dinge. Er hatte zu seinem hellen Kopf eine geschickte Hand, und die Arbeit ging prächtig von statten.

Für Veronika hatte die Mutter darauf gehalten, daß sie viel länger, als es sonst bei den Mädchen Brauch war, die Arbeitsschule besuchte. Bis zum Tag der Konfirmation hatte sie ununterbrochen jede Woche zwei Nachmittage unter der Anleitung der wohlerfahrenen Lehrerin gearbeitet. Diese hatte denn auch der Mutter Gertrud vor kurzer Zeit erklärt, Veronika habe durch ihren außerordentlichen Fleiß und Beharrlichkeit es so weit gebracht, daß sie jeden Augenblick selbst in eine Lehrstelle treten könnte; bei ihr sei sie fertig und hätte gar nichts mehr zu erlernen. Man sollte aber für Veronika noch etwas weiteres thun, es wäre der Mühe wert. Sie sollte bei der lahmen Sabine in Föhrensee noch die Stickerei erlernen, dann könnte es dem Mädchen gar nicht fehlen mit einer Lehrstelle, so gut als sie nur zu wünschen wäre.

Gertrud hatte immer getrachtet, Veronika in alle diejenigen Arbeiten einzuführen, die mit dem Sattlergeschäft zusammenhingen und von Frauenhand ausgeführt werden konnten. Sie hatte sich dabei ausgedacht, daß ihre Kinder so schön zusammenbleiben und in vereinter Arbeit ein recht gedeihliches Geschäft errichten könnten. Die schöne, feine Arbeit der weit bekannten, lahmen Sabine kam ihr für Veronika nicht notwendig vor, doch wollte sie dieser die Wahl überlassen. Sobald aber Veronika von einer neuen Arbeit hörte, die zu erlernen wäre, ergriff sie mit einem brennenden Eifer den Vorschlag und ließ der Mutter keine Ruhe mehr, bis sie festsetzte, gleich nach der Konfirmation sollte diese neue Thätigkeit in die Hand genommen werden.

Wenige Tage nach dem Osterfeste zog Veronika zum erstenmal auf die Arbeit aus. Es war noch so früh am Morgen, als sie

gegen Föhrensee hinunter kam, daß erst die Fenster aufgemacht wurden und da und dort ein noch halb verschlafenes Gesicht unter einer Hausthür sichtbar wurde. Veronika mußte so früh sein, wenn sie etwas an ihrer Arbeit ausrichten wollte, denn am Abend wollte sie wieder heimkehren und eine Stunde hatte sie zu gehen. Das alte Häuschen mit den schönen Nelkenstöcken am Fenster, wo die lahme Sabine wohnte, war der Veronika wohl bekannt. Das Fenster war schon offen, sie trat hinein.

Oben auf Tannenegg saß Dietrich auch schon fröhlich an seiner Arbeit und pfiff ein lustiges Lied dazu. Geschäftig ging auch Frau Gertrud schon durchs Haus, von der Stube in die Küche und dann mit dem Futterbecken nach dem Grasplatz hinaus, wo die Schar ihrer schönen Hühner herumtrippelte. Noch war es ringsum still in den Nachbarhäusern. Nur drüben am Brunnen stand schon die emsige Judith und klopfte an ihrer Wäsche herum. Den Weg herunter kam mit langsamen Schritten der alte Küster, die großen Kirchenschlüssel an der Hand schlenkernd; er kam vom Läuten der Frühglocke her. Als er im Vorbeiweg am Brunnen zum Morgengruß seine Kappe ein wenig rückte, rief ihm die Judith zu:

„Wünsch' guten Tag! Ich meine, wenn jetzt der Alte ein wenig länger liegen bliebe und der Junge die Glocke ziehen würde, wär's auch nicht gefehlt."

„Einer wird's thun müssen", gab der Alte zurück und ging mit schlürfenden Schritten seinem Hause zu.

Wohl zwei Stunden mochte Judith schon gearbeitet haben, als unter der offenen Thür am Küsterhaus ein Bursche erschien, so stämmig und breit, daß er die ganze Öffnung ausfüllte. Er wollte sich strecken, fand aber keinen Raum mehr für seine Arme. So trat er heraus zu seinem Geschäft und sperrte seinen Mund zum Gähnen so weit auf, daß jeder Winkel darin sichtbar wurde.

„Da ist nichts drin, Blasi, das seh' ich wohl", rief ihm Judith zu. „Wärst du vor zwei Stunden gekommen, so hättest du eine sehen können, die hatte den ganzen Mund dick voll Gold."

Der Blasi schnappte zu. „Was? voll Gold!" schrie er und riß im höchsten Erstaunen seine verschlafenen Augen auf. „Warum

thut's denn das dumme Weibsbild nicht in die Tasche? Woher ist sie?"

„Das kann dir gleich sein, du wirst wohl nie mit ihr zusammen kommen", entgegnete Judith.

„Pah, so sagt's doch", drängte der Blasi, immer näher kommend. „Man kann auch einer nachgehen, dann wird man wohl mit ihr zusammenkommen, und dann kann man nie wissen, was es giebt. Wo ist sie denn hin? Wißt Ihr nicht, wie sie heißt?"

„Morgenstunde heißt sie, Blasi", sagte Judith gelassen. „Hast du das noch nie gehört: Morgenstund' hat Gold im Mund?"

Blasi machte ein erbostes Gesicht. Voller Ärger fing er an: „Das ist auch nichts besonders Gescheites —", aber es fiel ihm noch zur rechten Zeit ein, daß er ursprünglich der Judith etwas ganz anderes sagen wollte, als er sie bei seinem Heraustreten erblickt hatte. So lenkte er schnell ein: „Das ist aber nun ganz gleich, ich wollte etwas anderes sagen: Ihr könnt mir wohl ein Fränklein leihen oder zwei. Ich kann jetzt gerade noch ein Geschäft abthun bis um elf Uhr, dann muß ich die Mittagsglocke läuten, ich muß dem Vater ein wenig zuhilfe kommen."

„Nein, nein, Blasi, Fränklein habe ich keine für dich", sagte die Judith bestimmt. „Bis um elf Uhr sind's noch drei Stunden. Brauch deine dicken Arme, das bringt dir Fränklein ein." Damit nahm sie ihren großen Waschkorb auf den Kopf und ging.

Der Blasi schaute ihr erst nach, dann schlenderte er, beide Hände in die Taschen gesteckt, ein wenig den Weg hinauf. Etwas weiter oben stand des Schusters Haus. Dort saß der Jost vor der Thür und hämmerte wie ein Wütender auf einen Gegenstand los. Als Blasi langsam herankam und jetzt vor dem hämmernden Jost stand, rief dieser erbost: „Hast du schon Feierabend, du Faulenzer? So einer kann spazieren gehen mit den Händen in der Tasche, und unsereiner soll auf dem Dreibein hocken und diesen — diesen — diesen Tanneneggern die Sohlen zusammenstechen! Morgen ist Kirchweih in Föhrensee, da wollen sie alle hin, und ich kann ihnen das Zeug flicken dazu. Wenn doch ein rechtes Donnerwetter dreinschlüge und alles wegfegte, und das auch und das auch und das

auch noch!“ Damit hatte er den verlöcherten Stiefel in die Wiese hinausgeworfen, dann den Hammer drüberhin und nun warf er den Dreibeinschemel noch weit über das andere hinaus. Er war ganz weiß vor Wut.

„Pah“, sagte Blasi trocken, „du bekommst dann doch Geld für das Flicken, da hast du's besser als ich. Keinen Rappen hab' ich und muß etwas abzahlen. Ich habe dich eben fragen wollen, ob du mir nicht ein Fränklein leihen könnest, du hast ja schon Geld.“

„Ja, du Schafskopf“, fuhr ihn Jost an, „ich werde wohl Geld für dich haben, wenn ich für mich selbst keins habe! Geh zum Dietrich, der hat alle Taschen voll und kann's nur vom Haufen nehmen. Aber sei nicht so dumm, wie du sonst bist, nicht ein Fränklein, gleich fünf Franken soll er dir leihen, ich brauche auch zwei oder drei, er bekommt sie über acht Tage schon wieder zurück.“

Blasi schien ein wenig unschlüssig zu sein. „Zu dem wär' ich schon gegangen“, sagte er zögernd, „wenn ich ihn nur allein erwischen könnte. Aber seine Mutter ist immer im Weg und sieht einen so an wie die Vögel, wenn man die Nester ausnehmen will. Vor der fürchtet's mir ein wenig.“

„Es wird wohl noch erlaubt sein, etwas zu entlehnen, wenn man's gleich wieder zurückgiebt! Sei doch kein solcher Tropf! Mach und geh!“ Jost fügte seiner Ermahnung einen tüchtigen Stoß bei, so daß der Blasi unwillkürlich ins Gehen, fast ins Rollen kam. Er knurrte ein wenig über die erschütternde Bewegung, die ihn ergriffen hatte, und brummte vor sich hin:

„Der braucht auch nicht so zu thun und zu schimpfen, ich bin noch so gut wie er.“ Am Garten der Frau Gertrud stand er still und schaute über die Hecke. Dietrichs Mutter war daran, ihre Gemüsebeete anzusäen. Er schlenderte hin und her an der Hecke, und als er sah, daß sie an die andere Ecke des Gartens ging, nahm er an, nun könne er unbemerkt in die Stube hineinkommen, wo Dietrich sitzen mußte, denn er hörte sein Pfeifen durchs offene Fenster. Er ging um den Garten herum und wollte eben zur hintern Thür ein, als Frau Gertrud vorn hereintrat und ihm entgegenkam. Er lief schnell vorbei, so, als habe er eigentlich nicht im Sinn gehabt, her-

einzutreten. Dann stellte er sich ein wenig auf die Lauer, und da die Zeit um seines Wartens willen nicht stille stand, wurde es elf Uhr. Nun ging er, die Mittagsglocke zu läuten.

Am Nachmittag hackte auch die Nachbarin Judith in ihrem Gärtchen. Blasi hatte unschlüssig erst unter der Thür gestanden, jetzt kam er heraus und schaute der Arbeit ein wenig zu.

„Es nimmt mich nur wunder, Blasi", sagte Judith, den Kopf hebend, „daß du immerfort mit einem herumziehen magst, der dir das Geld von der Tasche wegfischt, eh' du es nur drinnen hast. Mit einem solchen wollte ich doch nichts zu thun haben."

„Was? Wer?" fragte Blasi, in seinen leeren Taschen herumfahrend. „Wer fischt's weg? Wen meint Ihr denn? Sicher, ich habe auch schon gedacht, es thue mir's einer zuleid, daß ich zu nichts komme."

„Ich verrate keinen", sagte Judith fortarbeitend.

„Pah, so sagt's doch, man kann sich ja nicht wehren, wenn man nicht weiß, wer einem aufsätzig ist", brummte Blasi. „Ihr werdet doch wohl sagen können, wen Ihr meint."

„Das kann ich, geh und nimm ihn bei den Ohren, der Müßiggang ist's." Judith hatte zu ihrer Rede schnell den Kopf erhoben, jetzt hackte sie weiter.

Blasi war voll Ärger. Es war ihm so ein Eindruck gekommen, er könnte etwas zurückbekommen von dem, der ihn übervorteilt hatte, die Judith könnte Zeuge sein, weil sie's doch wußte. „Es ist auch der Mühe wert, so zu thun, wegen der paar Minütchen", sagte er dann knurrend, „ich muß ja um vier Uhr zum Läuten parat sein, ich muß doch, denk' ich, dem Alten etwas abnehmen."

„Ja, ja, du nimmst ihm mehr ab, als er hat", gab Judith zurück. „Vorhin hat es halb drei geschlagen. Weißt du, wie viele Minütchen auf anderthalb Stunden gehen?"

„Mit Euch wird man nie fertig", brummte Blasi und kehrte sich, um wegzukommen.

„Aber ohne mich wirst du's schon, mit allem was du hast; fahr nur so fort", schickte ihm Judith nach.

Blasi hatte immer noch sein Vorhaben im Sinn. Im Garten

der Gertrud war jetzt niemand zu sehen. Er kletterte auf die Latten in der Hecke und schaute durch das offene Fenster in die Stube. Dort saß neben dem Dietrich die Mutter, beide wacker arbeitend, und zwischendurch schwatzte und lachte der Dietrich, und die Mutter gab Antwort und lachte mit, aber keiner setzte die Arbeit aus. Blasi sah wohl, daß das noch eine Weile so fortgehen werde und daß es keine gelegene Zeit war, seine Angelegenheit anzubringen. Er wollte ein wenig warten, später konnte ja die Mutter etwas in der Küche zu thun haben. So wurde es vier Uhr und er mußte gehen, seine Glocke zu läuten. Endlich, als die Feierabendzeit da war, kam Blasi an sein Ziel. Lauernd stand er an der Hausecke, als auf einmal Dietrich drüben die Thür aufriß und mit großen Schritten den Weg hinablief.

„Wart! Wart ein wenig! Lauf nicht so!“ keuchte es hinter ihm drein. Dietrich kehrte sich um.

„Was willst du? Mach schnell!“ rief er, „ich muß der Veronika entgegen, sie kann nicht allein durchs Holz, wenn's dämmert.“

„Siehst du“, sagte Blasi, schwer schnaufend, indem er den Dietrich am Arm festhielt, denn noch einmal so zu laufen war ihm beschwerlich, „ich bin so in der Verlegenheit, du kannst mir wohl vier oder fünf Fränklein leihen, du mußt sie dann schon wieder haben.“

„Ich habe nicht so viel bei mir; wart — da sind zwei Franken und noch ein halber, das wird wohl genug sein?“ Eilig warf Dietrich seine Geldstücke in Blasis Hand und lief davon.

Als es dunkelte, stand die Mutter Gertrud am Ende des Gartens und schaute den Hügel hinab. Erwartungsvoll horchte sie auf jeden Ton, der von unten heraufkam. Sie wartete auf ihre Kinder, die ihr Leben ausfüllten und ihr ganzes Glück waren. Jetzt kamen sie. Das war Dietrichs Stimme, die so eifrig erzählte, und Veronika mußte auch in guter Stimmung sein, sie lachte einmal ums andere, daß es hell heraufklang. Mit freudeerfülltem Herzen ging Gertrud ihnen entgegen.

Als sie dann wieder in gewohnter Fröhlichkeit vereint um ihren Tisch saßen, wollte die Mutter recht eingehend wissen, wie der erste

Tag am fremden Ort der Veronika vergangen war und wie ihr wohl die ganze Arbeit gefalle.

„Gut, gut, Mutter", sagte Veronika, auf deren Gesicht jetzt die Wolken, die so oft darauf lagen, einem heitern Lächeln gewichen waren, „ich bin so froh, noch so vieles lernen zu können! Aber das Liebste von allen ist mir doch, daß ich immer am Abend wieder heimkommen und bei euch sein kann."

„Mir auch", fiel Dietrich rasch ein, und in seinen Augen konnte man lesen, daß es wirklich so war, wie er sagte.

„Mir gewiß auch und nicht am wenigsten", stimmte die Mutter mit ein. „Schon der Tag war mir recht lang, da du weg warst."

„Wenn schon der Sohn die ganze Zeit bei dir saß und nicht vom Fleck wich", ergänzte Dietrich lachend.

„Du weißt schon, wie das ist", versetzte Gertrud, ihrem Sohn einen liebevollen Blick zuwerfend, „am liebsten habe ich die Kinder beide bei mir und gebe keines gern weg."

Nun aber mußte Veronika noch erzählen, wie es ihr mit der Arbeit und mit der neuen Lehrmeisterin gegangen sei, und erst spät konnten sich die drei zum Auseinandergehen entschließen.

Kapitel V

Auf unsichern Wegen.

Von diesem ersten Tag an konnte Dietrich seinen Gang am Abend fast nie allein machen. Blasi hatte beinahe täglich dasselbe Anliegen, oder ein ähnliches, das er durchaus dem Dietrich mitteilen mußte. Auch Jost, nachdem er die regelmäßigen Gänge seines Freundes entdeckt hatte, stellte sich häufig auf seinen Weg und hatte allerlei mit ihm zu verhandeln. Bis über den Wald hinaus gingen die beiden Begleiter immer mit, denn die lebhaften Verhandlungen

waren nie vorher fertig. Traten sie dann aus dem Gehölz heraus, so wurde meistens unten auf der weißen Straße eine große Gestalt sichtbar, die den Berg heraufkam. Die dreie erkannten sie miteinander und ohne daß je ein Wort darüber geredet worden war, standen sie dann still, gaben sich die Hände und trennten sich. Jost und Blasi kehrten um, Dietrich ging vorwärts. Sie mußten alle drei das Gefühl haben, so sei es am besten. Dietrich kam zu dieser Überzeugung noch völlig, als eines Abends Veronika schon nah am Walde war, wie er eben mit seinen Begleitern heraustrat; sie hatten sich im Eifer ihrer Verhandlungen verspätet, Veronika hatte die beiden Kameraden gleich erkannt, wie schnell sie sich auch umgekehrt hatten.

„Die haben nicht das beste Gewissen“ sagte sie zu Dietrich; „wenn sie etwas Gutes mit dir verhandelt hätten, so wären sie gewiß nicht so auf einmal davongelaufen, wie sie meiner ansichtig wurden.“

„Sie können auch denken, daß wir lieber für uns sind und uns allerhand zu berichten haben, das sie nichts angeht“ meinte Dietrich.

Veronika schwieg eine Weile, dann sagte sie wieder: „Ich wollte lieber, du wärst nicht viel mit den beiden zusammen. Der Blasi thut ja gar nichts und ein solcher ist doch ein Lump, und der Jost hat nichts Gutes in seinem Sinn. Man kann ihm nur in die Augen sehen; er blinzelt nur immer, gerade als dürfte er die Augen nicht recht aufmachen, weil sonst herauskäme, was drinnen ist. Ich glaube, der ist falsch.“

„Nein, nein, das mußt du nicht denken von ihm“ wehrte Dietrich gutmütig. „Er ist sicher nicht wie du meinst, er meint es recht gut mit mir und ist so gescheit, er hat mir schon manches gesagt, auf das ich gar nicht gekommen wäre und das ich gut brauchen kann.“

Veronika sagte nichts mehr, aber Dietrich fühlte wohl, daß sie nicht anders dachte als vorher.

Die Tage wurden länger und sonniger. Immer lieblicher duftete der Wald, wenn ihn am Abend die beiden durchschritten, und beide erfüllte das wonnige Gefühl, nun müßte es immer schöner werden, immer schöner.

Die Maitage waren da. Veronika wanderte durch den goldenen Abendschein der Höhe zu. Ihre Augen suchten die hohe Eiche oben am Waldsaum, wo der Fußweg herauskam und in die Straße einlief. Es war still und kein Mensch war zu sehen. Als sie oben angekommen war schaute sie hin und her, lauschte gespannt durch die Bäume hin — es blieb still. Nur leise säuselte es in den Wipfeln und hinter den dunkeln Tannen verglomm jetzt der Abendschein. Zum erstenmal trat Veronika allein in den Wald ein. Hier dunkelte es schon. Sie ging rasch unter den schwarzen Tannen hin, noch rascher, als die alten Bäume dichter wurden. Als sie wieder auf den noch lichtern Weg hinaustrat, sah sie von oben her einen in höchster Eile über Wiesen und Acker heruntergerannt kommen. Es war Dietrich. Atemlos kam er bei ihr an.

„Es ist mir gar nicht recht, daß du allein durch den Wald mußtest, ich meinte, ich komme noch früh genug“ sagte er keuchend, „aber von denen kommt man auch nie weg. Schon zwei-, dreimal wollte ich fort, aber immer hatten sie noch etwas zu sagen und hielten mich noch einmal fest.“

„Wo warst du denn, Dietrich?“ fragte Veronika.

„Sie wollten etwas mit mir verhandeln, das heißt, der Jost hatte mir ein Vorhaben mitzuteilen, der Blasi war sonst dabei; Jost wollte aber lieber nicht so auf der Straße reden, da sind wir im Rehbock eingetreten und haben uns so verspätet drinnen. Was hast du, Veronika, wird's dir schlecht?“

Sie war schneeweiß geworden. „Im Rehbock warst du?“ sagte sie mit ganzem Entsetzen, „geh nur nicht dahin! O geh nicht mehr dahin, Dietrich!“

„Ah bah, jetzt kommt die alte Geschichte wieder“, lachte Dietrich, „das sind doch gewiß Mücken, die dich plagen, du weißt selbst nicht, woher dir der Schrecken kommt vor dem Haus.“

„Doch, ich weiß es, das sind keine Mücken“, entgegnete Veronika noch ganz bleich. „Ich will dir's jetzt sagen, was es ist, es hat mich gequält, so lang ich denken kann. Wir waren noch klein, vielleicht weißt du's nicht mehr, da gingen wir mit der Mutter zum Doktor; du kamst aber nicht mit ins Haus hinein, das weiß ich

noch gut. Da erzählte die Mutter dem Herrn Doktor, im Rehbock haben sie meinen Vater totgeschlagen. Das habe ich nie mehr vergessen können, ich sah ihn immer wieder vor mir liegen, totgeschlagen. So manchmal träumte mir von ihm, wie er dalag und so aussah, daß ich mich fürchtete. Und später manchmal, wenn ich ihn im Traum so mit Schrecken ansah, da war's auf einmal dein Gesicht und ich wußte, sie hatten dich im Rehbock totgeschlagen."

Dietrich wollte ein wenig lachen, aber als er in Veronikas Gesicht schaute, schwieg er. Die Sache mußte ihr tiefer gehen, als er meinte. Er suchte nun auf alle Weise sie zu überzeugen, daß sie sich vergebens ängstige, es komme doch nur von einem Traum her, was sie befürchte. Der Traum sei auch ganz natürlich gewesen, wenn sie am Tag immer an das Unglück gedacht habe, und im Traum sei es ja manchmal so, daß auf einmal die Gesichter wechseln. Aber diese Beweise schienen keinen besonderen Eindruck auf Veronika zu machen. Sie sagte nichts mehr, aber der Schatten auf ihrem Gesicht wollte sich nicht mehr verziehen, wie sehr sich Dietrich auch Mühe gab, ihn mit heiteren Worten zu verscheuchen. Auch daheim, beim gewohnten abendlichen Zusammensein war Veronika so still, daß die Mutter einige Male fragend nach ihr blickte. Als man sich schon zur Nacht getrennt hatte, kam Dietrich nach der Kammer der Mutter, er wollte noch mit ihr reden. Er erzählte ihr, was vorgefallen war, und bat, sie möchte mit Veronika reden, daß sie doch ihre grundlosen Sorgen aufgebe. So könne man ja keinen Schritt thun, ohne ihr Angst zu machen. Dietrich erklärte auch seiner Mutter, wie natürlich das sei, daß er etwa mit seinen Kameraden in den Rehbock eintrete, wenn sie etwas zu verhandeln haben, da sei ja nichts dabei, sie sollte es doch der Veronika sagen und sie darüber beruhigen. Die Mutter war sehr verwundert, daß das Kind damals ihre Worte verstanden und so tief zu Herzen genommen hatte. Sie wollte wohl mit Veronika reden, bat aber auch den Dietrich, sich mit den beiden Kameraden nicht zu nahe einzulassen, was er ganz willig und gern versprach, denn es lag ihm nicht so viel an ihrer Gesellschaft. So konnte die Mutter auch ihm versprechen, daß sie Veronika zu beruhigen suchen wollte. Bei weiterem Nachdenken meinte sie aber

nachher, Stillschweigen sei für einmal das Beste, Veronika vergesse in der Weise am schnellsten, was sie doch nur darum so sehr erschrecken konnte, weil es ihr mit dem Schrecklichen der Vergangenheit wie zusammenzuhängen schien.

Am folgenden Abend lief Dietrich früher als gewöhnlich vonhause fort; er hatte offenbar im Sinn, heut' allen Begegnungen auszuweichen und so der Veronika weiter als je entgegenzukommen. Aber kaum war er unter der Gartenhecke angelangt, so kam Blasi hinter den Bäumen hervor, wo er auf den Kameraden gelauert hatte. Dietrich wollte schnell an ihm vorbeieilen und ihm zeigen, daß er heute keine Gesellschaft wolle, aber es half nichts. Blasi hatte nicht umsonst schon seit einer halben Stunde gewartet, um nicht zu spät zu kommen. Er war heut' in einer ganz aparten Verlegenheit und Dietrich sollte ihm diesmal mit etwas mehr nachhelfen als gewöhnlich, dafür wollte er dann aber auch mehr zurückgeben, sobald er's konnte.

„Ja, das wirst du bald können", sagte Dietrich ärgerlich, „was hast du denn zurückgegeben, seit du von mir entlehnst? Laß mich jetzt, ich habe keine Zeit."

Aber Blasi lief mit und bevor er noch seine ganze Verlegenheit geschildert hatte, kam schon Jost von unten her den beiden entgegen und hielt den eiligen Dietrich am Arm fest.

„Komm, komm", rief er, „ich muß dir durchaus etwas sagen, du wirst die Augen aufthun, Dietrich. Ich bin expreß so früh da hinuntergelaufen, um dich ja nicht zu verfehlen. Ich war schon im Rehbock nnd habe dafür gesorgt, daß sie niemand ins hintere Stübchen lassen, daß wir ungestört reden können. Komm nur schnell."

„Nichts, nichts", wehrte Dietrich und machte den Arm los, „ich habe keine Zeit und du wirst nichts so Besonderes zu sagen haben, ich muß gehen", und Dietrich ging mit großen Schritten davon. Aber Jost ging mit.

„Sei doch kein solcher Dummkopf, Dietrich", rief er erbost, „so hör doch, wenn ich dir sage, ich habe dir etwas mitzuteilen, worüber du froh sein kannst. Du läufst ja gerade um ihretwillen so davon, und sie geht es sowohl an, wie dich. So steh doch einmal still und

lauf nicht wie einer, den der Landjäger will!“ Aber Dietrich stand keinen Augenblick still.

„Was weißt du denn von dem, was sie angeht“, warf er zornig zurück, „sorg du für die, die dich angehen.“

Es mußte dem Jost viel daran liegen, den Kameraden zu gewinnen. Mit schmeichelndem Tone sagte er: „Aber Dietrich, ich meine es ja so gut mit dir. Du wirst mir sicher nachher dankbar sein. Weißt du was, weil du doch jetzt so eilig bist, so will ich dich nicht aufhalten, aber komm, nachdem du mit allem andern fertig bist, noch einen Augenblick in den Rehbock heut' Abend, wir können dann noch miteinander reden, es ist gewiß zu deinem Vorteil, glaub's nur auch! Kommst du?“

„Meinetwegen“, sagte Dietrich und lief mit immer größeren Schritten davon. Blasi sah, daß für den Augenblick keine Aussicht auf Rettung aus der Verlegenheit war. So schob er seine ferneren Bemühungen auf den Abend auf und kehrte mit Jost um, nicht ohne mit diesem im Vorbeiweg schnell im Rehbock einzutreten, denn der Lauf hatte warm gemacht, man mußte sich ein wenig erfrischen.

Lange bevor sie zum Wald kam, traf Veronika heute mit Dietrich zusammen. Er suchte auf alle Weise die Schweigende fröhlich zu stimmen und den Eindruck vom gestrigen Abend ganz bei ihr auszulöschen. Es gelang ihm nicht so, wie er meinte; bei Veronika saßen die Eindrücke zu fest, um nur so schnell weggewischt zu werden.

Als nach der gewohnten, traulichen Abendzeit alle drei nach ihren Kammern gingen, schwankte Dietrich ein wenig, ob er nun sein halb gegebenes Versprechen halten, oder daheim bleiben wolle. Die Worte seines Kameraden stiegen ihm wieder auf, es gehe ja sie so gut an wie ihn selbst, und obwohl gleich der Unwille wieder in Dietrich aufbrannte, daß Jost an Veronika denken sollte, so als ginge sie ihn etwas an, so nahm es ihn doch wunder, was er denn damit meinen könnte. Plötzlich kehrte er um, ging leise wieder die Treppe hinab und verließ das Haus.

Im Rehbock stand Jost unter der Hausthür und schaute nach dem Dietrich aus, als dieser herankam. Sie traten miteinander in

das Hinterstübchen ein. Dort saß Blasi allein am Tisch hinter einem großen Humpen, der war leer. Der Blasi saß nie hinter einem vollen, denn diese waren doch dazu da, daß man sie leerte, und auf diesem Gebiete stand er nie an, gleich auszuführen, was doch sein mußte.

„Es ist gut, daß du kommst", rief er dem hereintretenden Dietrich entgegen, „wir sitzen da ganz im Trocknen."

Dietrich verstand, daß er nun für etwas Nasses zu sorgen hatte, denn auch Jost schien zu erwarten, daß er dem unfruchtbaren Zustand abhelfe. Als dieses geschehen war und die drei nun wohl versorgt zusammensaßen, fing Jost mit gedämpfter Stimme an: „Dietrich, ich habe dir etwas zu sagen, das brauchen die draußen nicht zu hören. Der Blasi kann dableiben, weil er unser Kamerad ist —"

„Und man ihn auch etwa brauchen kann", ergänzte Dietrich behend, denn er wußte wohl, daß von jeher Jost den Blasi vorgeschoben hatte, wo er selber nicht gern voranging.

„Das ist nicht so wichtig", fuhr Jost fort, „aber hör jetzt zu! Weißt du, wie einer, der keinen Pfennig im Sack hat, über Nacht dazu kommt, ein großes, steinernes Haus zu bauen und ein Herr zu sein, wie der Löwenwirt in Föhrensee es gemacht hat? Ich weiß wie. Ich kenne einen, der hat mir alles haarklein erklärt, und ich sage dir, Dietrich, du hast nur ja zu sagen, so machst du dasselbe, und die ganze Sattlerei auf dem Stühlchen hört auf. Du kannst etwas wagen, du bist kein Lump, und so geht's bei dir noch viel schneller."

„Meinst du mit Spielen?" fragte Dietrich verächtlich, denn davon hatte er nie etwas wissen wollen.

„Nein, nein, etwas ganz anderes", berichtigte Jost. „Es ist mit Papieren, du hast gar nichts zu thun dabei. Du setzest etwas ein, und du kannst auf einmal das Drei- und Vierfache gewinnen."

„So, aber wenn ich's verliere, dann hab' ich, denk' ich, auch das Vierfache verloren", meinte Dietrich.

„Das ist nicht gesagt, und dann ist's ganz sicher, daß man immer gewinnt, man muß nur aushalten können", behauptete Jost.

„und du hast's ja. Du hast's lang gut, du brauchst nicht abzugeben, wenn's das erste Mal fehlt, und in die Länge ist der Gewinn ganz sicher."

„Sicherer wird wohl ein Handwerk noch sein, und meines geht gut", sagte Dietrich.

„Ja, gut, auch noch!" warf Jost verächtlich hin. „Einer wie du bist und mit dem Einsatz, den du hättest, da sitzen auf dem Sattlerstuhl Jahr für Jahr und dich abschinden, und was hast du dann? In zehn Jahren noch nicht einmal so viel, daß du dein Haus zurecht bauen kannst, wie du's wolltest, und in zehn Jahren mehr bist du noch lange kein Herr und sie wird auch lieber vorher etwas mit dir genießen und nicht warten, bis sie fünfzig Jahr alt ist."

Dietrich wurde dunkelrot vor Zorn. „Was brauchst du immer an sie zu denken und von ihr zu reden? —" brach er aus. „Du hast nichts mit ihr zu schaffen, bleib du bei dem, das du zu sagen hast."

„Warum mußt du denn deswegen so thun?" fragte Jost mit einem lauernden Blinzeln. „Meinst du denn, es komme einem nicht in den Sinn, an wen du denkst und für wen du's thust, wenn du so darauf los arbeitest, als wär's eine Freude, es zu thun."

„Und so dumm ist es nicht einmal, an sie zu denken; vielleicht thät's ein anderer auch noch, wenn es etwas nützte", bemerkte der Blasi, indem er zum Jost hinüberblinzelte. Aber dieser wollte nichts verstehen. Er fuhr, gegen Dietrich gewendet, fort: „Gefahr ist ja gar keine für dich dabei. Wir teilen Gewinn und Verlust, und gefällt's uns nicht, so hören wir gleich auf. Ich weiß aber nicht, warum es uns nicht gefallen sollte, wenn wir auch zu etwas kämen, ohne uns von früh bis spät abzuquälen und es auch einmal haben könnten wie andere. Sieh, der da, der hat's auch gut genug, so würde es mir auch gefallen."

Es rasselte soeben ein Wagen vorüber. Der Herr, der darin saß, trieb das rennende Pferd immer noch mehr an.

„Das ist ja der Doktor", sagte Dietrich hinausschauend, „der hat aber auch gearbeitet und thut's noch. Er fährt sicher einem

Kranken nach, so im Galopp wird wohl der alte Herr nicht spazieren fahren und dazu noch so spät."

„Ja, arbeiten", höhnte Jost; „so will ich auch arbeiten, in einer Chaise sitzend und ein Roß davor. Ich denke, es ist etwas anderes, mit seinen Händen schaffen zu müssen, wie unsereiner muß vom Morgen bis zum Abend."

„Die Hände wird der Doktor wohl auch brauchen müssen, das könntest du auch wissen", meinte Dietrich, „und Feierabend haben wir nun schon lang, und er kann nun erst wieder auf die Arbeit fahren um elf Uhr nachts, das ist doch sicher so."

„Laßt jetzt das unnötige Schwatzen und gieb einmal Antwort", sagte Jost ärgerlich. „Willst du ein Narr sein und dich schinden und zu nichts kommen, oder willst du's so gut haben wie andere auch? Ein anderer, als du, hätte mir schon lang gedankt, daß ich ihm zuerst von der Sache sage. Ich thu' es auch nur für dich, weil wir alte Freunde sind; ich wüßte manchen, der froh genug wäre, so etwas zu kennen. Du kannst dich ja über Nacht noch besinnen, du bist sicher morgen Abend nur so froh, daß du wieder kommen kannst und dir der Weg noch offen steht. Ich bringe dann einen mit, der alles kennt und dann machen wir's hier fest mit ihm."

Es war Dietrich recht so, er wollte sich noch besinnen über Nacht.

Nun mußte aber noch ein paarmal angestoßen werden auf die künftigen glücklichen Tage und zuletzt kam auch Blasi noch zu einer ganz erfreulichen Unterstützung, als Aushilfe aus seiner Verlegenheit, denn in Aussicht auf die nahenden Glücksgüter war Dietrich sehr guter Laune geworden.

Veronika hatte, wie nach ihrer Gewohnheit, am Abend in ihrer Kammer sich noch zu einer Arbeit hingesetzt. Sie war, wie öfters geschah, dabei so eifrig geworden, daß sie nicht beachtete, wie die Stunden dahingingen.

Jetzt schlug es drüben am Kirchturm ein Uhr. Sie packte ihre Arbeit zusammen und wollte sich schnell niederlegen, denn um fünf Uhr mußte sie wieder ihr Lager verlassen.

In diesem Augenblick hörte sie, wie unten leise die Thür aufgemacht und dann von innen verschlossen wurde. Sie löschte ihr Licht aus und machte noch leiser ihre Kammerthür auf.

Ein schwacher Mondschein erhellte die Treppe. Mit kaum vernehmbaren Schritten kam es heraufgestiegen — es war Dietrich. Er ging seiner Kammer zu und trat geräuschlos ein.

Veronika schloß ihre Thür. Sie setzte sich auf ihr Bett hin; alles Blut war ihr zum Herzen zurückgetreten, sie konnte sich nicht rühren. Sie wußte augenblicklich, woher Dietrich, den sie schon lange schlafend glaubte, gekommen war.

So blieb sie in dumpfem Weh eine Zeit lang ohne Regung sitzen. Dann erhob sie sich, zündete wieder ihr Licht an, setzte sich aufs neue zu ihrer Arbeit, und rastlos, immer schneller, immer schneller flog die Nadel durch das weiße Tuch. Die ganze Nacht kam kein Schlaf in ihre Augen.

Auch Dietrich schlief lange nicht ein; unruhig gingen in ihm die Gedanken auf und nieder.

Was sollte er thun?

Wenn es doch einmal möglich war, ohne Arbeit reich zu werden und in so kurzer Zeit, warum sollte er es denn nicht auch thun?

Sollte er mit der Mutter darüber reden? Nein, dann war alles aus.

Dietrich hatte das bestimmte Gefühl, sie sei noch so für das Alte, daß sie von so etwas Neuem nichts wissen wollte und gewiß dabei verharren würde, man müsse bei seiner Arbeit bleiben, nur so komme man zu einem rechten Gewinn.

Und Veronika?

Mit ihr wäre gar nicht zu reden, ihr ging ja die Arbeit über alles, sie würde gar nicht begreifen, daß man nur etwas anderes wünschen konnte.

Wenn nun aber alles gelänge, dann wären doch die Mutter und Veronika auch so glücklich dadurch, wie er selbst. Wie konnte er dann gleich vorwärts gehen mit seinen größten Wünschen, was hatte er Veronika anzubieten!

Noch eh' er entschlief, hatte Dietrich beschlossen, morgen mit Jost einzutreten.

Am frühen Morgen, als Gertrud herunterkam, fand sie das Frühstück schon ganz bereit und Veronika zum Fortgehen gerüstet.

„Wart nur noch einen Augenblick“, sagte die Mutter, „der Dietrich kommt ja auch gleich, ich höre ihn schon kommen.“

„Ich muß gehen“, entgegnete Veronika kurz. Sie ging. Aber bei der Thür kehrte sie wieder um. Das Blut war ihr dunkelrot in die Wangen gestiegen. „Mutter“, sagte sie und ihre Stimme zitterte vor Erregung, „um Gottes willen verbiet es ihm, dorthin zu gehen, er ist gestern um ein Uhr heimgekommen.“ Dann ging sie.

Gertrud schaute ihr verwundert nach.

Als Dietrich wohlgemut herunterkam und gleich zuerst nach Veronika fragte, sagte ihm die Mutter von ihrer erneuten Angst und daß sie wohl darum so schnell schon fort sei. Aber er beruhigte die Mutter so zuversichtlich, daß sie sah, es war ihm ernst damit. Er sagte, die Mutter wäre selbst dafür, daß man einem Kameraden in einer Sache beistehe, die seine Lage erleichtere und ihm vorwärts helfen könne, wenn man dabei selbst noch einen Gewinn habe. Darüber haben sie gestern verhandelt. Jost müsse ja schwer arbeiten, wenn er nur durchkommen wolle, und wenn er, Dietrich, den Kameraden zu etwas Besserem verhelfen könne und dabei für sich selbst gute Aussichten habe, so könne doch die Mutter sicher nichts dagegen haben.

Die Mutter war mitleidig und meinte, wenn es nichts Unrechtes sei, so soll er dem Jost beistehen, sein Vater habe ihm auch gar nichts hinterlassen, nicht einmal rechtes Werkzeug, er habe alles verliederlicht. „Da hast du's doch anders, Dietrich“, schloß sie, „dein seliger Vater hat dir durch seinen Fleiß eines der besten Geschäfte hinterlassen, und so wie du arbeiten kannst, bringst du's in wenig Jahren zu etwas Schönem. Wie hat es uns doch der liebe Gott so gut gegeben! Wir können noch schöne Tage zusammen haben, Dietrich.“

Er stimmte fröhlich mit ein, aber er fand es besser, seine Sache

nicht weiter zu erklären. Unrechtes wollte er ja nicht thun, aber die Mutter hielt nun einmal an den alten Ansichten fest und konnte vielleicht gar nicht begreifen, was er im Sinne hatte. So wollte er sie lieber dann mit den schönen Erfolgen überraschen.

Kapitel VI.

Die lahme Sabine weiß einen Weg.

Die lahme Sabine schaute mit ihren durchdringend klugen Augen, wie bucklige Leute so oft haben, einmal auf ihre Arbeit, die mit der größten Sauberkeit ausgeführt wurde, einmal auf die vor ihr sitzende Veronika. Sabine war von Kind auf bucklig gewesen; lahm war sie erst später geworden, doch ging sie wohl seit zwanzig Jahren schon an ihren Krücken.

Veronika stickte an ihrem Tuch fort, an dem sie in der Nacht gearbeitet hatte.

Als Sabine mehrere Male forschend auf die Stickerin, dann auf ihr Werk, dann wieder auf Veronika zurückgeblickt hatte, sagte sie bedächtlich: „Veronika, über dich muß ich mich verwundern. Auf den Knieen hast du eine Arbeit, wie keine zweite sie macht. Ein Stich ist wie der andere, das Wollentuch und die Seide sind wie Schnee, als hättest du's gar nicht berührt, und das alles mußt du in der Nacht gemacht haben, gestern Abend warst du lange nicht so weit. Was du in die Hand nimmst, gelingt dir. Und doch ziehst du jeden Tag deine Brauen zusammen und um die Augen wetterleuchtet's dir manchmal, als wolle ein Gewitter losbrechen nicht zum Spaß. Woran kann es denn dir nur fehlen? Sieh einmal in den Spiegel! Machst du ein freundliches Gesicht, so bist du das schönste Mädchen weit und breit, und gewachsen bist du wie eine Tanne. Weißt du denn nichts davon?"

„Was hilft einem so etwas?" sagte Veronika und zog ihre Brauen noch etwas mehr zusammen.

„So, was einem so etwas hilft, meinst du?“ versetzte Sabine schnell. „Wenn du's nicht hättest, wüßtest du's schon, ich könnte dir etwas davon sagen! Aber hör jetzt, Veronika, zieh die Falten auseinander, ich habe dir etwas mitzuteilen, das dich schon fröhlich machen kann. In Föhrensee hat man eine Gewerbeschule gegründet, und nun wollen sie eine große Frauen-Arbeitsschule damit verbinden und brauchen eine Lehrerin und Vorsteherin, die alle nötigen Arbeiten versteht und gut ausführt. Sie wollen mir die Stelle geben, aber dazu reichen meine Kräfte nicht mehr. Ich habe ihnen gesagt, an Kenntnis der Arbeit seist du so viel wie ich und an Frische und Kraft und Gewandtheit hundertmal mehr. Es ist kein Zweifel, daß sie dir die Stelle antragen, und dann kannst du ein Herrenleben führen, Veronika, dein Glück ist gemacht.“

Erst jetzt hob Veronika ihren Kopf in die Höhe, schüttelte ihn zweifelnd und sagte: „Das wird wohl nicht für mich sein.“

„Nicht für mich sein“, wiederholte Sabine ein wenig ärgerlich, „wenn ich sage: es ist so; dein Glück ist gemacht.“

„Ich kann das Glück nicht ergreifen“, sagte Veronika und beugte sich wieder über ihre Arbeit.

Die klugen Augen der Sabine warfen einen durchdringenden Blick auf das Mädchen. „Was führst denn du für Redensarten?“ sagte sie unwillig; „dir hätte ich nicht so unverständiges Zeug zugetraut, du siehst nicht danach aus. Wer hat dir so etwas in den Kopf gesetzt?“

„Ich will Euch schon sagen, was ich erfahren habe, es ist keine Redensart“, sagte Veronika ruhig. „Wie ich noch ein kleines Kind war, hab' ich immer ein Sprüchlein gelesen, es hieß so:

‚Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.‘

Ich merkte daraus schon, daß das Glück etwas Schönes sei, und wollte gern wissen, wie man es ergreift; da hat es mir die Base Judith erklärt, man müsse es ergreifen, wie alles andere, mit den Händen, das heißt, durch die Arbeit. Von da an war ich auf alle Arbeit so erpicht, wie die anderen Kinder aufs Lustigmachen und immer mehr, je größer ich wurde und je mehr ich nach dem Glücke begehrte. Manchmal am Sonntag bin ich zu meiner Arbeit in

meine Kammer hinaufgelaufen und habe die Thüre geschlossen, daß die Mutter nicht hereinkomme, denn sie hätte es nicht gelitten. Da habe ich fort und fort gemacht ohne Aufhören, so lang' ich es zwingen konnte, und in die Nacht hinein hab' ich es immer gethan und thu' es jetzt noch bis um ein Uhr und zwei Uhr des Morgens, aber das Glück habe ich nicht ergriffen damit. Wenn ich so mit den Händen arbeite, was ich schon lange kann, so haben die Gedanken erst recht Zeit zu gehen, wohin sie wollen, und ich muß mit. Und die führen mich nicht zum Glück, nein, immer weiter weg davon."

Sabine hatte aufmerksam zugehört. „So, so, jetzt kann ich dich verstehen, Veronika", sagte sie nun in teilnehmendem Tone, „davon weiß ich auch etwas. Die Judith hat dir etwas Rechtes gesagt, aber es war nur eine Hälfte, die andere fehlt. Man ergreift nicht nur mit den Händen, sondern noch auf eine andere Weise. Wenn ich dir eine lehrreiche Geschichte erzähle, so ergreifst du sie auch, aber nicht mit den Händen, sondern mit deinen Gedanken und deinem Verständnis und da verarbeitest du sie und hast den Gewinn davon. Und jetzt will ich dir auch gerade eine Geschichte erzählen von mir selbst; es ist mir in einem Teil gegangen wie dir, und ich kann dich wohl verstehen, und so will ich hoffen, daß es dir im andern Teil auch gehen kann, wie es mir gegangen ist und du einen Nutzen von meiner Geschichte hast. Sieh, Veronika, solange ich ein Kind war und noch weit in die Jahre hinein, in denen du jetzt bist, hab' ich ein solches Leid im Herzen gehabt, daß ich kaum einmal ohne Thränen eingeschlafen bin. Weißt du warum? Du wirst es schon nicht begreifen, man weiß nur von dem, das man selbst empfunden hat, wie weh es thut, nicht vom Leid der andern. Meines war, daß ich bucklig war. Ich weiß noch jetzt, als wär's gestern gewesen, wie es mir zuerst ins Bewußtsein kam, daß ich nicht war, wie die andern und daß ich mein Leben lang nie so sein würde. Wir kamen aus der Schule und hatten einen kleinen Streit untereinander. Da rief mir eines der Kinder verächtlich zu: ‚Schweig doch du, du hast ja einen Buckel!' Von dem Tage an war ich nie mehr froh und wurde auch scheu gegen alle Menschen, denn wenn einer mich ansah, so dachte ich, der denkt jetzt verächtlich bei sich: die hat ja einen

Buckel. Den Kindern lief ich aus dem Wege, denn wo nur eins lachte, meinte ich, es lache über meinen Buckel. Wollte noch jemand besonders freundlich mit mir sein, so lief ich fort, so schnell ich konnte, denn ich dachte: der hat den Buckel noch nicht gesehen, aber wenn er ihn sieht, so wird er verächtlich gegen mich. Ich sah jeden Menschen darauf an, ob er grad' gewachsen sei, und sie waren es alle, nur ich nicht. Ich dachte, ich sei das unglücklichste Geschöpf auf der Welt und müsse es mein Leben lang bleiben. Da starb ein Kind aus unserer Schule und wir Schulkinder gingen alle hinter der Leiche zur Kirche. Ich hatte mich aber in die Großen hinein verkrochen, ich dachte, so sehe mich keiner, denn auf den Kinderzug schauten alle Leute besonders. Da hörte ich, wie eine Frau zur andern sagte: ‚Es ist gut, daß die Mutter so viel Arbeit hat, so kann sie den Kummer darüber vergessen.' Das traf wie ein Blitz in meine Gedanken hinein, die immer dieselben waren. Also wenn man viel Arbeit hatte, vergaß man den Kummer. Das wollte ich auch machen. Noch an demselben Tag bat ich die Mutter, daß sie mich gleich etwas lernen lasse, ich möchte gern viel, viel arbeiten. Es war ihr recht. Sie ließ mich neben der Arbeitsschule noch manche Stunde zu der Lehrerin gehen, und wie ich aus der Schule kam, verbrachte ich meine ganze Zeit bei ihr und später ließ mich die Mutter noch in eine andere Lehre eintreten, wo ich noch viel weiter kam. Und wie ich fertig war, bekam ich Arbeit genug und ich hörte wohl manchmal, wie eines zum andern sagte: ‚Der geht's lang gut!' Aber wie war mir's dabei zumut? Geradeso, wie dir jetzt, Veronika. Ja, sieh du mich nur mit großen Augen an, ich weiß perfekt, was du jetzt denkst. Du denkst, das ist ja gar nichts im Vergleich zu dem, was mich quält. So denkt jeder vom Kummer des andern, es sticht keiner so wie der eigene. Aber so war's! Da saß ich nun mit meiner Nadel und ließ sie laufen von früh bis spät, und was sie machte war recht, es that mir's keine gleich. Ich sah es selber gern und konnte mich etwa einen Augenblick so halb daran freuen. Aber was war das! Unten durch lief es mir beständig durchs Herz wie ein trübes Wasser, das mir alles verdarb. Immer tönte es herauf: ‚Du bist doch bucklig, du kannst es nie

haben wie andere Mädchen!‘ Ich vergaß es keinen Augenblick. So ging es fort mit mir, bis ich zwanzig Jahre alt war. Da fuhr mir eine Krankheit in den Fuß, so daß es mich ganz ins Bett warf. Die Bitterkeit stieg mir im Herzen auf, ich sagte: muß ich allein denn alles haben? Wie konnte ich denken, daß das mein Glück sein sollte! Der Doktor kam viel zu mir; er war so sorgsam mit mir, als wär ich eines, das ihn mit großen Summen zahlen könnte. Aber er mochte es gern sehen, daß ich nicht müßig sein konnte. Wenn ich noch so starke Schmerzen hatte, meine Arbeit ließ ich nicht; er traf mich nie anders, als mit der Nadel in der Hand. Das gefiel ihm. Wie ich nach vielen Wochen mit der Krankheit fertig war, so daß der Doktor sagte, er komme zum letztenmal, da war ich freilich lahm, gehen konnte ich erst gar nicht und nachher nur noch mühsam an den Krücken. Wie nun dies letzte Mal der Doktor fortging und ich zahlen wollte, sagte er, davon wollen wir jetzt nicht reden, wenn wir auch beide arbeiten müssen, so könne er's doch noch mit gesunden Gliedern thun und ich nicht. Dann gab er mir mitleidig die Hand und sagte, es sei schwer für mich, so am Sonntag nach der Wochenarbeit nicht einmal hinausgehen zu können, mich zu erfreuen. Ich solle einmal zu seiner Frau kommen, sie habe viele Bücher, sie werde mir alle zu lesen geben, daß mir die Sonntage nicht lang werden. Ich hatte nie viel gelesen, ich hätte die Arbeit nicht darangegeben, lieber nahm ich noch den Sonntag dazu, wie du auch. Aber ich folgte dem Rat des Doktors und ging. Seine Frau war sehr freundlich mit mir und gab mir gleich ein Buch. Sie sagte auch, ich solle nur immer wiederkommen, ich müsse immer etwas Neues haben. Am ersten Sonntag fing ich zu lesen an. Das Buch war so, daß ich weiter und weiter fortfahren mußte; den ganzen Sonntag durch legte ich es nicht aus der Hand und in der Woche noch konnte ich nicht anders, ich mußte es wieder nehmen und ein wenig fortfahren, ich vergaß sogar meine Arbeit darüber. Da war von fremden Ländern erzählt und Völkern, wie sie leben und von ihren Sitten und Gebräuchen. Und besonders merkwürdige Sachen standen da von den Frauen, wie sie es in vielen Ländern haben, wie sie nur so verhandelt werden für Wolle und Tuch und

Vieh, und wie sie nachher dem Mann gehören wie ein Stück Hausrat und er mit ihnen machen kann, was er will, nicht anders, als einer bei uns mit Hund und Katze verfahren darf. Und von anderen Orten stand da, wie die Frau sich noch lebendig verbrennen lassen muß, wenn so ein Herr stirbt, weil sie nur so als ein Nebenstück von ihm gilt und allen Wert verloren hat, wenn das Hauptstück weg ist. Ja, was in der Welt alles geht, es ist nicht zu fassen! Ich bekam einen rechten Durst, immer mehr zu vernehmen. Ein Buch nach dem andern gab mir die Frau Doktorin und immer war wieder etwas Neues darin und etwas Merkwürdiges. Was lernte ich da alles kennen, was ich nie gewußt noch gedacht hatte! Da habe ich auch etwas vernommen, das hatte ich nie so verstanden vorher; die greulichen Sachen, die mit den Frauen vorgehen, und ihr Sklaventum ist erst weggekommen, als unser Herr Christus in die Welt gekommen ist und den Menschen gesagt hat, es sei eine Seele geradeso viel wert, wie die andere, ganz gleich, ob Mann oder Frau, Herr oder Knecht. Es soll jeder seine Freiheit haben, einer wie der andere, und nur durch die Liebe sollen zwei zusammen verbunden sein und niemals durch ein Eigentumsrecht. Aber auch heutzutage giebt's noch Länder und Inseln, wo die Menschen sich wie nichts totschlagen und auffressen, und die Weiber werden vertauscht und noch stets wie eine Ware behandelt und verkauft. Nur allein wo man die Menschen erzieht nach den Lehren unseres Herrn Jesus Christus, der unsere Religion gebracht hat, da kommt jeder zu seinem Menschenrecht. Wie ich dann so fort und fort las, kamen mir so viele neue Gedanken und Eindrücke, daß ich manchmal ganze Tage lang völlig vergaß, daß ich bucklig war, und wenn es mir einmal wieder aufstieg, so machte es mir nicht mehr denselben Eindruck, es kam mir gar nicht mehr so wichtig vor. Was geschah doch auch alles in der Welt und wieviel tausend Menschen draußen hatten noch ganz andere Leiden und Gebrechen zu tragen! Und zuletzt vergaß ich's ganz, es kam mir gar nicht mehr in den Sinn, und ich bin so glücklich geworden und froh über meine Arbeit und mein unabhängiges Leben, und daß ich so fortfahren konnte, zu vernehmen, wie es überall ist in der Welt und wie gut ich's habe,

Hunderten voraus. Ja, Veronika, ich kann dir's sagen, ich bin so glücklich jetzt, daß ich für alles danken kann, wie es der liebe Gott mit mir geordnet hat. Aber du, das sag' ich dir, du hast kein Recht, in deinen schönsten Jahren herumzugehen wie eine Wetterwolke. Sag, ist denn unser Herr Gott dir, oder bist du ihm etwas schuldig? Hast du ihm etwa für nichts zu danken? Andere wissen es, was du alles zum voraus hast vor ihnen. Raff dich einmal auf und such einen neuen Weg, daß deine Gedanken eine andere Richtung bekommen!"

„Das wollte ich ja so gern", sagte jetzt Veronika, die mit großer Aufmerksamkeit der Erzählung gefolgt war. „Habt Ihr noch ein solches Buch bei Euch und wollt Ihr es mir zu lesen geben?"

Das wollte Sabine herzlich gern thun. Sie hatte auch eben ein Buch fertig gelesen, von dem sie eine gute Wirkung erwarten durfte. Veronika trug es am Abend mit großer Hoffnung im Herzen heim, denn so lebendig hatte Sabine die glückliche Veränderung in ihrem Innern geschildert, daß es der Veronika war, als sei auch sie schon auf dem Wege dazu, und wie verlangte sie danach, aus den düstern Gedanken herauszukommen und einmal froh und glücklich zu werden! Noch an demselben Abend setzte sie sich in ihrer Kammer hin und begann zu lesen. Es ging nicht, wie sie gemeint hatte. Sie vernahm wohl die Dinge, die da standen, aber so als höre sie etwas in der Ferne, aber viel näher und lauter tönte etwas anderes in ihr Ohr und ihre Gedanken hinein. Es war das trübe Wasser, das unten durchlief, wie die Sabine gesagt hatte, und es war kein ruhiges Wasser. Die Wellen stiegen immer höher und übertönten alles andere, so daß Veronika zuletzt gar nichts mehr vernahm von dem, was sie las. Aber sie wollte fortfahren, vielleicht kam es noch anders. Erst als sie spät in der Nacht die Hausthür unten leise öffnen und wieder schließen hörte, warf sie das Buch beiseite, lief ein paarmal auf und ab in der Kammer, nahm dann ihre Arbeit hervor und stickte unablässig fort und fort, bis der Morgen kam und sie an die Arbeit des neuen Tages gehen konnte.

Kapitel VII.

Ein Schlag für alle.

Blasi stand an diesem hellen Sommermorgen in seiner gewohnten Stellung, beide Hände in die Taschen gesteckt, unter der Thür und schaute ringsum, ob auch noch alles so sei wie gestern.

Eben kam die Judith zum Brunnen heran, ihr Wassergefäß auf dem Kopf tragend.

„Paß auf, Blasi, du verlierst etwas“, rief sie hinüber.

Blasi schaute auf den Boden, kehrte sich um und suchte dann wieder nach vorn. „Ich sehe nichts“, sagte er und steckte die Hände fester in die Taschen.

„Mir geht's grad' wie dir, wenn ich etwas verloren habe, seh' ich's auch nicht mehr“, rief Judith wieder.

„Ah bah, Ihr wollt mich nur zum Narren halten“, gab er zurück.

„So, das ist der Dank, daß ich dir's wehren wollte, etwas zu verlieren, und grad' jetzt hab' ich dir noch etwas geben wollen, das ist mehr als fünf Franken wert“, versicherte Judith.

„Was denn? Zeigt, was ist es?“ fragte Blasi nun mit mehr Aufmerksamkeit.

„Zuerst will ich dir noch etwas sagen, dann bekommst du's“, versprach Judith. „Siehst du, Blasi, mein Vater selig sagte: ‚Hand aus der Tasche, so kommt der Gewinn hinein; steckt die Hand drin, so fährt er heraus.‘ Dir ist er eben auf beiden Seiten herausgefahren, und du hast ihn verloren und kannst ihn doch brauchen, nicht?“

„Freilich kann ich“, warf Blasi ärgerlich zurück. „So gebt mir nun, was Ihr mir versprochen habt.“

„Das hab' ich dir ja den Augenblick gegeben“, erklärte Judith. „Du sollst deine Hände aus der Tasche ziehen, sagt' ich, so fährt der Gewinn herein. Das ist ein guter Rat, und der ist mehr als fünf Franken wert.“

„Ah bah, mit Euch wird man nie fertig, ich hab's schon manchmal gesagt“, brummte Blasi.

„Das wäre auch wieder kein Gewinn für dich, wenn ich mit dir fertig wäre. Komm, ich hab' noch etwas Gutes mit dir im Sinn“, und Judith winkte ihm, ein wenig näher zu kommen. „Willst du gern ein schön gewaschenes Hemd auf den Sonntag haben? Ich mach' es dir, wenn du mir etwas sagst.“

Das war ein Vorschlag, der dem Blasi gefiel. Er war am Sonntag meistens in Verlegenheit, wenn er seine zwei Hemden schon auf beiden Seiten getragen hatte. Waschen that niemand für ihn. Seine Mutter hatte er schon lange verloren; sein Vater hatte genug zu thun, für sich selbst zu sorgen; dem erwachsenen Sohn wollte er nicht noch waschen lassen. Blasi hatte aber niemals Geld für solche Arbeit und selbst verrichten mochte er sie auch nicht gern.

So kam ihm der Antrag sehr gelegen, denn etwas zu sagen kostete nichts.

„Komm noch ein wenig näher an den Brunnen“, bedeutete ihm Judith, „man weiß nie, wer hinter den Bäumen ist. Jetzt hör, weißt du, was mit dem Dietrich ist? Der pfeift nicht mehr und lacht nicht mehr, wie er's konnte, und seine Mutter geht so nachdenklich umher und sagt nichts, man bringt nichts aus ihr heraus. Mit dem Dietrich ist etwas vorgegangen.“

„Ja, und geht auch noch vor“, sagte Blasi, „da geht allerhand vor. Am besten kann Euch der Jost berichten, der weiß etwas davon. Die halben Nächte sitzen sie zusammen im Rehbock und noch länger. Wenn kein Mensch mehr dort ist, sitzen sie noch im Hinterstübchen. Zuerst geht's nur so wie bei den andern, man sitzt so und trinkt ein wenig und dann noch ein wenig, und der Dietrich zahlt. Aber das kostet ihm noch nichts gegen das andere, das nachher kommt. Sie machen etwas mit Papieren, er und der Jost, einmal machen sie in Lotterieen und einmal im Spekulieren, so heißen sie's; ich weiß aber nicht, wie es geht. Es kommt einer von Föhrensee herauf, der erklärt's ihnen. Es ist kein Föhrenseeer, Ihr habt ihn wohl auch schon gesehen; er hat rotes Haar und einen roten Bart und ein feuerrotes Gesicht. Er macht jede Woche einmal

Geschäfte in Föhrensee, sonst wohnt er unten in der Stadt und dort macht er alles fertig und bringt ihnen dann den Gewinn und Verlust mit, aber sie bekommen mehr vom letzteren. Dann kann der Dietrich wieder einsetzen, der Jost hat ja nichts, als den Kragen voll Versprechungen. Da sagt er dann dem Dietrich immer, was für Hausen jetzt nächstens gewonnen werden, im Anfang müsse man immer verlieren, um so mehr gewinne man nachher, dann müsse der Dietrich natürlich alles Eingesetzte mit Zinsen zurück haben; der Rote sagt auch, es sei so. Wenn ich aber einmal mitmachen will und auch etwas beim Dietrich entlehnen möchte, dann thut der Jost, wie wenn er über alles Meister wäre, und läßt den Dietrich nicht, und Maulesel ist noch das wenigste, das er mir sagt. Aber wart' er nur, wenn ich dem einmal ein Bein unterschlagen kann, so will ich's auch mit Freuden thun, und dann noch so, daß er seiner Lebtag dran denkt."

„So, das ist ein gutes Vorhaben", bemerkte Judith, „sag ihm dann auch, daß du es thust, um deine Schulden abzuzahlen, und daß es ihm nicht übel anstünde, wenn er das auch einmal thäte. Nun hast du mir genug gesagt, das Hemd wasch' ich dir, am Samstag kannst du's bringen."

Judith nahm jetzt den Wassereimer auf den Kopf und wollte gehen.

„Wartet noch ein Minütchen, ich muß Euch auch etwas fragen", rief ihr der Blasi nach. „Sagt, meint Ihr, sie nehme ihn?"

Die Frage mußte Interesse für die Judith haben; sie stand augenblicklich still. „Wer? Wen? Was meinst du denn?" fragte sie zurück.

„Den Jost mein' ich und die Veronika, ob sie ihn nimmt."

Blasi kam im Sprechen langsam der Judith wieder näher. „Er hat in den letzten Tagen ein paarmal so etwas gesagt, daß man's glauben könnte."

„Sag' auch noch etwas Dummeres, wenn du etwas weißt!" rief Judith in großem Zorn aus. Sie blieb aber stehen, sie wollte doch hören, was Blasi noch weiter mußte.

„Ja, ich weiß schon, was Ihr meint, so dumm bin ich denn noch

lange nicht", fing er bedächtig wieder an. „Aber es hat seinen Grund, wenn sie ändert. Der Jost sagt, sie habe alles gemerkt, was der Dietrich macht, und der habe nie etwas gesagt davon, und darüber sei sie höllisch gegen ihn aufgebracht. Wenn der Jost nur den Namen vom Dietrich gegen sie ausspreche, so mache sie schon Augen wie eine Teufelskatz'. Und er habe schon gemerkt, es wäre ihr gar nicht ungelegen, dem Dietrich zu zeigen, daß sie es auch ohne ihn machen könne. Und Ihr wißt schon, die ist alles zu thun imstande, wenn sie erbost ist."

„Das fehlte mir grad' noch", rief die Judith aus, und mit ihrem Wassereimer auf dem Kopf lief sie nun so zornschnaubend davon, daß der Blasi verwundert stehen blieb und ihr nachschaute, indem er vor sich hin sagte: „Die wird ihn doch nicht auch noch wollen!"

Auch die Judith sprach in ihrem Zorn ganz laute Worte vor sich hin: „Sie ist's imstand'! Sie ist's imstand'! Die ist alles zu thun imstand, wenn sie aufgebracht ist."

Judith hatte den Buben ihrer Nachbarin von klein auf so halb als den ihrigen betrachtet. Er war ihr großer Liebling und sie hatte es gut mit ihm im Sinn. Veronika war ihr recht, weil sie so rastlos arbeitete und mit niemand zu thun haben wollte, als mit Dietrich und der Mutter. Ihr zurückhaltendes Wesen war ihr zwar oft unbequem für sich selbst, aber recht für die andern. So hatte sie im Sinn, Dietrich sollte bald nach der Konfirmation die Veronika heiraten, ein schönes Hauswesen gründen und ihr ein lieber Nachbar sein. Sie wollte bei ihm als Hausfreundin und Helferin aus- und eingehen, wo's nötig war, und von Zeit zu Zeit zu Gevatter stehen. Die kleinen Patchen wollte sie zu ihren Erben einsetzen. Nun sollte mit einem Schlag diese ganze schöne Aussicht ihr genommen und alles das so wohl Ausgedachte verdorben sein. Judith kam in ihre Küche hereingerannt und setzte ihren Eimer mit solcher Gewalt an seine Stelle hin, daß das Wasser hoch aufspritzte. „Und mit ihr kann man gar nicht mehr reden, es ist grad', als sei ihr das Öl ausgegangen für allezeit."

Dieses Zornwort bezog sich auf Gertrud, mit der seit einiger

Zeit eine große Veränderung vorgegangen war. Sie hatte nicht mehr den fröhlichen Ausdruck auf ihrem Gesicht. Sie war stiller als je zuvor und vermied es, mit den Leuten zu reden. Sogar der alten nahen Bekannten, der Nachbarin Judith, ging sie aus dem Wege, und wollte diese einmal durchaus mit ihr, so wie sie es gewohnt war, vom Haushalt und den Kindern und ihrer Zukunft reden, so schwieg Gertrud und that, als habe sie keine Zeit mehr, auch nur zu einem Worte.

Gertrud wußte, wo Dietrich seine Abende zubrachte. Sie hatte mehrmals mit ihm ernstlich darüber gesprochen. Er hatte sie aber immer wieder beruhigen und ihr begreiflich machen können, daß er noch eine Zeit lang so fort machen müsse, bis eine Sache, die er mit Jost unternommen habe, ganz im Gange sei. Er hatte die Mutter auch versichert, er werde nach einiger Zeit so schöne Geschäfte machen, daß sie sich selbst verwundern werde; er wisse von jemand, der's verstehe, daß es so kommen müsse. Einigemale schon hatte Dietrich der Mutter eingehend erklärt, daß es nötig sei, daß er größere Summen erhebe für sich und dann auch für seinen Freund Jost, der aber in kurzer Zeit alles mit guten Zinsen zurückgeben könne. Sie verstand von dem Geschäfte nichts, sah aber, daß Dietrich völlig von dem guten Erfolg überzeugt war, und sie wußte, täuschen würde er sie nie. So ließ sie ihn gewähren, er hatte guten Kredit und erhielt, was er wollte. Aber mehr und mehr bemächtigte sich eine unbestimmte Angst der Mutter Gertrud, besonders auch seit Veronika sich schweigend immer mehr von ihr fern hielt.

Das alles war nun so geworden seit jenem Tage, da die flehenden Worte des Mädchens bei der Mutter nichts vermocht, wenigstens keine Änderung in Dietrichs Vorgehen bewirkt hatten.

Warum an dem Abend eine so besondere Angst über die arme Mutter Gertrud kam, konnte sie selbst nicht begreifen.

Sie war in ihre Kammer eingetreten, nachdem alle drei sich gute Nacht gewünscht und sie noch gehört hatte, wie Dietrich wieder aus dem Hause und mit raschem Schritt davongegangen war. Aber das war ja nichts Besonderes, er ging jeden Abend.

Freilich manchmal schon hatte sie geseufzt: „Ach, wie lange noch!"

Dann hatte sie wieder gehofft und geglaubt, es werde bald ein Ende nehmen und ihr Dietrich in sein gewohntes, ordentliches Leben zurückkehren.

Gertrud konnte nicht in der Kammer bleiben, so angst und bang wurde es ihr jetzt. Sie ging in den Garten hinunter.

Der Mond schien hinter den ziehenden Wolken heraus und leuchtete eine Weile friedlich durch die stillen Bäume auf die schön geordneten Blumenbeete nieder.

Gertrud setzte sich auf die kleine hölzerne Bank am Apfelbaum und schaute auf den mondbeschienenen Garten. Sie hatte alles darin mit eigener Hand gepflegt und gehütet. Sie hatte es, wie alles, was sie sorgfältig zu Wohlstand und Gedeihen zu bringen suchte, im Gedanken an ihren Sohn gethan.

Er sollte den Gewinn und die Freude davon haben. Warum konnte er sich nicht jetzt schon daran freuen? Warum mußte ihr so bange um ihn sein?

Dietrich wandelte auf einem abschüssigen Wege, das fühlte sie deutlich; aber er kannte ja den guten Weg wohl. Mußte es ihn nicht wieder darauf hinziehen?

Ihre Gedanken kehrten in die Tage zurück, da der kleine Dieterli so fest an der guten Ordnung hielt. Er mußte wohl ein Gefühl davon haben, daß sie den innern und äußern Segen bringt. Vor ihren Augen stieg der Abend des Tages auf, da man ihren Mann hinausgetragen hatte. Sie hatte stumm vor Schmerz die Kinder an die Hand genommen und wollte sie zu Bett bringen.

Aber der Dieterli widersetzte sich und rief: „Nein, nein, Mutter, so geht's nicht gut, wenn man ins Bett geht und hat noch nicht gebetet." Ob ihr Dieterli jetzt auch noch beten konnte? „Ach, Dieterli, du läufst in der Irre; aber du weißt doch den Weg heim" sagte sie vor sich hin und faltete die Hände, denn alles, was sie bewegte, mußte sie ihrem Gott übergeben, das war ihr Halt und ihr Trost.

In diesem Augenblick hörte sie durch die weite Stille laute Stimmen erschallen, erst in der Ferne, dann näher und näher, es war ein wüster Lärm. Dann verloren sich viele der Stimmen, dahin und dorthin einige davon ertönten immer näher.

Gertrud hatte ein unnennbarer Schrecken erfaßt

Jetzt kamen drei Bursche, immer noch laut durcheinander rufend, an ihrem Garten vorbei. Sie erkannte den einen: „Jost“ sagte sie fast tonlos, „sag doch, Jost, was ist's? Wo ist Dietrich?“

Der Angeredete hörte nichts, oder wollte nichts hören. Schneller als vorher lief er weiter, und der zweite lief mit. Der Hinterste näherte sich ein wenig. Es war Blasi. Hastig sagte er: „Er kommt noch nicht, Ihr könnt schon ins Bett gehen“ und wollte gleich weiter.

„Aber sag nur, was ist's denn?“ fragte Gertrud, weiß vor Schrecken. „Laß mich nicht so in der Angst, sag mir alles, Blasi, warum kommt der Dietrich nicht mit euch heim?“

Blasi hatte zu viel Respekt vor Dietrichs Mutter, um fortzulaufen, wenn sie so bestimmt eine Antwort von ihm wollte, so gern er es auch gethan hätte. Er kam jetzt ganz an die Hecke heran und berichtete: „Im Rehbock hat's eine Schlägerei gegeben. Zwei sind totgeschlagen. Dem Viehhändler ist der Geldranzen fortgekommen —“

„Ist Dietrich totgeschlagen? Sag's heraus!“ unterbrach Gertrud zitternd den Redenden.

„Nein, er hat tapfer zugehauen, bis der eine genug hatte und am Boden lag, dann hat er sich draus gemacht.“

Jetzt lief Blasi davon.

Gertrud stieg so mühsam zu ihrer Kammer auf, als wäre ihre letzte Kraft dahin. Dort setzte sie sich auf ihr Bett nieder, und als der Morgenschein in ihre Kammer fiel, saß sie noch an derselben Stelle und lauschte in bitterer Angst, wie sie die ganze Nacht durch gelauscht hatte — vergebens. Dietrich war nicht heimgekommen, er kam auch am Morgen nicht.

Kapitel VIII.

Jeder nimmt's nach seiner Weise.

In ganz Tannenegg und Föhrensee wurde an dem Tage von nichts anderem geredet, als von dem Vorfall des gestrigen Abends.

Es war eine unerhörte Aufregung. In allen Häusern, auf allen Wegen, überall standen die Leute zusammen und erzählten sich, was sie wußten, jeder hatte zu fragen, und keiner begriff, was er hörte. Bei der Schlägerei im Rehbock war's so merkwürdig zugegangen. Beim Kartenspiel war der Streit ausgebrochen. Der Viehhändler von Föhrensee war auf der Rückreise mit seinem gefüllten Geldranzen noch im Rehbock eingekehrt und hatte mitgespielt. Als die Schlägerei losbrach, halfen seine großen Fäuste tüchtig mit. Erst als zwei am Boden lagen und man schrie: „Die sind tot!" wurden die erhitzten Köpfe kühler und das Dreinschlagen hörte auf. Jetzt entdeckte der Viehhändler, daß sein ganzer, voller Geldgürtel weg war, und erhob einen furchtbaren Lärm. „Laßt keinen fort! Lauft ihnen nach! Nur so kommt's heraus!"

Diese Worte rief der Rote von Föhrensee in die aufgeregte Schar hinein. Er hatte nicht mitgeschlagen, er hatte sich in den Knäuel hineingedrängt, um die Leute zu ermahnen und zur Ruhe aufzufordern.

Aber es waren schon mehrere fortgelaufen.

Zuerst von allen, hieß es, sei der Dietrich auf und davon, andere liefen ihm nach, zuletzt lief alles auseinander.

Jost hatte auf dem Heimwege den anderen gesagt, Dietrich habe sich ganz draus gemacht, er habe es ihm selbst noch gesagt, er werde wohl auch seine Gründe haben. Diese freilich habe er nicht gesagt.

Einer war auch nach dem Doktor gelaufen, der noch in der Nacht zum Rehbock hinaufgestiegen war und erklärt hätte, tot seien die beiden nicht, vor allem sollten sie hingelegt werden bis zum Morgen, da sie nüchtern sein würden.

Am Morgen waren dann wieder alle, die sich im Rehbock befunden hatten, hervorgetreten, und einer schrie lauter als der andere, von dem Gelde wisse er nichts, man sollte bei ihm untersuchen. Nur Dietrich war verschwunden, und keiner wußte wohin. Erst sagte man es leise, dann immer lauter, Dietrich werde nicht umsonst sich davon gemacht haben, und wenn es auch zuerst keiner recht glauben konnte, daß Dietrich einer solchen Schandthat fähig war, so wurde die Sache nach und nach doch begreiflicher, besonders seit unter der Hand bekannt geworden war, er habe furchtbar viel Geld verloren mit Spielen und Wagen auf alle Art und habe nicht mehr bezahlen können. Da meinte dann mancher, so könne man eben zu vielem kommen, das man sonst nie gethan hätte. Wo Dietrich hingekommen war, das war die große Frage. Vom Augenblick seines Verschwindens an war seine Spur völlig verloren geblieben. Der Viehhändler strengte alles an, sie aufzufinden, aber vergebens. Er hatte auch Klage gegen Dietrich erhoben und hoffte auf diesem Wege dem Entflohenen auf die Spur zu kommen. Es war alles umsonst. Nach einiger Zeit tauchte ein Gerücht über ihn auf, kein Mensch wußte, woher es gekommen war, aber bald war jedermann überzeugt, daß es wahr sein müsse: Dietrich sei nach Australien gegangen, den werde keiner mehr sehen.

Eine einzige Person gab es in Tannenegg, die schwamm gegen den ganzen Strom, das war Judith. Nicht leise und furchtsam, sondern laut und auf allen Wegen rief sie es beständig aus: „Es ist alles nicht wahr! Es ist alles erlogen! Der Dietrich hat so wenig gestohlen als ich, das ist, denk' ich, genug gesagt. Aber dieser Sache will ich nachgrübeln, bis noch etwas herauskommt, das andere schlottern macht als den Dietrich, oder ich will nicht mehr Judith heißen."

Vor allem wollte sie nun einmal hören, wie von Anfang an alles zugegangen war; denn hatte sie auch den Vorgang wohl schon zehnmal erzählen gehört, so war es immer in Gesellschaft von anderen gewesen, die von dem Erzählenden schon immer das Folgende wissen wollten, bevor er das erste recht gesagt hatte. Sie wollte den Blasi abhören, der war dabei gewesen. Der mußte doch wieder=

zufinden sein, obschon er sich seit dem Unglücksabend wie verkrochen hatte und nicht mehr zu sehen war. Sie wollte ihn aber schon ausfindig machen. Es war auch nicht schwer. Als sie am Morgen ihren Wasserkübel unter die Röhre am Brunnen gestellt hatte, ging sie zum Häuschen des Küsters hin und herum durch den Krautgarten. Unter der Hinterthür stand Blasi in derselben Stellung, wie sonst unter der Vorderthür; nur streckte er seine Nase nicht wie sonst erwartungsvoll in die Luft hinaus, was etwa Gutes zu erspüren wäre, sondern starrte tiefsinnig in den verwilderten Krautgarten hinein.

„Was hast du, Blasi?“ fragte Judith, schnell herankommend.

„Nichts. Wenn Ihr etwas habt, so wollen wir teilen“ antwortete Blasi.

„Das wäre noch nicht so übel für dich“ meinte Judith. „Gelt, teilen mit dem, der's erschwitzt hat, geht wohl leichter, als selber schwitzen, daß einem Kraut im Garten wachse, anstatt der Brennnesseln, wie du sie wachsen lässest.“

„Es ist mir jetzt alles eins“ gab der Blasi zurück, „es ist doch alles nichts mehr, seit der Dietrich fort ist. Am Abend ist gar nichts mehr, ich glaube, ich will ihm nach.“

„Wo ist er denn? Weißt du etwas von ihm?“ fragte Judith forschend.

„Ich nicht, aber der Jost, der weiß, wohin er ist, und erwartet auch Bericht von ihm, das hab' ich dem Jost wohl angemerkt, wenn er's schon nicht meint, und daß der Jost ihm den Rat gegeben hat, sich fortzumachen, hab' ich denn auch verstanden, wenn er schon meint, ich sei einer von den Dummsten“, bemerkte der Blasi höhnisch.

„So, so“, sagte Judith kopfnickend, so als stimmte der Bericht zu ihren Gedanken.

„Da, Blasi, nimm das, aber jetzt erzähl mir einmal alles, wie es zugegangen ist von Anfang an, und laß nichts aus, hörst du! Ich möchte einmal alles wissen, was vorgegangen ist.“

„Das sollt Ihr auch“, sagte Blasi, vergnüglich den schönen Thaler in seiner Hand wiegend, den Judith hineingelegt hatte.

„Zuerst waren sie im Hinterstübchen mit dem Roten, der Jost und der Dietrich, und wie ich hineinkam, sah ich, daß da etwas war, das den beiden nicht gefiel. Der Dietrich hatte den Ellbogen auf den Tisch gestemmt und den Kopf in den Händen, und der Jost fluchte hintereinander, und zuletzt rief er: ‚Wir wagen noch einmal das Doppelte, Dietrich, einmal wird man wohl gewinnen.‘ Der Dietrich gab keine Antwort und stöhnte nur, Da sagte der Rote: ‚Kommt, wir machen erst ein Spielchen drüben mit dem Viehhändler und trinken ein Gläschen dazu, das giebt mehr Mut zum Unternehmen.‘“

„Der Dietrich hat ja nicht Karten gespielt, und getrunken hat er gewiß nicht ohne Durst, nur so um Mut zur Lumperei zu bekommen“, warf die Judith ein wenig erbost dazwischen.

„Pah, wenn alle spielen, so kann einer allein nicht sagen: ‚Ich mache nicht mit!‘“ belehrte der Blasi, „und was das Trinken angeht, so hatte der Dietrich in der letzten Zeit manchen Ärger hinunterzuspülen, und er that's manchmal kräftig, das kann ich Euch sagen. Jetzt gingen wir hinaus und fingen an zu spielen. Es gab bald Händel, ich weiß nicht wie, aber das hab' ich gemerkt, daß der Rote Freude daran hatte, er stichelte und hetzte immerfort, und je lauter der Viehhändler schon brüllte, desto mehr schenkte er ihm ein. Als es zum Schlagen kam, habe ich noch gehört, wie der Rote dem Viehhändler zurief: ‚Kommt Ihr her, Ihr werdet sie bald zur Ruh' gebracht haben.‘ Der haute auch gut ein, und ich meine, der Rote hat ihn noch immer angefeuert, der war in dem Knäuel immer hinter ihm; aber selber hat er nicht gehauen, natürlich so ein Herr wie der ist. Wie der Dietrich den von Föhrensee niedergehauen hat, habe ich nicht sehen können, aber auf einmal, wie der Lärm am ärgsten war, hab' ich gesehen, wie der Dietrich zur Thür hinausschoß und der Jost nach, und weil ich meinte, er habe dem Dietrich etwas gegeben, bin ich auch nach und habe draußen nur noch gehört, wie der Jost auf ihn eingeredet hat, er solle nur machen, daß er fortkomme, so schnell als möglich, und ihm bald Bericht geben, wo er hin sei. Wie ich hinzu kam, zerrte mich der Jost weg, ich konnte kein Wort mehr mit dem Dietrich reden; der lief dann fort, und

der Jost riß mich wieder ins Haus hinein. Da war's noch ärger geworden mit dem Lärm, denn der Viehhändler hatte entdeckt, daß ihm sein Geldranzen fortgekommen war, und der Rote schrie wie besessen, keiner dürfe fort, man müsse alle untersuchen. Da kam es heraus, daß der Dietrich gerade fortgelaufen war, und nun wollte ihm der Viehhändler nach und andere auch, und es lief alles auseinander. Jetzt wißt Ihr, was ich weiß, weiter ist nichts vorgegangen, als daß sie noch den Doktor holten und der sagte, die zwei seien nicht tot. So wenn der Jost das dem Dietrich berichtet, kann er ja wieder heimkommen, wenn sonst nichts ist."

„Was wenn sonst nichts ist? Kommst du mir auch noch mit so etwas?" fuhr die Judith den Blasi an. „Aber so seid ihr, einer plärrt dem andern nach, bis alle dasselbe plärren und es glauben. Ihr Lumpe von Freunden! Aber hier will ich den Bodensatz schon aufrütteln, daß zuoberst kommt, was zuunterst ist. Dann kannst du deine Augen mit den anderen aufreißen, du blinder Maulwurf du!" Damit lief die Judith plötzlich in einer Eile davon, als ob mit einemmal der Boden unter ihren Füßen zu brennen angefangen hätte.

Blasi aber, dem ihre Worte wie ihre Eile gleich unbegreiflich waren, schaute ihr kopfschüttelnd nach und sagte vor sich hin: „Das Weibervolk ist doch ein unvernünftiges Volk."

Die Judith eilte heim, zog ihr Sonntagskleid an und machte sich auf den Weg. Wenn sie ein Vorhaben im Kopf hatte, so wartete sie mit der Ausführung nicht bis zum andern Morgen, und heute hatte sie im Sinn, dem Viehhändler in Föhrensee ein Licht aufzustecken. Beim Haus der Gertrud stand sie einen Augenblick still. Dann sagte sie halblaut: „Nein, ich sage nichts, sie sagen auch nichts zu mir. Wenn geschwiegen sein muß, so kann ich's auch." Damit ging sie ihres Weges.

Es war der Judith von Anfang an nicht recht gewesen, daß Gertrud nicht eingehend und immer wieder über die traurige Sache mit ihr reden wollte; denn sie hatte das Bedürfnis der Mitteilung. Aus der Veronika war gar nichts herauszubringen, wie oft auch die Judith versucht hatte, ein Wort über die Lage der Dinge mit

ihr zu wechseln. Das war der mitteilsamen Nachbarin ein wenig ärgerlich. Veronika und die Mutter dagegen hatten dasselbe Bedürfnis. Jede trug ihr Leid still mit sich herum, sie wußte, die andere hatte dasselbe Leid im Herzen, aber keine von beiden hatte den Drang, darüber zu reden. Am ersten Tage nach dem Ereignis, als sie miteinander geweint hatten, da hatte die Mutter zuletzt gesagt: „Er hat gefehlt, er wird büßen müssen; aber gestohlen hat er nicht, das hat der Dietrich nicht gethan. Was meinst du, Veronika?“ Diese hatte sofort erwidert: „Wenn alle Menschen auf der ganzen Welt sagen würden, er habe gestohlen, so wüßte ich doch, daß es nicht wahr ist.“

Bald nachdem Dietrichs Verschwinden bekannt geworden war, liefen der Gertrud von allen Seiten Mahnungen und Rechnungen ein; Dietrich hatte viel Geld aufgenommen und mehr noch verloren. Gertrud sah, daß nicht nur alles dahin war, was ihr Mann zurückgelegt hatte, sondern auch, daß ihr ganzes Besitztum, das einst schuldenfreie Haus samt Geschäft, jetzt tief verschuldet war. Gertrud besprach sich mit ihrem langjährigen Arbeiter, was nun zu thun sei, und ob sie ihr Geschäft wohl fortführen könne oder nicht. Er war sehr ungehalten auf den Dietrich, daß der so leichtfertig verwerfen konnte, was er ihm seit Jahren mit solchem Fleiß und Treue zusammengehalten und in so guten Zustand gebracht hatte. Er wollte nichts mehr damit zu thun haben, er wollte fort. Zuletzt gab er den Bitten der Gertrud nach und ließ sich bewegen, für einmal noch bei ihr zu bleiben, bis sie wußte, ob sie alles aufgeben müsse, oder ob das Geschäft doch wieder in Gang gebracht werden und dann vielleicht dem Arbeiter übergeben werden könnte, sollte Dietrich nicht heimkehren. Sie selbst machte sich zuerst wieder mutig an die Arbeit und war früh und spät dabei; es war, als hätte sie den Weg zu neuen Kräften gefunden, nicht als wären ihr im Leid die alten erlahmt. Es war auch wohlthuend anzusehen, wie mehr und mehr ein Ausdruck friedlicher Heiterkeit auf dem Gesicht der alternden Gertrud sich zeigte, während das junge, schöne Antlitz der Veronika immer düsterer wurde und die dichten, schwarzen Brauen sich fast nie mehr zu einem frohen Blicke auseinanderzogen. Und

doch war sie in der ganzen Umgegend von allen Mädchen und Frauen beneidet, und es waren Gründe genug dazu da. Dem hochgewachsenen Mädchen, an dem alles so schmuck und geordnet saß, als wäre täglich der ganze Anzug nagelneu an ihr, sah jeder mit Wohlgefallen nach. Nicht wenige der Fremden, die nach Föhrensee kamen, fragten auch gleich nach, woher das Mädchen stamme, das so anders als alle übrigen aussah. Die Arbeiten, die aus den Händen der Veronika kamen, und waren es die weitläufigsten Stickereien, sahen alle so frisch und duftig aus, als wären sie nicht berührt worden. Sie konnte Preise darauf setzen, wie sie wollte, alle wurden ihr gleich weggekauft. Zu allem andern war ihr nun auch die begehrte Stelle übertragen worden, für welche die lahme Sabine sie vorgeschlagen hatte. Sie stand an der Spitze der ganzen großen Frauenschule, hatte alles zu ordnen und zu regieren und eine so reichliche Einnahme dafür, daß Veronika in kurzer Zeit zu einem schönen Besitztum gelangen mußte. So hieß es auch in der ganzen Umgegend von ihr: „Die ist eine Herrin geworden! Die kann's haben, wie sie nur will!“ Manche, wenn sie so von ihr sprach, setzte hinzu: „Wenn ich in ihren Schuhen stände, wollte ich gewiß nicht ein Gesicht machen, wie dreißig Tage Regenwetter, wie sie immer thut, sie kann ja jeden Tag eine Herrenfrau werden.“ Man hatte der Veronika auch eine Wohnung im Gebäude der Gewerbeschule in Föhrensee angeboten. Sie nahm aber das Anerbieten nicht an, in dieser Zeit des Kummers wollte sie die Mutter nicht allein lassen. Sie blieb dabei, jeden Abend nach der Arbeit heimzukehren.

Während der langen Sommertage ging es auch ganz gut, Veronika kam immer mit der Dämmerung nach Tannenegg hinauf. Jetzt freilich wurden die Tage kürzer, schon bald mußte die Dämmerung einbrechen, bevor Veronika nur den Wald erreichen konnte. An einem dieser letzten Augusttage, einem hellen Samstag Abend, hatte Veronika noch ein wenig länger als sonst beim Aufräumen der Arbeitszimmer verweilt, denn über den Sonntag wollte sie alles in vollständiger Ordnung zurücklassen. Nun eilte sie den Berg hinan, nicht von der Furcht getrieben, allein durch den Wald zu gehen, aber von der Sorge, es möchte der Mutter bange machen, sie so allein auf dem

Weg zu wissen. Noch bevor sie den Wald erreicht hatte, kam ihr von oben einer entgegen, es war Jost. Er streckte mit einem überfreundlichen Lächeln der Veronika die Hand entgegen und sagte: „Ich komme um deinetwillen, ich habe gedacht, es werde jetzt dunkel werden, wenn du durch den Wald müssest, da lass' ich dich nicht allein."

„Spar dir die Mühe", entgegnete Veronika kurz und ging auf die andere Seite der Straße. Jost ging auch hinüber.

„Veronika", fing er nach einer Weile wieder an, „es ist doch nicht schön von dir, daß du mir immer so begegnest, seitdem der Dietrich fort ist. Ich weiß ja so gut wie du, daß er etwas gethan hat, das nicht recht ist, daß er so von dir wegläuft und dir kein Zeichen giebt, aber er kann ja schon noch schreiben, und unterdessen —"

„Schweig davon", unterbrach ihn das Mädchen so bestimmt, daß er eine Weile lang innehielt. Sie war auch wieder auf die andere Seite der Straße hinübergegangen.

Das that auch Jost, und wie er nun wieder neben ihr herging, begann er aufs neue mit ganz sanftem Ton: „Siehst du, Veronika, ich habe gewiß keine Schuld daran, daß es so gehen mußte. Ich habe manchmal an dich gedacht, wenn der Dietrich so viel wagte, und habe zu ihm gesagt, denk auch an sie! Ich wußte ja schon, wie es dir sein müßte."

„Du Judas du!" rief Veronika zornsprühend aus und fing an, aus allen Kräften davonzulaufen.

Aber der Jost kam schon nach, er lief hart neben ihr her. Als sie den Wald durchschritten hatten und nun gegen Tannenegg hinaufkamen, sagte er schmeichelnd: „Siehst du nun, Veronika, wie viel mir an dir gelegen ist? Ich will dich hüten und beschützen, auch wenn du mir kein gutes Wort giebst. Ich komme dir von nun an jeden Tag entgegen, denn allein laß ich dich sicher nicht durch den Wald gehen, du kannst da allerhand Leute antreffen, so daß du noch froh genug über meinen Schutz sein wirst, und nach und nach wirst du schon fühlen, wie gut ich es mit dir meine."

Veronika war jetzt ihrer Wohnung nahe. Ohne den Jost anzusehen, lief sie hinein und warf die Thür hinter sich zu.

„Die wird schon noch zahm werden“, sagte er und biß sich vor Zorn in die Lippen; dann ging er seiner Wege.

Veronika war hinter der Thür stehen geblieben; sobald sie ihn weiter gehen hörte, machte sie wieder auf und ging hinaus. Sie ging zum Haus des Küsters hinüber. Trübsinnig stand der Blasi mit seinen Händen in der Tasche unter der Thür. Eben hatte er überdacht, daß der letzte Rest vom Thaler der Judith bei dem gestrigen Abendtrunk zu Ende gegangen war und daß er im Rehbock keinen Kredit mehr hatte. Er sah keinen Hoffnungsschimmer mehr vor sich und schaute völlig niedergeschlagen in den Boden hinein. Jetzt stand auf einmal die Veronika vor ihm. Verwundert riß er die Augen auf.

„Blasi, willst du mir einen Gefallen thun?“ fragte sie freundlich, „ich will dir auch gefällig sein, wenn du etwas nötig hast.“

Das war ein unerwarteter Hoffnungsstern. Vor Freude riß Blasi seine Augen noch einmal so weit auf. „Sag nur, was, Veronika, sag' nur, was“, drängte er; „ich laufe durch Feuer und Wasser für dich.“

„Komm mir morgen Abend entgegen bis unter den Wald und dann jeden Abend so, bis die Tage wieder länger sind, willst du? Nachher kannst du jedesmal einen Abendtrunk auf meine Rechnung thun.“

Blasi schaute mit Verwunderung auf Veronika, die seine Antwort abwartete.

„So brauchst du zwei“, sagte er endlich, „das nimmt mich wunder! Der Jost kommt ja auch, den hast du heute schon kommen lassen und willst, daß er von nun an jeden Abend komme.“

Aus den Augen der Veronika schoß ein Blitz, der den Blasi fast erschreckte „So, den hätte ich kommen lassen? Und wer sagt dir so etwas?“

„Das hat der Jost gestern Abend selber im Rehbock vor allen erzählt“, berichtete Blasi, „und mehr als einer meinte, du werdest wohl zeigen wollen, daß du's auch ohne den machen könntest, der weggelaufen ist.“

Jetzt wurde Veronika glühend rot. „Sag dem Jost, wenn

sonst in nichts, so sei er im Lügen Meister. Ich könnte es ihm selbst sagen, aber mit dem rede ich kein Wort mehr. Kommst du morgen oder nicht, Blasi?" Sie hatte schon den Fuß zum Forteilen bereit.

„Ja natürlich, und wenn's so ist mit dem Jost, so komm' ich erst recht", rief er erfreut; „zähl auf mich, Veronika."

Schnell reichte sie ihm die Hand und war fort.

Am Abend darauf, als Blasi geruhlich dem Walde zuschritt, kam Jost eben hastig von der andern Seite heruntergelaufen. Sie trafen aufeinander.

„Wo willst denn du hin?" fuhr Jost herrisch den Blasi an.

„Ich muß die Veronika holen, sie hat mich bestellt", entgegnete Blasi, nicht ungern seine Aufgabe ihm anzeigend.

„Du Erztölpel, so etwas für bare Münze zu nehmen", rief Jost lachend aus. „Merkst du denn nicht, daß sie dich zum Narren halten will? Wir haben gestern noch miteinander über dich gelacht, und sie sagte, sie wollte dich einen ganzen Winter lang nach Föhrensee hinuntersprengen, und du müssest nicht einmal merken, daß sie dich zum Narren halte. Es scheint, sie hat gut angefangen."

Jost lachte noch einmal unbändig. Blasi fing an zu schwanken.

„Wenn ich nur wüßte, wer lügt, du oder sie", sagte er und stand still, um die Sache zu überlegen. Aber auf einmal fing er aus allen Kräften zu laufen an, denn er dachte, beim Zusammentreffen würde es sich schon zeigen, wie Veronika gesinnt sei.

Als Jost sah, daß der Blasi nicht von seinem Vorhaben abzubringen war, machte er auf einmal Kehrum und verschwand im Gebüsch, denn er begehrte nicht, daß Blasi Zeuge sei von der Art, mit der Veronika ihn behandelte.

Als Blasi mit ihr zusammentraf, zeigte sich eine Freude auf ihrem Gesicht, die es so schön machte, daß der Blasi sie nur anstaunen mußte. Das war kein zum Narren halten, es war der Veronika ernst. Dann sprach sie so freundlich mit ihm auf dem ganzen Heimweg, wie er gar nie gedacht hätte, daß sie nur thun könnte, und beim Abschied sagte sie ganz eindringlich: „Gelt, du kommst morgen wieder und alle Tage?" Dann drückte sie ihm ein

Geldstück in die Hand, und dabei dankte sie ihm so freundlich für seinen Dienst, daß es gar nicht war, als schenke sie ihm etwas, sondern als sei alles ein großes Geschenk, das er ihr mache.

Als der Blasi von der Veronika wegging, stiegen ganz neue Gedanken in seinem Innern auf. Zum erstenmale verspürte er die Lust, das Geld, das er in der Hand hatte, zu etwas anderem zu verwenden, als zum Vertrinken. Es kam ihm jetzt auch in den Sinn, daß er ja gar kein Halstuch hatte und eigentlich ganz verlottert aussah. Das schickte sich doch gar nicht, wenn er nun so an der Seite der schmucken Veronika auf der Straße gesehen wurde. Er wollte sich gleich morgen ein Halstuch kaufen. Das Geld langte.

Nun gingen seine Gedanken weiter. So freundlich hatte die Veronika seit Jahren nicht mit ihm geredet. Das war keine Heuchelei. Der Jost war der ärgste Lügner, wie sie gesagt hatte, warum wär' er sonst fortgelaufen und nicht mitgekommen? Nein, der verführte ihn nicht mehr. Auf dem Wege hatte sie alles von dem Blasi wissen wollen, was er treibe und wie es ihm dabei gehe. Er hatte nicht recht sagen können, was er treibe, denn seit er vor drei Jahren konfirmiert worden war, hatte er bis jetzt immer gewartet, daß so etwas kommen sollte, das ihm gut passen könnte.

Unterdessen hatte Blasi die Glocke um 11 Uhr und um 4 Uhr geläutet, und zwischendurch hatte er unter der Hausthür die Stunde wieder abgewartet, und gegen Abend war er nach dem Rehbock gegangen, um zu hören, was es etwa Neues gegeben habe. Das war ihm nie so klar vor die Augen gekommen als jetzt, da Veronika seinem Gewerbe nachfragte. Sie hatte ihn dann so teilnehmend ermuntert, etwas zu unternehmen, und hatte ihm auch sogar angeboten, wenn sie etwas für ihn thun könne, so solle er es sagen, sie wolle es gern thun. Sie hatte gerade zu ihm geredet, als ob ihr etwas daran läge, daß es ihm gut gehe und er zu etwas komme. Wie konnte es nur sein, daß sie sich so um ihn kümmerte? Auf einmal ging dem Blasi ein großes Licht auf: „Der Dietrich ist fort und kommt nicht mehr“, sagte er bei sich, „den Jost kann sie nicht leiden; das Weibervolk thut allemal, was man am wenigsten erwartet, das hab' ich schon hundertmal gehört, — sie will mich

Potz Himmel!" mußte er laut ausrufen, als er mit seinen Gedanken so weit war, „da muß man denn doch parat sein! Heut' noch thu' ich einen Schritt!" Die Ähnlichkeit mit Dietrichs Schicksal, die vor Blasis Augen aufgestiegen war, hatte ihm plötzlich einen großen Entschluß eingegeben, — er wollte Sattler werden. Noch ehe er in sein Haus eintrat, kehrte er wieder um und lief nach dem Garten der Gertrud zurück.

Dort ging der Sattlergehilfe auf und nieder nach dem Feierabend, denn ins Wirtshaus ging er nie.

Blasi trat zu ihm hin und eröffnete ihm seinen Entschluß, ein Sattler zu werden und daß er gern bei ihm in die Lehre treten wollte.

Dem Gehilfen war es recht, so gab es wieder ein wenig Abwechselung in das Arbeiten neben der schweigsamen Meistersfrau. Er wollte mit ihr reden, Blasi sollte nur gleich den andern Tag kommen, sie werde es schon zufrieden sein, denn was ihm recht sei, das sei auch ihr recht.

„Siehst du, Blasi", schloß der Arbeiter gewichtig, „wenn ich nicht dabei wäre, so fiele jetzt alles zusammen. Für dieses Geschäft giebt es nur noch zwei Wege der Rettung: Entweder der Dietrich kommt wieder heim und bald und hat noch etwas gelernt, oder die Frau übergiebt mir alles und ich bin Herr und Meister und habe Gewinn und Verlust zu tragen."

„Vielleicht giebt's auch noch einen dritten", sagte Blasi gewichtig und zwinkerte dabei so geheimnisvoll mit einem Auge und dann mit dem andern, daß der Arbeiter dachte: „Der wird ein wenig im Rehbock gewesen sein."

Kapitel IX.

Mutter Gertrud weiß auch einen Weg.

Die kalten, dunklen Dezembertage waren gekommen. Es war nun immer längst Nacht geworden, bevor Veronika zuhause ankam. Sie mußte aber nie mehr sich beeilen, um nicht zu spät an den Wald zu kommen. Regelmäßig stand der Blasi am Abend bei der Torfhütte hinter Föhrensee, da, wo die Behausungen aufhörten und es einsam wurde. War es hell, so ging er draußen vor der Hütte auf und ab, schneite und stürmte es, so stand er drinnen unter Dach. Nie fehlte er, nie kam er zu spät. Und doch hatte Blasi jetzt den ganzen Tag zu thun und mußte recht laufen, um zur Zeit da zu sein, denn sein Lehrmeister ließ ihn nicht vor dem Feierabend fort. Der Entschluß, den Blasi gefaßt hatte, war der Gertrud ganz recht gewesen. So war er gleich bei ihr in Arbeit getreten und hatte nun vom Morgen bis zum Abend so viel zu thun, daß seine Hände niemals mehr in die Taschen kamen, denn der Lehrmeister wollte an ihm zeigen, daß er etwas verstehe. Der Blasi befand sich aber wohl dabei, denn ein ganz neues, beglückendes Gefühl war über ihn gekommen, das ihn in seinen eigenen Augen merklich hob: er fühlte sich als Besitzer, schon fast als Herr. Wenn er den Tag durch gearbeitet hatte und nachher nach Föhrensee hinuntergelaufen und wieder heimgekehrt war, so war er so müde, daß er nur wünschte, gleich auf sein Lager zu kommen. Zum Lumpen war keine Zeit mehr. Dazu kam, daß Veronika ihm jeden Abend etwas in die Hand drücken wollte, wogegen er sich aber sperrte, durchaus wollte er nicht von ihr bezahlt sein, sondern seinen Dienst aus Freundschaft thun. Das war Veronika auch recht. Aber von Zeit zu Zeit sagte sie: „Blasi, heut' ist dein Namenstag“ oder: „Heut' ist Kirchweih, da werde ich dir auch ein Festgeschenk machen dürfen“ — oder auch: „Heut' habe ich für eine Extraarbeit die Hälfte mehr bekommen, als ich erwartet, da gehört dir auch ein Teil davon, denn ohne dich hätte ich immer eine oder zwei Stunden früher fort müssen und

wäre noch lange nicht fertig" — und jedesmal hatte die Veronika ihm dann ein so großes Stück in die Hand gedrückt, daß er jetzt schon ein ganz schönes Sümmchen beisammen hatte. Zu alledem kam noch, daß ihm die Veronika einmal ein seidenes Halstuch und einmal sechs ganz neue, schneeweiße Hemden und einmal auch ein Paket Taschentücher genäht und übergeben hatte, so daß der Blasi wirklich das Gefühl eines angehenden Besitzers haben konnte, das ihn hob und zu den besten Vorsätzen entflammte.

Veronika war an dem dunkeln, stürmischen Abend vor Weihnachten spät auf den Heimweg gekommen. Sie hatte noch so vieles zu ordnen gehabt, auf die Festtage sollte alles fertig sein; es war nicht ihre Art, etwas liegen zu lassen.

Als sie daheim in die Stube eintrat, saß die Mutter Gertrud noch bei ihrer kleinen Lampe, und die fleißigen Hände arbeiteten rastlos an einem großen, löcherigen Postsack herum. Es ging nicht mehr so rüstig, wie die Frau Gertrud sonst gewohnt war, ihre Arbeit zu verrichten. Es war, als sei sie müde, aber sie arbeitete fort.

„Nein, Mutter, das solltest du nicht thun" rief Veronika, sobald sie eingetreten war. „Ich habe dir's so sicher gesagt, daß ich heut' Abend noch das Haus putzen könne, und nun sehe ich, daß du schon mit allem fertig bist, und da sitzest du noch zu einer neuen Arbeit hin, das kann ich nicht sehen. Warum kann ich denn nicht die Arbeit für dich thun und du einmal ausruhen, du siehst ja so müde aus."

„Du mußt deinen Feierabend haben, wenn du heim kommst, Veronika, du arbeitest streng den Tag über, und das ist genug" sagte die Mutter freundlich. „Und dann bin ich ja so froh, wenn immer eine kleine Arbeit da ist, an der ich helfen kann. Ich möchte doch so gern wieder etwas zusammenbringen, daß er es auch noch fände wie sonst bei mir, wenn er einmal wiederkommt. Dann denke ich auch, vielleicht mit Müh' und Fleiß kann ich's so lange aufhalten, daß ich nicht aus dem Hause muß, während er fort ist. Es ist mir wie ein Halt für ihn, daß er doch noch eine Heimat findet, wenn er zurückkommt. Ich denke dabei, es kann dazu helfen, ihn

zu den guten, alten Gedanken zurückzubringen, wenn er noch alles im alten findet daheim."

„Aber Mutter, das ist kein Grund, daß du immer noch mehr arbeitest, als du ertragen kannst" entgegnete Veronika. „Du hast so lange für mich gesorgt, daß es jetzt an mir ist, das gleiche für dich zu thun. Kümmere dich nur nicht um das Haus, das ist schon in Ordnung. Weil du mir sagtest, der Weinhändler von Föhrensee werde es übernehmen, bin ich zu ihm gegangen und habe alles mit ihm abgemacht. Er ist ganz froh, daß ich es will, er sagte, er wüßte nicht, was damit thun, und läßt mir gern Zeit es abzuzahlen."

„Ist's wahr, Veronika?" rief die Mutter aus, indem ein glückliches Lächeln sich über ihr Gesicht verbreitete. „Was hast du mir für einen großen Kummer abgenommen! Ach, Veronika", fuhr sie fort, indem sie ihren Sack weglegte, „du bist so gut und so brav, aber du siehst niemals froh und zufrieden aus. Es ist, als könne gar nichts dir Freude machen, und die möchte ich so gern für dich finden! Wenn ich doch etwas wüßte, das dich ein wenig glücklich machen könnte, wie gern wollte ich alles thun, es für dich zu erlangen."

„Es nützt nichts, Mutter, das Glück ist nicht für mich. Andere können es nur nehmen, aber ich nicht, ich kann's nicht", sagte Veronika mit einer Heftigkeit, die bei ihr ungewohnt war. „Ich habe ja danach gesucht und gestrebt, so lang' ich denken kann, seit ich ein kleines Kind war. Und seit die Base Judith mir gesagt hatte, man müsse arbeiten, immer arbeiten, dann könne man es nehmen, hatte ich ja nur noch einen Wunsch, immerfort zu arbeiten, daß ich das Glück erlange, wenn ich schon nicht einmal recht wußte, was es war. Und später, als ich verstand, was es sein könnte, arbeitete ich erst recht Tag und Nacht, denn nun wußte ich, daß es das Schönste sei, was es giebt, glücklich zu sein, aber ich war es niemals. Immer mußte ich traurigen Gedanken nachhängen bei meiner Arbeit und allem dem verkehrten und unrechten Zeug, das vorging. Da sagte mir die lahme Sabine etwas anderes, das ich thun sollte, so könnte ich glücklich werden, sie war es auch geworden und war lange so traurig und unglücklich gewesen um ihres krummen Körpers willen."

Und nun erzählte Veronika, wie sie die schönen Bücher von der Sabine zu lesen bekam, damit ihr die täglichen, engen Gedanken vergehen und sie große, neue Dinge und Vorgänge kennen lerne, die dann ihren Sinn erfüllen und ihre Gedanken auf ganz andere Wege bringen würden. Sie nannte die Bücher der Mutter und sagte ihr, was in diesem und jenem Schönes zu lesen sei. „Aber siehst du, Mutter", schloß Veronika, „es hat mir auch nichts geholfen. Wenn ich so las, gingen mir doch die anderen Gedanken im Herzen hin und her und ließen mich zu keiner Ruhe kommen. Und zuletzt legte ich doch das Buch immer wieder weg und hatte nichts gewonnen, es ging mich ja alles nichts an, was da stand, was mich plagte, blieb doch dasselbe. Das Glück ist nicht für mich, und das Sprüchlein auf meiner Rose ist nur für die anderen, für mich ist's nicht wahr."

Veronika hatte so leidenschaftlich gesprochen, wie die Mutter sie noch nie gehört hatte. Das Mädchen war keine ruhige Natur, nur eine, die sich in der Gewalt hatte und deren Art es nie gewesen war, auf andere abzulegen, was ihr schwer machte. Da nun aber die Schleußen einmal offen standen, schoß der Strom gewaltsam heraus.

Die Mutter schaute erschrocken auf das so ungewohnt erregte Mädchen. „Veronika", sagte sie liebevoll, „es thut mir recht weh, zu hören, was du mir sagst, ich meinte nicht, daß es so mit dir sei. Du warst immer so still, ich dachte, zuinnerst habest du doch den Frieden, wenn's auch obenüber schwer und dunkel bei dir aussah. Aber es fehlt dir tiefer hinein. Ach, wenn ich dir doch den Weg zum Frieden zeigen könnte, es ist der gleiche, der zum Glück führt."

Veronika schüttelte den Kopf, so als wollte sie sagen: „Das ist ja doch nichts für mich." Sie sagte aber nichts, nur ihre Augen glühten wie Feuer von der inneren Aufregung.

„Veronika", sagte die Mutter nach einer Weile wieder, „morgen ist Weihnachten. Weißt du, wie ihr zusammensaßet an dem Abend, als ihr kleine Kinder waret, du und er, und wie ihr euch freutet auf den Festtag und dann so gern eure Gebetlein sagtet, so fromm

5*

und fröhlich? Komm, willst du mir nicht einmal wieder ein Vaterunser beten, daß wir auch einmal wieder so wie damals dem Fest entgegengehen können?"

Veronika wandte ihr Gesicht ab und wischte eine Thräne weg. Dann kehrte sie sich um: „Ja, ich will, Mutter", sagte sie, sich zu einem ruhigen Ton zwingend, „es bringt dir die alten Tage zurück und macht dir ein wenig Freude." Dann legte sie ihre Hände zusammen und begann laut ihr Vaterunser zu beten, während die Mutter andächtig mit gefalteten Händen vor ihr saß. Veronika war zu der Bitte gekommen: „Vergieb uns unsere Schulden, wie —", hier hielt sie plötzlich inne. Sie legte den Kopf in beide Hände und brach in ein lautes Schluchzen aus. Dann rief sie heftig aus: „Nein, Mutter, ich kann das nicht vor Gott sagen, es ist nicht wahr, ich kann ihnen nicht vergeben. Ich kann es dem Dietrich nicht vergeben, daß er dir das angethan hat und dann so fortlaufen konnte und nun fortbleiben kann, ohne ein einziges Wort zu schreiben, nicht einmal zu sagen, wo er ist. Er kann wohl wissen, wie es dir ist und auch mir. Und dem andern, dem Judas, kann ich niemals vergeben, der hat den Dietrich in alles hineingestoßen, der hat ihn verführt und betrogen, der hat uns allen das Glück zerstört. Wie kann man einem solchen vergeben? Verdient der nicht, daß man ihm das Böseste wünscht, das einem Menschen nur widerfahren kann?"

Veronika schluchzte in ihrem langverhaltenen Schmerz und bittern Zorn so heftig, als wollte es ihr das Herz zersprengen.

Gertrud saß mit gefalteten Händen da, ohne ein Wort zu sagen, bis Veronika sich wieder gefaßt hatte. Dann sagte sie sanftmütig: „Wenn ich so denken müßte wie du, Veronika, dann ginge es mir wohl auch wie dir und ich wäre auch unglücklich, gewiß noch mehr als du, ich könnte es fast nicht tragen. Aber ich denke anders: Siehst du, wie der Dieterli ein Kind war, für das ich allein zu sorgen und zu denken hatte, da ist schon manches bei ihm zum Vorschein gekommen, das mir schwere Gedanken machte. Er wollte gern immer oben hinaus, und alles was ihm gefiel, wollte er gern gleich haben, aber ohne Mühe. Und ich mußte oft denken, wenn das mit den Jahren in ihm wächst, so muß ihn gewiß der liebe

Gott in eine strenge Schule nehmen, wenn etwas Rechtes aus ihm werden soll. Und dafür hatte ich doch von der ersten Stunde seines Lebens an zu Gott gebeten und ihm das Kind übergeben. Da habe ich denn die Jahre durch immer und immer wieder den lieben Gott angefleht: ‚Führ ihn, wie du willst, nur laß ihn nicht aus deiner Hand fallen!‘ Wie es nun mit dem Dietrich so kam, daß es mir ja auch fast zu schwer wurde, da konnte ich meine Ruhe doch wieder finden im Vertrauen, daß Gott mir das Kind nicht verloren gehen läßt, das ich ihm so übergeben habe. Wenn nun die strenge Schule für den Dietrich begonnen hat, so muß er sie durchmachen, und muß er noch mehr büßen, als er verbrochen hat, so wird es gut für ihn sein. Und trifft mich das Schwere mit, so weiß der liebe Gott schon warum, gewiß habe ich auch noch so manches für mich in der schweren Zeit gelernt und gewonnen. Rechne es ihm nicht so an, Veronika, daß er nicht schreibt, vielleicht hat er es auch gethan, und der Brief ist verloren gegangen, er muß ja so weit fort sein. Vielleicht kommt auch bald ein Wort von ihm, ich warte täglich darauf. Und wenn es nicht so wäre, wenn er nichts von sich hören läßt, dann steht es nicht gut mit dem armen Dietrich. Er weiß wohl, wie wir es mit ihm meinen; wenn wir nichts von ihm wissen sollen, so geht er auf schlimmen Wegen, dann müßtest du erst recht Erbarmen mit ihm haben und mit mir zu Gott flehen, daß Er den Verirrten wieder auf den guten Weg zurückbringen wolle. Mit dem Jost denke ich wie du, ich glaube, er hat den Dietrich hineingezogen und war nicht treu an ihm. Aber wenn es so ist, dann ist ja der Jost ein armer, verlorener Mensch, wenn er nicht umkehren kann. Er hat ja auch niemand, der ihm mit Liebe nachgeht und ihn zum Guten führen möchte. Es muß uns ja treiben, darum zu bitten, der liebe Gott möge ihm das Gewissen aufwecken, daß er sein schweres Unrecht empfindet und Buße thun kann.“

Veronika hatte still zugehört. Nach einer Weile fragte sie nachdenklich: „Mutter, macht es dich glücklich, daß du diesen Glauben im Herzen hast?“

Augenblicklich entgegnete Gertrud: „Ich weiß nichts anderes,

das uns so glücklich und froh machen könnte, als das feste Vertrauen im Herzen zu haben, daß ein Vater im Himmel unser Leben regiert und bewacht, und daß alles, was uns begegnet, zu unserm Guten dient, wenn wir ihm angehören und uns zu ihm halten wollen. Ich weiß wenig, Veronika, ich habe nicht so viel gelesen wie die Sabine und du, und ihr versteht ja alles viel besser als ich, aber ich meine, du hättest einen größeren Gewinn von den guten Büchern gehabt, wenn du darin gesucht hättest, was du für dich selbst hättest brauchen können, nicht nur, um etwas Neues zu erfahren, was andere thun und erleben. Wenn doch in den Büchern zu lesen war, wie unser Herr Jesus Christus auf Erden zuerst gelehrt hat, daß alle Menschen vor Gott die gleichen Rechte haben und daß eine Seele vor ihm so viel wert ist, wie die andere, so steht doch gewiß in den Büchern auch, wie Er zuerst uns die frohe Botschaft brachte, daß wir einen Vater im Himmel haben, der uns als seine Kinder liebt und uns froh und glücklich machen will, wenn wir an ihn glauben und vor ihm leben wollen. Und daß es auch wieder der Herr Jesus ist, der uns den Weg zu unserm himmlischen Vater zeigt und selbst uns von allem Bösen befreien will, das uns diesen Weg versperrt. Er spricht ja zu uns mit einer Liebe, wie kein anderer und sagt es uns selbst, daß wir bei ihm alles ablegen können, was uns wehthut und ängstigt, und daß er uns den Frieden und das Glück geben will, das wir ja alle gern hätten."

„Aber Mutter", sagte Veronika, die ganz verwundert nach dem friedlichen Gesicht der Sprechenden blickte, „kannst du denn sagen, daß du das Glück und den Frieden gefunden hast, während du doch weißt, wie alles ist, und daß man keinen Tag sicher ist, daß nicht noch schlimmere Nachrichten von ihm kommen?"

„Ja, Veronika, das kann ich sagen", entgegnete die Mutter, und ihr Blick hätte ohne Worte die Tochter überzeugen müssen, daß es so war, wie sie sagte. „Was auch kommt, ich weiß, es kommt nach Gottes Willen, und er selbst hat mir das Vertrauen ins Herz gegeben, daß alles zum Guten führt, was er uns schickt. Aber er will uns auch nach seinem Willen haben, Veronika, wir müssen so beten können, wie unser Herr Jesus uns gelehrt hat, der Haß und

die Bitterkeit müssen weg, die sind auch vom Bösen, und so manches ist noch an uns, für das wir Vergebung zu erbitten haben. Nicht, Veronika? Ich will fortfahren, wo du aufgehört hast. Versuch es mitzubeten, es wird dir wohl thun.“ Nun betete Gertrud das Vaterunser zu Ende.

Veronika saß schweigend noch eine Weile bei der Mutter, dann ging sie nach ihrer Kammer. Sie hatte keinen Schlaf, aber auch zum Arbeiten hatte sie jetzt keinen Trieb wie sonst, wenn sie innerlich keine Ruhe hatte und sie finden wollte. Die Worte gingen ihr nach und arbeiteten in ihrem Innern. Wie manchmal hatte sie in den letzten Monaten bitter höhnisch vor sich hingesagt: Welch' schöne Wahrheit: „Lerne nur das Glück ergreifen, denn das Glück ist immer da!“

Und nun hatte die Mutter diese Wahrheit freudig bezeugt und hatte das Glück ergriffen mitten in einem Leid, das noch größer sein mußte als ihr eigenes.

Veronika saß sinnend und suchend die halbe Nacht auf ihrem Lager, und zwang auch die große Kälte sie zuletzt, sich niederzulegen, so kam doch kein Schlaf in ihre Augen, denn immer wieder mußte sie der Mutter Worte wiederholen und die Qual und Unruhe des eigenen Herzens dagegen halten.

Kapitel X.

Der Mensch denkt und Gott lenkt.

Von Dietrich kam keine Nachricht. Jost hatte noch mehrere Male versucht, Veronika zu zeigen, wie viel ihm an ihr gelegen sei. Er war ihr entgegengegangen und hatte sich alle Mühe gegeben, seine Freundlichkeit bei ihr anzubringen. Daß er ihr nötig sei, konnte er nicht mehr sagen, denn jedesmal, wenn er sie traf, schritt

schon der Blasi beschützend neben ihr her, mit einem triumphierenden Lächeln auf dem Gesicht, das deutlich sagte: „Nun kann der Jost vielleicht merken, wer den ersten Platz einnimmt.“ Sobald der Jost in ihrer Nähe anlangte, ließ Veronika den Blasi zwischen sie beide treten und ging abgewandt am äußersten Rande des Weges hin, ohne ein einziges Wort zu sagen und ganz so, als hörte sie gar nicht, was um sie her geredet wurde.

Jost war jedesmal blaß vor Wut. Dem Blasi warf er die verächtlichsten Worte zu, sobald er ihn irgendwo allein traf, und mehr als einmal, wenn der Blasi ausnahmsweise einmal wieder in den Rehbock zu einem Glase eintrat, rief ihm Jost entgegen: „So, hat sie dir's erlaubt, du Dienstesel! Es kommt schon wieder anders mit dir, wenn sie dich nicht mehr braucht und dir den Tritt giebt. Die wird mir schon noch mürbe; aber bis sie vor mir bittet wie eine Bettlerin, geb' ich ihr kein Gehör.“ Das verdroß den Blasi in hohem Grade, denn der Jost rief ihm solches vor allen Gästen zu, und ein paarmal hatte er schon den großen Humpen erfaßt, um ihn dem Jost an den Kopf zu werfen. Aber die Veronika, der er jetzt alles mitteilte, hatte ihn gewarnt und gebeten, sich gar nicht mit dem Jost einzulassen, sonst gebe es noch einmal etwas Böses, und sie übte jetzt einen großen Einfluß auf den Blasi aus. Ihre Worte kamen ihm auch zum Glück jedesmal noch rechtzeitig in den Sinn, dann setzte er schnell den erfaßten Humpen an, trank ihn in einem Zug aus und lief davon.

Seit einiger Zeit traf der Blasi auf seinem Gang am Abend öfters mit der Judith zusammen, die auch Geschäfte in Föhrensee hatte, wie es schien. Die Leute hatten die sonderbarsten Gedanken über ihre Thätigkeit in Föhrensee, denn es war bekannt geworden, daß sie jedesmal dem Viehhändler einen Besuch machte. Man sah sie auch öfters zum Schluß noch vor seinem Haus, wohin er sie begleitet hatte, im eifrigen Gespräch beieinander stehen und mit Armen und Händen in der Luft herumfechten, so als wären sie beide von gewaltsamen Gedanken erfüllt.

So sagten die Leute in Föhrensee: „Da giebt's etwas. Jetzt werden sie wohl bald einig sein. Sie ist freilich gescheiter als er,

dafür ist er aber fünfundzwanzig Jahre jünger als sie. Das ist auch etwas wert."

So traf Judith an einem hellen Januarabend wieder mit dem Blasi zusammen, als dieser eben um die Ecke vom Hause der Gertrud kam, wo er immer an der Arbeit saß, bis es Zeit war, seinen Gang anzutreten.

„Was lachst du so heimlich und siehst aus wie einer, der's gewonnen hat?" rief die Judith ihm zu.

„Exakt das Gleiche hab' ich grad' jetzt zu Euch sagen wollen. Was habt denn Ihr so versteckt zu lachen?" fragte der Blasi zurück.

„Gieb du erst deine Antwort, dann geb' ich dir meine", schlug Judith vor.

„Ja, so will ich", nickte Blasi. „Wißt Ihr, es ist nichts Lumpiges: sie nimmt mich."

„Potz Tausend!" fuhr Judith auf. „Aber welche denn?"

Blasi kehrte sich nicht um, aber mit dem Daumen wies er rückwärts über seine Schulter, gerade auf das Haus hin, das er eben verlassen hatte. „Die", sagte er mit Nachdruck.

Judith lachte laut auf. „Will die denn alle drei? Zuerst den Dietrich und dann den Jost und jetzt dich noch?"

„Da ist nichts zum Lachen", knurrte Blasi, „der Dietrich ist fort, den Jost flieht sie wie Brennesseln, wer ist dann noch? Wen bestellt sie, wenn sie einen haben will, he?"

Judith kicherte noch fortwährend über die Nachricht.

„So, jetzt sagt Eure Freude auch, wenn sie Euch doch so zu lachen macht", fuhr Blasi weiter.

„Es ist das Gleiche, Blasi, komm ein wenig näher, so sag' ich dir's", und nicht besonders leise sagte sie ihm ins Ohr: „Ich nehme ihn."

„Potz Kuckuck!" rief nun Blasi seinerseits, „dann werdet Ihr ja eine steinreiche Frau, der Viehhändler hat mehr, als die Hälfte der Föhrenseeer zusammen."

„Ich sage ja gar nichts vom Viehhändler", warf Judith zurück.

„Pah, von wem redet Ihr denn, wenn es nicht von dem ist?" fragte der erstaunte Blasi.

„Dann rede ich von einem andern, und den nehm' ich so, daß er dran denkt. Das sag' ich dir!" Bei diesen Worten machte Judith eine so bedrohliche Gebärde mit der Hand, als wollte sie einen zusammenwürgen, daß er ihr kaum mehr lebendig aus den Fingern käme.

Blasi schüttelte den Kopf und ging schweigend weiter. In seinem Innern aber sagte er: „Man kann nichts verstehen, sie hat ein Durcheinander im Kopf, sie gehört eben zum Weibervolk." Bald darauf waren sie bei der Torfhütte angelangt und trennten sich.

Veronika kam gleich nachher von unten herauf, und nun wanderten die zwei über den vor Kälte knisternden Boden hin. Veronika war noch schweigsamer als gewöhnlich, sie war ganz in ihre Gedanken versunken. Mitten im Wald stand sie plötzlich still und sagte: „Blasi, willst du mir einen großen Dienst thun?"

„Alles thu' ich dir zulieb', Veronika", erklärte Blasi augenblicklich. „Auf der Stelle springe ich dort in den großen Teich und komme nicht mehr heraus, wenn es dir etwas nützt."

„Du könntest ja jetzt nicht einmal hinein, er ist zu hart zugefroren", sagte Veronika lächelnd. „Aber so etwas wünsche ich nicht von dir, Blasi. Etwas ganz anderes. Könntest du nicht erfahren, was der Jost von Dietrich weiß? Vielleicht hat er dem Jost einen Ort genannt, wohin er sich wenden wollte, so daß man doch versuchen könnte, ob ihn ein Brief erreicht?"

„Ja, aber Veronika, denkst du denn heimlich immer noch an ihn?" fragte völlig verblüfft der Blasi.

„Darum handelt es sich jetzt nicht", erwiderte sie kurz. „Sieh, Blasi, ich will dir sagen, was es ist: ich habe eine große Angst, die Mutter ist seit ein paar Tagen so angegriffen und sagt von Zeit zu Zeit einmal: ‚Wenn ich ihn nur auch noch einmal sehen könnte!' So als meinte sie, sie bleibe nicht mehr lange da. O, hilf mir doch, wenn du's kannst, daß ich dem Dietrich berichten kann!" Veronika hatte die Augen voller Thränen, als sie jetzt bittend den Blasi anblickte.

Er wurde ganz weich von dem Anblick; dazu fuhr noch ein großer Schrecken in ihn, denn er dachte: „Jetzt wird sie mürbe,

und es kommt noch, wie der Jost gesagt hat." Das mußte nicht sein, um keinen Preis.

„Nein, nein, nur nicht den Mut fallen lassen, das will ich schon machen! Das will ich schon machen!" versicherte der Blasi sehr bestimmt und sah dabei ganz mutig aus.

Veronika dankte ihm für seinen guten Willen und sagte, er sei ja jetzt ihr einziger Freund. Das spornte den Blasi denn auch zu solchem Unternehmungseifer an, daß er Veronika gleich unter der Thür des Hauses verließ und wieder forteilte. Gleich heute noch wollte er alles aus dem Jost herausbringen. Er lief stracks nach dem Rehbock hinunter und fand auch den Jost fest hinter dem Glase sitzend. Wenn dieser auch den Morgen durch nicht viel anderes that, als darüber schimpfen, daß er an der Arbeit schwitzen sollte, während andere Leute thaten, was ihnen gefiel, so hatte er doch immer Geld, um nachmittags ein wenig im Rehbock zu sitzen und bis gegen Morgen sich bei einem Gläschen auszuruhen.

Blasi setzte sich gleich zu ihm und brachte ganz geschickt seine Sache vor. Er möchte doch gern einmal wieder etwas von dem alten Kameraden wissen, wo er denn auch sei und ob man ihm denn nicht auch einmal ein Wörtlein schreiben könnte, um wieder etwas von ihm zu erfahren. Es käme ihm auch nicht darauf an, ein Glas zu zahlen, wenn der Jost ihm so recht sagen wollte, was er vom Dietrich wisse, sie sollten doch auch zusammenhalten, so drei alte Kameraden, wie sie seien.

Jost schielte halb lachend zu Blasi hinüber, während dieser so sprach, dann sagte er höhnisch: „So, kommt es ihr am Ende? Hab's schon gedacht. Sag ihr nur, ich könne ihr allerhand sagen, sie soll nur zu mir kommen und freundlich mit mir reden, wie ich es mit ihr thue. Sag ihr, den sehe sie ihrer Lebtag nicht mehr, er ist zu weit weg, aber wenn sie ihm gern etwas sagen wolle, so soll sie kommen, ich kann ihr schon einen Weg zeigen und thu ihr gern eine Gefälligkeit, sie kann mir dann auch eine thun. Geh, Blasi, bring ihr den Bericht, zahlen kann ich selber."

Der Blasi war wie gelähmt. Jost hatte alles erraten, wie es war und hatte nur den Hohn als Antwort. Einen solchen Bericht

mußte er der Veronika zurückbringen. Der würde ihr gewiß wieder das Wasser in die Augen treiben, und das konnte er nicht sehen. Es war aber nichts zu machen, er sah es dem Jost wohl an, der höhnte ihn fortwährend noch ohne Worte. Zum erstenmal in seinem Leben trank der Blasi sein Glas nicht aus. Er drückte gewaltsam seine Kappe ins Gesicht und lief fort. Als er in die Stube eintrat, saß Veronika bei ihrem Licht und flickte emsig an dem alten Postsack herum. Sie legte ihn gleich auf die Kniee und schaute mit größter Spannung nach dem Eintretenden.

„Es ist alles aus, er speit einem nur Spott und Hohn ins Gesicht“, sagte der entrüstete Blasi und warf seine Kappe weit weg in einen Winkel, denn an irgendeinem Gegenstand mußte er seinen Groll auslassen. Dann erzählte er der Veronika seine ganz verfehlte Unternehmung. Sie sagte kein Wort. Bei sich wiederholte sie mit Bitterkeit die Worte: „Er will mich zwingen. Ich soll bitten vor ihm, freundlich soll ich sein und ihm auch eine Gefälligkeit thun? Welche Gefälligkeit?“ Nein, sie konnte nichts mit ihm zu thun haben.

Sie nahm ihren Sack wieder auf, flickte hastig das letzte Loch zu und rollte ihn zusammen. Mit großer Freundlichkeit sagte sie dann: „Blasi, thust du mir noch einen Gefallen? Ich hoffe, ich kann dir's einmal vergelten, was du alles für mich thust.“

„Sag, sag, Veronika“, drängte Blasi, „ich thu' dir alles. Gleich geh' ich selber und suche den Dietrich, wenn du es haben willst, und wenn ich grad' zu Fuß nach Australien muß.“

„Nein, nicht so weit, Blasi. Siehst du, ich würde dich auch um den unangenehmen Dienst nicht bitten, aber es hat heut' Abend die Mutter so beunruhigt, daß der Postsack noch da ist. Es ist, als möchte sie schnell alles fertig machen und in Ordnung bringen, so als habe sie nur noch wenig Zeit.“ Hier hielt Veronika einen Augenblick inne, und das Wasser, das Blasi so gefürchtet hatte, stieg jetzt wirklich in ihren Augen auf. „Ich habe der Mutter versprochen“, fuhr sie dann fort, „der Sack komme morgen noch in aller Frühe an seinen Ort; du siehst, ich zählte auf dich. Mitten im Tag läßt dich der Arbeiter nicht fort, und am Abend hast du ja

mich heimzuholen; so dachte ich, du gehest mir schon früh am Morgen vor der Arbeit."

„Zähl darauf, ich geh', und wenn es grad' lebendige Katzen schneite", versicherte Blasi. „Aber wohin muß ich denn?"

„Es ist kein schöner Weg, oder dann mußt du furchtbar weit um, der großen Straße nach. Der Sack gehört ins Posthaus an der Tobelbrücke. Meinst du, bei dem hohen Schnee könnest du auf dem Fußweg den steilen Berg hinab? Ich möchte nicht, daß es dir etwas gäbe", fügte Veronika besorgt bei.

Aber solche Furcht kannte der Blasi nicht. Hocherfreut holte er seine Kappe wieder hervor, jetzt wollte er der Veronika zeigen, daß sie auf seine Tüchtigkeit zählen könne, wenn es sich um natürliche Dinge und nicht um den verzwickten Jost handelte.

In dieser Nacht hatte Veronika einen harten Kampf zu bestehen. „Muß es sein? Muß ich es thun?" fragte sie sich immer wieder, und jedesmal bäumte sich ihr Herz in ihr auf und sie stöhnte: „Ich kann nicht! Ich kann nicht!" Dann sah sie wieder die bleiche Mutter vor sich und hörte ihre verlangenden Worte: „Wenn ich ihn nur noch einmal sehen könnte!" Veronika schloß kein Auge und konnte die ganze Nacht durch zu keinem Entschluß kommen.

Fast war es am andern Morgen, als sollte Blasi beim Wort genommen werden und beweisen, daß er nichts scheue, was auch auf ihn niederfalle. Es stürmte und pfiff um seine Ohren, als er vor die Hausthüre trat, daß es ihn fast zurücktrieb. Dazu schlug es ihm spitze Schneeflocken ins Gesicht, die ihn völlig stachen, denn der Schnee war halb gefroren. Aber der Blasi war tapfer. Er kämpfte sich vorwärts, und obschon es noch so dunkel war, daß er keinen Schritt vor sich sehen konnte, so stampfte er doch so fest drein, als könne es ihm nicht fehlen. Es fehlte ihm auch nicht. Als der Tag graute, war er glücklich, allen hohen Schneewellen und dem scharfen Eisregen ungeachtet, bei der Tobelbrücke angelangt.

„Du kommst früh", sagte der Posthalter, der eben noch bei Licht seine Briefe vom vorigen Abend auseinanderlegte. Blasi sagte, er müsse an die Arbeit, wenn es Tag sei, gab seinen Sack ab, und nachdem er die Bezahlung erhalten, machte er sich wieder auf den

Heimweg. Kaum hatte er einige Schritte gethan, so rief ihn der Posthalter wieder zurück. „Da, Blasi, du kannst einem Kameraden einen Dienst thun, und dich kostet's nichts“, sagte er, dem Blasi einen Brief hinstreckend. „Er ist für die alte Obermüllerin, der Jost holt sonst die Briefe für sie, es heißt auch darauf: ‚Wird abgeholt‘, aber er wird froh sein, wenn ihm bei dem Wetter der Weg erspart bleibt. Du kannst es ihm dann nur sagen, er kommt nie vor Mittag.“

Blasi nahm den Brief und ging. Die Obermüllerin war eine alte, taube Frau, die ganz allein in einer kleinen, verfallenen Hütte wohnte, ein wenig außer dem Weg, an einer völlig einsamen Halde. Der Fußweg, den Blasi ging, führte in der Nähe vorbei. Die Frau war Josts Base und hatte früher als Müllerin bessere Tage gehabt; jetzt war sie völlig verarmt und verbittert, hing mit keinem Menschen mehr zusammen und wollte von keinem mehr etwas wissen. Blasi arbeitete sich durch den tiefen, pfadlosen Schnee zu der Hütte hin. Jetzt zog er seinen Brief heraus; es war nun hell geworden. Er schaute die Aufschrift an.

„Potz alle Wetter und dann noch eins, der Brief ist vom Dietrich!“ schrie der Blasi auf. „Dem hab' ich nicht vergebens alles abgeschrieben in der Schule, die Handschrift kenn' ich, ja sicher, die kenn' ich“, fuhr er in seiner Aufregung laut redend fort, während er fast die Thür dazu einschlug, denn die Müllerin wollte nicht aufmachen. Jetzt drückte er am Schloß, die Thür war offen, die Müllerin schloß nie zu. Er stürmte in die Stube hinein. Die Alte saß auf der Ofenbank und zupfte Wolle. Sie hatte wohl nichts von seinem Klopfen vernommen, denn sie starrte ihn verwundert an. Er erklärte ihr die Sache mit dem Brief, aber sie war zu taub, sie verstand nichts. Dann streckte er ihr den Brief hin und schrie, so viel er konnte: „Lest! Ich will auch wissen, was drin steht, er ist vom Dietrich.“

Sie stieß ihm den Brief zurück und sagte unwirsch: „Der ist nicht mein, ich bekomme keine Briefe, mach daß du fortkommst!“

Jetzt war Blasis Geduld zu Ende. Er hielt ihr den Brief ganz nahe an die Augen und schrie: „Da ist Euer Name, jetzt will ich

Euch lesen, was Euch der Dietrich schreibt"; damit riß er den Brief auf und fing an zu lesen:

„Hamburg, den 14. Januar 18**.

Lieber Jost!"

Blasi fuhr zurück — er las nochmals — es war so. Er las weiter. Es war ein kurzer Brief. Blasi fing wieder von vorne an und dann noch einmal.

„Mach, daß du einmal fortkommst", knurrte die Alte wieder, als Blasi immer noch wie an den Boden gewurzelt dastand. Jetzt packte er schnell seinen Brief wieder in den aufgerissenen Umschlag ein und ging. Draußen stand Blasi wieder still, er wußte gar nicht, was machen. Der Brief gehörte dem Jost, er hatte ihn aufgerissen, und vor dem Jost fürchtete er sich. Was könnte der ihm anthun, wenn er vernähme, er habe den Brief aufgemacht! Nun kam ihm ein Gedanke: er klebte den Umschlag zusammen, so gut er konnte, rannte durch alles Unwetter zum Posthaus zurück, legte den Brief hin und rief eilig dem Posthalter zu: „Die Müllerin sagt, er gehöre nicht ihr, sie wolle ihn nicht." Dann lief er heim.

Veronika hatte den ganzen Tag über nur einen Gedanken gehabt. Die Mutter hatte so leidend ausgesehen, als sie früh noch vor ihr Bett getreten war, daß es in dem Augenblick in Veronikas Herzen hieß: „Es muß sein!" Mit aller Gewalt hielt sie den Tag über ihren Entschluß fest, am Abend mußte es sein. So sehr der Blasi von seiner Botschaft erfüllt war und es kaum erwarten konnte, sie der Veronika mitzuteilen, war doch das erste, als er am Abend mit ihr zusammentraf, daß er ausrief: „Was hast du? Bist du krank geworden? Komm, sitz ein wenig nieder in der Hütte!"

Aber sie schüttelte den Kopf und sagte, sie wolle im Gegenteil recht laufen, sie habe noch zu thun heut', und krank sei sie nicht. Nun schoß der Blasi mit seiner Geschichte los, er hatte ja den Augenblick fast nicht erwarten können, bis er das thun konnte. Veronika schaute mit angehaltenem Atem und mit solcher Spannung auf ihn, daß der Blasi sein Erlebnis mit ungewohnter Lebendigkeit schilderte. Jetzt verbreitete sich plötzlich ein solches Freudenlicht

über Veronikas Gesicht, daß der Blasi still stand und sie anstarrte.

„Hamburg, sagst du, bist du sicher, Hamburg stand im Brief?“ rief sie mit so strahlenden Augen, wie der Blasi sie noch gar nie gesehen hatte.

„Sicher, sicher, ganz sicher, Dietrichs Handschrift kann ich schon lesen“, bestätigte Blasi laut, aber leise mußte er sagen: „Das Weibervolk kann doch kein Mensch erraten. Grad' noch war sie, als könnte man sie nur ausblasen, und jetzt sieht sie aus wie eine Sonne.“

„Sag jetzt Wort für Wort, was du noch aus dem Brief weißt, Blasi, bitte!“ drängte Veronika, und er wollte ihr gern so viel als möglich sagen, denn die Verwandlung der Veronika gefiel ihm. Der Inhalt des Briefes war aber bald berichtet: Dietrich schrieb aus Hamburg, er habe nicht viel zu sagen, aber er wolle doch dem Jost wieder Nachricht von sich geben, da er ja der einzige Mensch auf der Welt sei, der sich noch um ihn kümmere. Vielleicht komme die Mutter noch einmal zu anderen Gedanken, es werde sie wohl alles so übernommen haben, daß sie es nicht gleich verzeihen könne. Wenn Veronika wirklich einen anderen nehme, so soll er es ihm nicht sagen, er wolle es nie wissen. Nach Australien zu gehen, wie Jost ihm rate, so schrecklich weit weg, dazu könne er sich nicht entschließen, das Heimweh bringe ihn in Hamburg schon fast um. Wenn man auch auf ihn fahnde um des Totschlags willen, der ihn genug plage, so bleibe er doch vielleicht unentdeckt und könne nach Jahren wieder heimkommen. Im schlimmsten Falle fasse man ihn, dann komme er auch heim, wenn schon ins Zuchthaus. Um der Mutter willen wäre ihm das am schwersten. Am Schluß stand, Jost solle ihm wieder Nachricht geben von daheim und unter derselben Aufschrift schreiben, so sei es am sichersten, er hole die Briefe immer selbst.

Veronika hatte Blasis Worten mit einer Aufmerksamkeit zugehört, wie noch nie in ihrem Leben. Nun er fertig war, ging sie schweigend und sinnend neben ihm her. Aber er wollte nun gern wissen, was er machen solle, im Fall der Jost darauf käme, der

Brief sei von ihm aufgemacht worden, und ihn etwa vor den Friedensrichter bringen wollte. Veronika beruhigte ihn darüber und sagte, sie glaube, Jost habe alle Ursache, über den Brief zu schweigen. Sie riet dem Blasi, ganz still zu sein und gar nicht dergleichen zu thun als ob etwas vorgefallen sei, wenn er den Jost sehen sollte. Sie wollten beide mit keinem Menschen über die Sache reden, das weitere wollte sie schon selbst thun. Nun wurde es dem Blasi wieder wohl, denn er hatte das beruhigende Gefühl, alles auf die Veronika abgelagert zu haben, was ihn sehr erleichterte. Er hatte ja das volle Vertrauen zu ihr, daß sie sich schon zu helfen wußte.

In Föhrensee war die Hauptpost, wohin alle Briefe und Sendungen von den Postablagen der kleineren Orte der Umgegend gebracht werden mußte, um nach der Stadt hinunter und weiter befördert zu werden. Das wußte Veronika wohl. Als sie am andern Morgen früh hinunter kam, ging sie nicht gleich nach ihrer Schule, erst machte sie einen Gang zum Postmeister. Sie sagte ihm, sie möchte es gern wissen, wenn in diesen Tagen ein Brief nach Hamburg aufgegeben werden sollte, sie möchte nur auf die Adresse sehen. Der Postmeister kannte Veronika wohl. Ihr Gesuch fiel ihm nicht auf, er nahm an, es handle sich um eine Geschäftssache.

„Gestern Nacht ist einer nach Hamburg eingelegt worden", sagte die Tochter, die dem Vater das Geschäft besorgen half, „er liegt schon bei denen, die in den Sack kommen."

In gefälliger Weise trat der Postmeister an den Tisch und suchte den Brief heraus. „Schön ist die Adresse nicht geschrieben", sagte er, ihn der Veronika vorweisend.

Mit einer völlig ungeübten oder absichtlich entstellten Handschrift war die Adresse geschrieben. Sie lautete nach Hamburg, an eine Frau, die den gleichen Namen wie die Obermüllerin trug. Die Straße unleserlich, dagegen stand deutlich darunter: „Wird abgeholt."

Veronikas Herz schlug fast hörbar. Das war der Brief, sie war fest überzeugt. Jost hatte also gleich gestern noch geschrieben, um Dietrich Angst zu machen, daß er doch noch weiter gehe? Hatte er ihm eine neue Adresse vorgeschlagen, nun er denken konnte, die erste sei verraten? Denn daß Jost den Weg zu Dietrich für jeder-

mann verrammeln wollte, das war der Veronika klar. Dann war aber kein Augenblick zu verlieren, den Brief durfte sie aber auch nicht aufhalten. Sie gab ihn dem Postmeister zurück und bat um ein Stück Papier. Ihre Hand zitterte vor innerer Aufregung, als sie darauf schrieb:

„Lieber Dietrich!

„Die Mutter ist sehr schwach. Komm augenblicklich, du hast nichts zu fürchten.

Veronika.“

Dann setzte sie dieselbe Adresse, welche der Brief nach Hamburg trug, auf den ihrigen, schloß ihn und übergab ihn dem Postmeister.

„Danke vielmals für Ihre Gefälligkeit und bitte, Herr Postmeister, daß er ja heut' Morgen fortkommt“, bat Veronika dringend.

„Ja, ja, verstehe schon, es wird so eine Faden- und Nadelnkonkurrenz sein“, sagte er lachend und warf beide Briefe zusammen auf den Haufen, „die reisen gleich miteinander.“

Veronikas Hände zitterten den ganzen Tag bei ihrer Arbeit. Sie war wohl gehalten und ruhig nach außen, aber in ihrem Innern stürmte und wogte es, und immer neue, aufregende Vorstellungen drangen auf sie ein. Was hatte Jost dem Dietrich geschrieben von der Mutter, was von ihr selbst? Was glaubte Dietrich von ihnen beiden? So hatte Jost ihn im Glauben gelassen, er habe einen Totschlag begangen. Was hatte Jost davon, den Dietrich zu belügen und fernzuhalten? Hier kam Veronika auf Vermutungen, die ihr das Blut in die Wangen trieben. Meinte er, sie möge ihn, sobald sie sehe, daß Dietrich nicht mehr zurückkomme? Oder sollte es noch andere Gründe geben, die es ihm wünschbar machten, daß Dietrich fortbliebe? Veronika kam von einem Gedanken auf den andern, und die Schlüsse, zu denen sie kam, erschreckten sie selbst, sie wollte doch keinen zum Schelm machen, von dem man nicht wissen konnte, daß er's war. Wenn Dietrich kam, dann konnte ja alles ans Licht kommen, wenn er aber ausblieb? Was dann? Sollte man dann alles nur gehen und liegen lassen, wie es war? Sie wollte heut' Abend noch alles mit der Mutter besprechen.

Kapitel XI.

Das Sprüchlein muß wahr sein.

Veronika konnte für einmal ihr Vorhaben nicht ausführen. Als sie am Abend heim kam, lag die Mutter im Fieber. Sie wußte nicht recht, woher Veronika kam, und sprach mit ihr, als wäre sie noch ein Kind und komme aus der Schule. Veronika setzte sich erst ruhig zu ihr hin, sah dann zu, womit sie die Mutter erfrischen und erquicken könnte, und als diese nach und nach wieder klarer wurde, schlug Veronika vor, den Doktor zu holen. Aber die Mutter wollte nicht. Sie fühlte keine Schmerzen, sie meinte, es fehle ihr gar nichts, sie sei nur so schwach. Veronika blieb die Nacht durch am Bett der Kranken sitzen. Davon war nun keine Rede, mit der Mutter von der aufregenden Sache zu sprechen. Auch von dem Brief sagte Veronika kein Wort. Vergebliche Hoffnung in der Mutter erwecken, das wollte sie jetzt weniger als je, und erhielt Dietrich ihren Brief und wollte kommen, dann war ja die Erfüllung besser, als alle unsichere Hoffnung. Während Veronika die Nacht durch immer wieder all' den rätselhaften und Bitterkeit erweckenden Dingen nachdenken mußte, lag die Mutter still da. Nur von Zeit zu Zeit sprach sie in freundlichen Worten zu ihren Kindern, und Veronika konnte verstehen, daß sie meinte, die beiden sitzen an ihrem Bett und seien noch kleine Kinder.

Am Morgen war die Mutter wieder ganz klar; aber auch jetzt wollte sie Veronikas Bitten nicht nachgeben, den Doktor zu sich zu bemühen, sie meinte, das wäre ja nicht der Mühe wert, sie leide ja gar nicht. Sie wollte noch einen Tag ausruhen, dann würde es schon besser werden. Veronika wollte die Mutter nicht verlassen, sie konnte wohl sehen, wie schwach die Kranke war. Sie ließ die lahme Sabine bitten, ihre Stelle ein paar Tage für sie einzunehmen; sie wußte, daß sie darauf zählen konnte. Sabine hatte ihr schon oft ihre Hilfe angeboten und war immer außer-

ordentlich freundlich und besorgt für Veronika geblieben, die ihrer Empfehlung an die Stelle von Anfang an alle Ehre gemacht hatte Den Tag und die folgende Nacht blieb die Mutter ebenso still und ruhig; sie schlief meistens. Am dritten Tag war es immer, als suchten ihre Augen nach etwas, wenn sie sich öffneten, auch wenn die Kranke sichtlich beim Bewußtsein war. Mehrmals wiederholte sie dann: „Wenn ich ihn nur noch einmal sehen könnte!“ Als der Abendschein durch das Fenster in die Kammer leuchtete, ging ein frohes Lächeln über das Gesicht der Mutter. Halblaut sagte sie:

„Und vorm Entschlafen sagt er leise:
Es wird ein schöner Morgen sein.“

Nach einer Weile wandte sie sich suchend um und bat: „Veronika, sing es noch einmal mit ihm; es war so schön und es macht mir so wohl, es zu hören: es wird ein schöner Morgen sein.“

„Du hast geträumt, Mutter, wir haben nicht gesungen“, erwiderte Veronika, ihre Thränen wegwischend.

Es war dunkel geworden und still ringsum. Die kleine Nachtlampe warf einen matten Schein auf das Bett, wo die Mutter zu schlummern schien. Veronika saß mit großen, offenen Augen an dem Lager. Unruhig wogten die Gedanken auf und nieder in ihr. Hatte er ihren Brief erhalten? Würde er kommen? Wie? Wann? Wie konnte es mit der Mutter werden?

Plötzlich setzte sich diese wie mit neuer Kraft in ihrem Bett auf und sagte dringend: „Geh, geh, Veronika, mach ihm die Thür auf! Er muß nicht klopfen wie ein Fremder, zeig ihm unsere Freude, daß er wiederkommt.“

„Es klopft niemand, es träumt dir nur, Mutter“, sagte Veronika kopfschüttelnd. Aber als sie das bittende Verlangen in den Augen der Mutter erblickte, gehorchte sie und ging hinaus, es konnte ja die Mutter beruhigen. Draußen hörte sie jetzt Schritte, aber der Weg ging ja am Haus vorbei. Sie öffnete die Hausthür — Dietrich stand vor ihr.

„Du hast mich gerufen, sonst wäre ich nicht gekommen“, sagte Dietrich halb entschuldigend, halb trotzend, als Veronika stumm und

ohne Bewegung vor ihm stand. „Die Hand wirst du mir doch geben, Veronika?"

Sie reichte ihm ihre Hand und sagte kurz: „Komm, sieh deine Mutter! Sie hat dich schon gehört, es nützt nichts, ihr es langsam sagen zu wollen. Du mußt dich zusammennehmen, sie sieht sehr verändert aus."

Dietrich trat ein. Die Mutter saß noch aufrecht und lauschte gespannt nach der Thür. Sie sah ganz anders verändert aus, als er erwartet hatte, so schmal und eingefallen. Der Anblick übernahm den Dietrich völlig. Er lief auf das Bett zu, umfing die Mutter und laut schluchzend rief er einmal ums andere: „Verzeih mir, Mutter, verzeih mir! Es soll alles anders sein, ich will ein ganz anderes Leben führen, du mußt noch schöne Tage haben, Mutter!"

„Gottlob, daß du noch gekommen bist!" sagte sie zitternd vor Schwäche und Aufregung. „Es ist ja alles verziehen, was könnte ich dir nachtragen! Aber Dietrich", fuhr sie nach einer Weile fort, „warum hast du auch kein Wort geschrieben, wo du warst und wo du hin wolltest? Wußtest du nicht, welchen Kummer ich ausstehen mußte?"

„Was?" fuhr Dietrich auf, „was, Mutter? Dreimal hab' ich an dich geschrieben und zweimal an Veronika, und du hast mir durch den Jost sagen lassen, du wollest lieber nichts mehr von mir hören, die Schande bringe dich um, und vor Veronika dürfe man meinen Namen gar nicht mehr nennen, so furchtbar sei sie gegen mich und mein Thun aufgebracht. Die Briefe mußte ich durch den Jost gehen lassen; er hatte mir die Adresse an seine alte Base gegeben, so war's sicher. Ihr durftet nichts von mir wissen, man hat ja auf mich gefahndet, um des Totschlags willen, und ihr habt nichts erhalten? Gar nichts?"

Die Mutter schüttelte verneinend den Kopf. Sie wollte noch einmal sprechen, aber die Anstrengung war schon zu viel für sie; sie sank auf ihr Kissen zurück. Veronika, die still auf der Seite gestanden hatte, trat rasch hinzu.

„Ich will den Doktor holen, bleib bei ihr, Dietrich", sagte sie schnell und war schon zur Thür hinaus.

Er eilte ihr nach. „Das thu' ich, Veronika", rief er, „komm zurück, es ist viel zu spät für dich, und du kannst sie besser pflegen als ich." Damit stürzte er den Berg hinunter, Veronika kehrte zur Mutter zurück. Er lief den kürzesten Weg, den der am Rehbock vorbeiführte. Vor diesem Hause ertönte ein wüster Lärm von vielen Stimmen durcheinander. Er eilte vorbei. Auf einmal hörte er seinen Namen rufen, und hinter ihm her kam es mit schweren Tritten gelaufen, immer rufend: „Wart, Dietrich! Wart doch!"

Dietrich kehrte sich um, der Blasi stand hinter ihm. Er hatte plötzlich den Vorübereilenden erkannt und war ihm nachgestürzt.

„Lauf nicht wieder fort, Dietrich, Gott grüß dich! Woher kommst du denn? Hast du sie schon gesehen? Lauf nur nicht wieder fort, hör doch!" keuchte der atemlose Blasi, als Dietrich nach einem Händedruck wieder forteilen wollte. „Eben haben sie etwas im Rehbock verhandelt, das mußt du wissen. Du mußt aber nicht meinen, daß ich noch alle Abend im Rehbock sei, weit nicht! Aber ich hatte gehört, man habe etwas vernommen, darum lief ich heute Abend hin, und es ist auch etwas: der Rote ist eingesteckt. Der Viehhändler hatte ihn angeklagt, er habe ihm das Geld gestohlen an jenem Abend. Er soll lang geleugnet haben, es gab eine lange Untersuchung und es soll noch viel herausgekommen sein gegen ihn, er muß ein abgefeimter Schurke sein. Und wie er soviel wie überwiesen war, hat er einen andern angeklagt, der habe die Hauptsache gethan; man weiß noch nicht, wer's ist. Lauf doch nicht so, ich komme dir ja nicht nach. Jetzt bist du draußen, Dietrich, es wird dir doch recht sein, du weißt ja, daß sie's auf dich hinausbringen wollten, weil du dich fortgemacht hattest, ich hab's aber bei meiner Ehre nie geglaubt. Jetzt ist ja alles aus, steh doch einmal still, du brauchst ja nicht mehr fortzulaufen."

„Ich laufe nicht fort, Blasi, ich danke dir, daß du mir den Bericht gebracht hast. Aber, Blasi, es ist ja doch nicht alles aus, du weißt, was ich gethan habe, Marx ist ja tot."

„Was tot?" schrie Blasi, „so einer ist nicht gleich tot, wenn er seine Tracht Prügel bekommen hat. Der läuft herum wie du und

ich und trinkt noch allemal ein Glas über den Durst, wenn er dazu kommt."

Jetzt stand Dietrich still und atmete tief auf. „Ist's wahr, ist's wirklich wahr, Blasi, du sagst doch nicht, was nicht wahr ist? Sie hat ja freilich auch geschrieben, ich habe nichts zu fürchten, ich verstand es nicht, bis jetzt noch nicht. Aber Jost hatte mir ganz bestimmt geschrieben, Marx sei tot, ich soll so weit fort, als ich nur könne, sie fahnden streng nach mir. Ich versteh' nicht, wie das ist. Aber ich muß gehen, ich muß zum Doktor, komm morgen einmal zu mir, Blasi, dann wollen wir reden; schlaf wohl!"

Dietrich schüttelte dem alten Kameraden die Hand und lief weiter. Aber dieser konnte all' das Merkwürdige, was er noch zu sagen hatte, nicht so herunterschlucken, aus aller Kraft schrie er noch dem Dietrich nach: „Du weißt ja noch gar nichts! Ich brauche nicht zu dir zu kommen, ich bin den ganzen Tag in deinem Haus, du mußt eher zu mir kommen. Ich mache deine Arbeit und du darfst sie ansehen, es giebt manchen, er wäre froh, er könnte, was ich jetzt kann." Dietrich war längst verschwunden. Es war lang nach Mitternacht, als er am Hause des Doktors stand und schon mehrmals vergebens geklopft hatte. Jetzt erschien das Mädchen und machte auf. „Es ist doch wie verhext, daß alles in der gleichen Nacht sein muß", sagte sie ziemlich unwillig, „schon einmal hat man den Herrn herausgeklopft, und kaum hat er sich wieder hingelegt, so geht's noch einmal los."

„Er soll doch auch so gut sein und kommen", bat Dietrich, „es ist gewiß nötig, sonst wär' ich nicht gekommen."

Das Mädchen klopfte jetzt an der nahen Zimmerthür. Es währte längere Zeit, bis von innen die Stimme des Doktors gehört wurde: „Wer ist's?"

„Der Dietrich von Tannenegg", antwortete ihm das Mädchen.

„Der wieder?" tönte es heraus. „Nein, nein, dazu bin ich zu alt und zu müde. Sie sollen nur fortprügeln, wo's trifft, ist's kein Schade." Dietrich trat an die Thür heran und sagte demütig: „Es ist nicht für mich, Herr Doktor, es ist für meine Mutter, sie ist so schlimm daran. Um Gottes willen, Herr Doktor, kommen Sie doch

und helfen Sie uns!“ — „Das ist etwas anderes, das ist eine brave Frau, die hat das Ihrige gethan“, sagte drinnen der Doktor. Bald nachher trat er heraus, und nachdem Dietrich erklärt hatte, wie es mit der Mutter sei, steckte der Doktor einiges zu sich und machte sich auf den Weg. „Ein Roß habe ich nicht“, sagte er kurz, „das hat heute seine Schuldigkeit gethan und muß ausruhen. Wir müssen zu Fuß den Berg hinauf.“ Als sie über den großen Platz vor dem Haus schritten, fuhr er fort: „Ich kann mich noch erinnern, wie mir auf diesem Platz einmal ein kleiner Bube, den ich gefragt hatte, ob er Roßknecht werden wolle, geantwortet hat: ‚Nein, ein Roßherr!‘ Ich dachte, der hat was Rechtes im Sinn, wenn er am rechten Punkt anfängt. Es fängt aber nicht beim Herrn an. Zuerst kommt die Arbeit und das Dienstthun bei jedem von uns, dann folgt das Herrsein daraus. Wer beim Ende anfangen will, der kommt auf eine Weise zum Anfang zurück, wie's nicht schön ist und auch nicht erfreulich. Hab' ich recht, oder hab' ich unrecht?“

„Sie haben recht, Herr Doktor“, antwortete Dietrich, „wenn man nur manches voraussehen könnte.“ — „Ja, oder denen glauben, die es gut mit uns meinen“, fuhr der Doktor fort, „und die uns vorangehen auf dem rechten Weg, so daß wir ihn kennen könnten, so wie die brave Frau gethan hat, zu der wir jetzt gehen.“

Als die beiden oben angekommen waren und in die Kammer der Kranken eintraten, lag sie schlummernd da. Der Doktor setzte sich zu ihr hin und beobachtete sie eine Weile, von Zeit zu Zeit ihren Puls fühlend. Dann stand er auf, und zu Veronika sich wendend sagte er: „Da bin ich überflüssig. Pflegt die Frau noch, wie sie's verdient, das Lichtlein wird bald auslöschen. Es ist viel über sie gegangen, das zehrt noch schneller auf, als die Jahre thun.“ Damit ging der Doktor rasch der Thür zu. Nach dem Dietrich sah er sich nicht mehr um. Jetzt warf dieser sich an dem Bett der Mutter nieder, und unter lautem Schluchzen rief er: „O Gott im Himmel, thu's nicht! Laß sie noch leben! Laß sie noch ein paar gute Tage haben! Straf mich, wie du willst — aber laß sie noch leben!“

Gertrud schlug ihre Augen wieder auf. Sie erfaßte Dietrichs Hand, die auf der ihrigen lag, und sie festhaltend sagte sie leise:

„Ja, Dieterli, bete du wieder, so kann alles noch gut werden.“ Dann schlossen sich die Augen, — es war ihr letztes Wort. Die Hand, die den Dietrich noch festhielt, erkaltete in der seinigen. Veronika hatte still weinend hinter Dietrich gestanden. Jetzt trat sie herzu, und die andere Hand der Mutter erfassend, sagte sie mit unterdrücktem Schluchzen: „Schlaf wohl, du gute Mutter! Ja, für dich wird es ein schöner Morgen sein!“ Dann ging sie hinaus.

Zwei Tage nachher begleitete Dietrich seine Mutter zu ihrer Ruhestätte. Er konnte es ohne Scheu vor aller Augen thun, er wußte nun, er hatte nichts mehr zu fürchten. Aber auch zu hoffen blieb ihm in seiner Heimat nichts mehr. Als er von dem Begräbnis zurückgekehrt und in das Haus eingetreten war, von dem er wußte, ihm gehörte es nicht mehr, ging er in seine Kammer. Dort schnürte er sein dünnes Ränzchen wieder und kam damit die Treppe hinunter. Durch die offene Thür sah er Veronika allein in der Stube stehen. Sie lehnte sich an das Fenster und schaute nach dem Kirchhof hinüber, wo jetzt die Mutter schlief.

Er trat hinein. „Veronika, gieb mir noch einmal die Hand, dann will ich gehen“, sagte er, indem er sich ihr näherte.

„Wohin willst du, Dietrich?“ fragte sie, und ihre Stimme verriet keine Bewegung. Dem Dietrich fuhr ein Stich ins Herz. „Es ist ihr ganz gleich“, sagte er sich.

„Ich will fort, in die Welt hinaus“, antwortete er, „ich will Arbeit suchen, daß ich ehrlich abzahlen kann, was ich schulde. Eine Heimat hab' ich nicht mehr, mein Haus gehört einem andern, und daß sich jetzt auf Erden niemand mehr um mich kümmert, kann ich draußen noch am ehesten tragen, ohne daß es mich erwürgt.“

„So geh in Gottes Namen“, sagte Veronika, ihre Hand hinhaltend. Das war zu viel für Dietrich. Er drückte ein gewaltsames Schluchzen nieder, dann brach er aus: „So kannst du mich gehen lassen, Veronika! Nicht einmal ein freundliches Wort hast du mehr für mich, und mich erwürgt es fast! Wenn ich hier bei dir bleiben könnte, wollte ich ja Tag und Nacht arbeiten wie der unterste Knecht, ich wollte thun, was es nur wäre, aber ich muß ja gehen, ich kann es ja nicht aushalten. Meinst du, ich könnte es ansehen, wenn du

einen andern nimmst und mit ihm lebst, und ich habe dich so verloren?" Dietrich warf sich auf einen Stuhl und drückte seinen Kopf auf beide Arme; er konnte sein Schluchzen nicht mehr unterdrücken.

Veronika war schneeweiß geworden. Sie trat jetzt zu ihm heran und legte ihre Hand auf seine Schulter. „Dietrich", sagte sie mit weichem Ton, „wenn es dir so ist, warum fragst du mich denn nicht, wie es mir sei, wenn du so von mir fortgehen willst, vielleicht für immer?"

Dietrich schaute auf. Er traf auf die Augen der Veronika, die ihn in einer Weise anblickten, wie er machmal im fernen Land davon geträumt hatte. Er sprang auf und ergriff ihre Hand. „Veronika, kannst du mich noch gern haben? Kannst du noch Vertrauen zu mir fassen?"

Sie ließ ihre Hand in der seinigen liegen und schaute ihm voll in die Augen. „Ja, Dietrich", sagte sie, „ich habe dich immer so lieb behalten, und wenn ich weiß, daß du wieder beten kannst und dein Leben vor einem Gott im Himmel verantwortest, dann ist auch das Vertrauen wieder da."

Jetzt umschlang Dietrich die Veronika und drückte sie an sich und immer wieder rief er: „Ist es wahr? Ist es wahr, Veronika?" Dann ließ er sie plötzlich wieder los und sagte erschrocken: „Aber ich darf ja nicht, Veronika. Wer bin ich denn? Gar nichts bin ich und nichts habe ich, weniger als nichts. Und ich weiß, wie begehrt du bist. Jost hat es mir noch geschrieben, ich solle nur keine Hoffnung mehr haben. O, ich wollte dich so glücklich machen, alles wollt' ich erreichen an Geld und Gut und schöner Habe, daß ich dir ein rechtes Glück anbieten könne. Und nun? Und nun? Nun bin ich ein Bettler und ein verachteter dazu."

Veronika schüttelte den Kopf. „Was du meinst, ist nicht das Glück, Dietrich, dem bin ich länger nachgegangen als du; glaub mir's nur, es ist nicht, wo du meinst. Es liegt auch nicht so weit von uns ab, wie du meinst. Wenn wir arbeiten, können wir es gut haben. Bettler sind wir nicht, das Haus ist noch unser, da bleiben wir. Aber, Dietrich, wir wollen vor allem den Weg suchen,

den die Mutter gegangen ist, das ist der rechte Weg zu Glück und Frieden im Leben und im Sterben."

„Das wollen wir", bestätigte der Dietrich, in Staunen und Freude seine Veronika aufs neue umfassend und nun so festhaltend, daß sie fühlen konnte, er wollte sie nie mehr von sich lassen.

In dem Augenblick stürzte die Judith in die Stube herein. Beim Anblick der beiden vor sich, stand sie stockstill vor Überraschung. „So, das ist doch einmal etwas, das einem Menschen noch Freude machen kann!" rief sie dann mit leuchtendem Gesicht. „Aber schaut schnell einmal zum Fenster aus, darum komm' ich, den könnt ihr noch verabschieden."

Die beiden traten, einander festhaltend, an das Fenster, das in geringer Höhe auf den Weg hinaussah.

In diesem Augenblick kam Jost vorbei. Er hatte die Hände zusammengebunden. Hinter ihm kam der Gerichtsdiener, der den Zögernden vor sich her trieb. Jost schaute in das Fenster hinein. Er fuhr zurück, wie vor etwas, das er nicht sehen wollte; der Mann trieb ihn weiter.

„Was ist es?" fragten Dietrich und Veronika fast zu gleicher Zeit, indem sie sich zu Judith umwandten.

„Es ist, was kommen mußte", erklärte diese, „es ist alles heraus. Den Roten haben sie zuerst gefaßt, nachdem ich dem dickköpfigen Viehhändler lang genug auseinandergesetzt hatte, wo er sein Geld zu suchen habe. Als der Rote in die Enge getrieben war und nicht mehr leugnen konnte, klagte er den Jost an, der habe das Hauptgeschäft ausgeführt und er nur mitgeholfen. Welcher den andern nun tiefer hineinlügen kann, weiß man nicht, nur daß jeder sein selbstgesätes Korn erntet, das ist sicher. Aber nun macht auch bald Hochzeit, so kommt der Dietrich zu einer Häuslichkeit und guten Ordnung. Und nun seid mir willkommen als Nachbarn, wir wollen gute Freundschaft halten." Damit schüttelte Judith den beiden kräftig die Hände und lief dann, die erfreuliche Botschaft der Hochzeit zu verkünden, so weit sie nur konnte.

* *
*

Es sind zehn Jahre vergangen, seit Dietrich und Veronika als eingesegnetes Paar aus der Kirche von Tannenegg traten. Sie gingen zu dem blumenbedeckten Grabe hin, das in der letzten Reihe lag. Mit nassen Augen standen sie dabei, und eines sagte zum andern: „Wenn sie es doch hätte erleben dürfen.“

Heute steht in ganz Tannenegg kein blummenreicherer Garten als der an Dietrichs geweißtem und geputztem Hause. Drinnen sieht es von oben bis unten so sauber und wohnlich aus, daß jeder, der hereinkommt, da bleiben möchte. Dietrich hat eine eigene große Werkstatt errichtet, da sitzt er fröhlich bei seiner sauberen Arbeit; oder er geht in kundiger Weise seinen einträglichen Unternehmungen nach, oft weit über Föhrensee hinaus, denn sein Geschäft blüht wie kein zweites und ist weit und breit als das empfehlenswerteste bekannt.

Auf Veronikas Gesicht liegt ein sonniges Glück, das jedem wohlthut, der hineinschaut. Ihre Stelle in Föhrensee hat sie aufgegeben, sie will bei ihrem Mann und ihren Kindern sein. Ihre Hände legt sie deswegen doch nicht in den Schoß, das sieht man ihrem Hause an, vor allem ihren zwei rosigen Kindern, die jederzeit von einer tadellosen Ordnung zeugen. Und ist auf der großen Gewerbeausstellung unten in der Stadt eine besonders schöne Stickerei zu sehen, so ist es sicher eine Arbeit der Veronika von Tannenegg.

Der Blasi ist Dietrichs bleibender Gehilfe. Er ist ganz in das Haus eingezogen und gehört zur Familie als Vetter Blasi. Sobald der Feierabend kommt, ist sein erstes Wort: „Wo sind unsere Kinder?“ Er spricht nie anders von ihnen, sie sind seine Freude und sein Stolz. Er hat auch ein besonderes Recht auf die Kinder, denn zu beiden sind die Base Judith und der Vetter Blasi zu Gevattern gestanden.

Am Sonntag jedoch ist dem Blasi das Liebste, wenn der Dietrich einen Gang mit seiner Veronika machen will und ihm Haus und Kinder übergeben werden. Dann setzt er auf das eine Knie den festen, lustigen Dieterli und auf das andere die kleine, schwarzäugige Veronika, und so wird ausgeritten, so lange die Kinder es nur verlangen, ob auch das Roß noch so arg keuchen muß. Und was sie nur weiter befehlen, das wird alles ausgeführt, es mag

sein, was es will. Dafür rufen auch die Kinder zu aller Zeit nach dem Vetter Blasi.

Nur ein Sonntagsvergnügen giebt es noch, das den Kindern den Ritt auf Vetter Blasis Knieen aufwiegt, das ist, wenn die Mutter sich hinsetzt, die kleine Veronika auf den Schoß nimmt und den Dieterli sich an sie herandrängen läßt, so nahe, als es ihn nur treibt in seiner großen Erwartung. Dann nimmt die Mutter ein Bildchen hervor, auf dem in unzerstörbaren Farben eine rote Rose den Kindern entgegenblüht. Auf einmal öffnet sich der Kelch und ein Sprüchlein von lauter Gold funkelt heraus. Das bringt jedesmal einen Ruf des Erstaunens hervor und unermüdlich wird die Wiederholung begehrt. Auch die Mutter wird nicht müde, das Spiel zu wiederholen, denn Spiel und Sprüchlein erwecken viele Gedanken in ihr und oftmals sagt sie: „Kinder, wenn ihr noch ein wenig älter seid, dann will ich euch das goldene Sprüchlein erklären und ihr müßt es auswendig lernen.“

Von Jost kam einmal die Kunde, er habe aus dem Zuchthaus entspringen wollen und dabei Arm und Bein gebrochen und sich für immer zum Krüppel gemacht.

Wenn der Blasi mit der Judith allein ist, so erinnert er sie nicht ungern daran, wie er drauf und dran gewesen sei, die Veronika selber zu heiraten, und er unterläßt nie, hinzuzufügen: „Keinem andern hätte ich sie gelassen, das kann ich Euch sagen, aber so mit einem alten Schulkameraden, wie mit dem Dietrich, ist es dann schon etwas anderes.“

Dann lacht die Judith verschmitzt und sagt: „Ja, ja, Blasi, du hast recht, mit dem Dietrich ist es dann schon etwas anderes.“

Druck von Friedr. Andr. Perthes (Emil Perthes) in Gotha.

Verein für Verbreitung guter Schriften.

—∘ No. 7. ∘—

Dursli, der Auswanderer.



Erzählung

von

Alfred Hartmann.

Verkaufspreis 10 Rappen.

Basel.
Druck von Emil Birkhäuser, Freiestraße 51.
1890.

Vorwort.

Diese Auswanderungsgeschichte wurde vor bald vierzig Jahren geschrieben. Es ist selbstverständlich, daß sich seither die amerikanischen Zustände und die Auswanderungsverhältnisse gründlich verändert haben. Der Verfasser bittet deßhalb den geneigten Leser, hierauf Rücksicht nehmen und es entschuldigen zu wollen, wenn die Schilderungen amerikanischen Hinterwäldlerlebens von dazumal heute nicht mehr ganz klappen. Ist's nicht mehr so, so war es doch so. Es wird Jedermann ohne Mühe herausfinden, was gegenwärtig veraltet ist.

Solothurn, im Herbst 1890.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Warum Dursli den Steinacker verkaufen und auswandern will

Ich heiße der Dursli ab dem Steinacker, weil mein Vater der „Steinackerbauer" genannt wurde, und der hatte seinen Namen wahrscheinlich deswegen, weil er gewöhnlich mehr Kieselsteine als Dublonen in den Furchen fand, wenn er hinter dem Pfluge ging. Aber doch gehörten zu unserm Heimwesen ein paar Stücke, auf denen schweres Korn und langer Roggen wuchs, und auch ein paar gute Wässermatten. Auf dem Hofe stand ein Haus, das war auch nicht gestern oder heute gebaut worden; es sah sehr rauchig und rußig aus und hatte sein breites Strohdach tief über die Ohren heruntergezogen. Aber es stand mitten in einem schönen Baumgarten voll großer und gesunder Apfel, Birnen- und Kirschbäume, und so alt und braun es war, schaute es im Sonnenschein doch noch recht freundlich und anmuthig aus dem Grünen heraus.

Der Vater war vor acht Wochen gestorben; mit der Mutter und den beiden Schwägern hatte ich getheilt und war nun selber der Steinackerbauer. Da sprach ich zur Mutter, die am Ofen saß und spann — es war früh im März und draußen Schnee und Sturm: „Mutter, ich will fort — nach Amerika."

Der Mutter brach der Faden ab und sie rief: „Das wird doch nicht dein Ernst sein, Dursli!"

„Doch, Mutter, gab ich ihr zur Antwort. Ihr wißt, aus unserm Dorfe und aus den nächsten in der Umgegend wandern bei vierzig in diesem Frühjahr aus, und aus dem Bernbiet mehr als hundert. Mutter, ich geh' mit ihnen."

Da fing die Mutter zu weinen und zu jammern an. Was dann aus ihr werden sollte und aus dem schönen Steinacker? Aber ich blieb fest und sagte: „Eben der Steinacker ist's, der mich forttreibt, der Steinacker mit seinen zwanzig Jucharten, von denen ich die Hälfte schuldig bin, — gerade genug um nicht sterben, nicht leben zu können. Soll ich arbeiten wie ein Roß, mich schinden und plagen von früh bis spät, Jahr aus Jahr ein, um zinsen zu können zu rechter Zeit und genug Erdäpfel zu essen, wenn's gut geht? — und in den schlimmen Jahren mir die Bissen vom Munde zu sparen,

um nur immer zinsen zu können? — und wenn's einmal ein Unglück gäbe, gar nicht zu wissen, wo aus und an, um mir den Weibel vom Haus zu halten? Weiß ich ja doch wie der Vater sel. oft nöthliche Zeiten hatte, da doch noch alles beisammen war. Oder soll ich den Steinacker theilen mit den Schwägern, so daß keiner nichts hätte und ein Tauner und Geißbauer werden? Nein, Mutter, ich geh' nach Amerika!"

Aber die Weiber sind pfiffig und meine Mutter wußte, daß ich in der Nachbarschaft etwas Liebes habe. Sie probierte es deshalb, mich an diesem schwachen Fleck zu packen. „Das Babeli in der Sandgruben", sagte sie, „das willst du dann sitzen lassen; das ist auch nicht schön von dir." Und als sie dies gesagt hatte, schielte sie verstohlen nach mir hinüber.

Da stand ich auf und trat vor sie hin und sprach zu ihr: „Nein, das Babeli laß ich nicht sitzen, und dich auch nicht, Mutter. Ich habe Alles ausgesonnen, wie es gehen müsse, als ich an den langen Winterabenden auf der Ofenbank lag und ihr glaubtet ich schlafe, oder wenn ich früh im Stall handirte, oder mit dem Wagen in den Wald fuhr. Der Schwager in der Mühle übernimmt den Steinacker, er hätte ihn schon lange gern gehabt; vom Gelde, das er mir schuldig wird, nehme ich etwa zwei- oder dreihundert Dublonen mit und ziehe mit den Andern, die im nächsten Mai verreisen wollen. Unterdessen ziehst du in die Mühle hinunter. Aber wenn es so ist, wie sie schreiben und wie ich es sogar schon gedruckt gelesen habe, daß man die Jucharte bestes Land, zehnt- und bodenzinsfrei, um einen Fünfliber bekommen könne, so kaufe ich mir in Amerika um mein Geld einen großen Hof, und übers Jahr, wenn wieder ein Trupp verreist, gehst du mit ihnen, Mutter, und bringst mir mein Babeli mit. Das gibt ja dann ein Leben als wie im Himmel."

Die Mutter ging betrübt zu Bett in ihr Kämmerlein und weinte, bis der Morgen grau durch die Scheiben schien. Aber mir träumte, ich sei ein großer Bauer in Amerika, der Niemanden zu zinsen brauche, und habe sechs schöne Rosse im Stall.

Zweites Kapitel.

Die Abreise.

Es war Mai geworden. Die Auswanderer, denen ich mich anschließen wollte, hatten sich verabredet, zu Solothurn beim Sternen zusammen zu kommen. Es mochten so bei dreißig oder vierzig sein,

die mit einander reisen sollten: da war der alt-Weibel, der wollte in ein Land ziehen, wo es keine Gemeinderäthe gibt, da er mit denen zu Haus Jahr aus und ein Streit und Händel gehabt und dabei sein halbes Gut verprozedirt hatte, — da war der Baschihans und seine Frau Marei, die alle Jahr ein Kind bekam, und ein Jahr über das andere Zwillinge, die zählten, die Großmutter mitgerechnet, allein ihrer siebenzehn, — da waren der Brönzkasper und der Schnapsroni, welche ihr Reisegeld aus dem Gemeindeseckel erhalten hatten, — da war auch der Schullehrer, dem das Schulmeistern verleidet war, und noch mancher war dabei, den ich vergessen habe.

Die meisten von uns waren guten Muthes und trugen Meyeli auf den Hüten, als ob es an eine Hochzeit gehe. Die Zeit bis zur Abreise vertrieb man sich mit trinken, singen und jauchzen, und es ging in der Gaststube lauter zu als an einem Markttage.

Für die Reise bis nach Havre an das Meer hatten wir große Leiterwagen, welche sauber mit Stroh und Tüchern gedeckt waren, so daß unsere Habseligkeiten vor dem Unwetter gesichert waren und auch die Weiber und Kinder darunter Schirm und Schatten fanden. Der Baschihans brauchte für sich allein einen Wagen und hatte für drei Rosse noch schwer genug geladen an dürren Schnitzen, Erdäpfeln, Speckseiten, Pfannen und Kellen; auch hatte die Großmutter nicht vergessen zwei Harnischplätze mitzunehmen, da sie einmal gehört, es hätte einer geschrieben, es sei in Amerika Land auf Land ab keiner weder zu sehen, noch zu kaufen. Der alt-Weibel, der mit seinen beiden Buben auswanderte, hatte all sein Werkgeschirr aufgepackt, Pflug und Egge, Flegel und Sense, Gabel und Rechen, zum Ersten, weil ihm die Sachen bei der Steigerung nicht genug gelten wollten, — zum Andern sagte er, er habe gehört, sie hätten in Amerika nur so neumodisches Zeug, Pflüge, wo man lüpfen müsse anstatt zu drücken, und drücken anstatt zu lüpfen, und er möge in seinen alten Tagen nicht noch einmal in die Lehre gehen, und übrigens habe er mit dem alten Pflug immer noch schönes Korn bekommen und nicht gehört, daß es bei andern Pflügen schöneres gebe. Der Schnapsroni und Brönzkasper, die im Amerika eine Wasserbrennerei anfangen wollten, hatten eine große Strohflasche voll Kirschwasser mitgenommen, für Muster, wie sie sagten. — Ich selbst war nicht mit vielem Gepäck beladen, sechs Hemden, eine Sonntagskleidung und eine für die Werktage und zwei Paar

neue Schuhe. Mein Geld hatte ich in Dublonen umgewechselt und in einen Gurt genäht und trug es auf dem Leibe.

Und die Stunde kam, die Pferde waren angespannt, die Kinder in die Wagen gepackt, das letzte Glas wurde eingeschenkt und ausgetrunken. Und als der Zug sich in Bewegung setzte, da gab es einen lauten Jubel und die jungen Leute schwenkten jauchzend ihre Hüte; — ging's ja einem neuen bessern Leben entgegen, einem neuen schönern Vaterlande, wo die Fünfliber auf den Straßen herumliegen, wie bei uns die Kieselsteine und man sich blos zu bücken braucht, um sie aufzulesen, und wo die Magenwürste an den Bäumen wachsen, sagte der Schnapsroni. Mir aber war's um's Herz wie damals, da ich als ein kleines Büblein zum erstenmal von der Mutter fort mit dem Vater auf den Buchsi-Märet gehen durfte; eines Theils freute ich mich, einmal in die weite Welt hinaus zu gehen, andern Theils drückte es mich doch fast zentnerschwer; aber ich schämte mich, es merken zu lassen, und jauchzte, wie die Andern, in's Blaue hinaus.

Da kam unserem Zug ein anderer Zug entgegen; es war in der Bittwoche und mit Kreuz und Fahnen kam ein ganzes Dorf des Weges daher und flehte mit beten und singen den Segen des Himmels auf die Felder und Matten herunter. Dazu läuteten von nah und fern von allen Kirchthürmen die Glocken. Unser Jauchzen verstummte. Manches hätte besser sein können in der alten Heimat; aber noch alle Jahre hatte unser Herrgott auf unsere Felder und Matten regnen lassen und die Sonne scheinen, daß das Gras wuchs und die Saaten reiften. Für uns Auswanderer wuchs nun auf diesen von des Vaters und Großvaters Schweiß getränkten Aeckern keine Aehre mehr. Der Segen, den die Bittgänger vom Himmel herunter riefen, kam denen nicht zu gut, die auf fremder Erde sich eine neue Heimat suchten. Sie sollten das schöne Geläute von St. Ursen nie mehr hören, nie mehr sehen die glitzernden Schneeberge und den blauen Leberberg. Da fiel Manchem eine Thräne über die Backen, der sich das Flennen schon lange abgewöhnt hatte.

Es war unser Dorf, das heute mit Kreuz gegangen. Die Mutter und das Babeli waren auch dabei; aber ich ging auf die andere Seite der Straße hinter einen unserer Wagen, daß man mich nicht sehen konnte. Da zogen die Kreuzleute vorbei, das Beten und Singen verhallte in der Ferne, und wir fuhren still fürbas gen Basel.

Drittes Kapitel.

Wie ein Schulmeister in die Nesseln legt.

Von Basel bis an's Meer ist schon eine weite Reise, besonders auf einem Leiterwagen; und langweilig ist der Weg auch über die weiten Ebenen, durch die unsauberen Dörfer mit ihren Steinhütten, um welche weder ein Gärtchen noch ein Obstbaum zu sehen, und es that einem recht im Herzen weh, die magern, halbverhungerten Kühlein anzuschauen, von denen gewiß keines so viel Milch gibt, als bei uns eine rechte Gaiß. Als wir durch die Stadt Paris kamen, so wäre der Baschihans fast um seine schönen Schnitze, Hammen und Speckseiten gekommen; die Zollner waren schon daran sie einzusacken, und sagten: es sei verbotene Waare, aber das Marei wehrte sich drum, wie ein Leu; da kam gerade einer von den Vorgesetzten dazu und der befahl, daß die Sachen versiegelt werden sollten, bis wir wieder zur Stadt hinaus seien, und der Baschihans durfte seine Sachen behalten. Unterdessen gingen wir in eine Pinte um ein Glas Wein zu trinken, der war roth, dick und für das Geld noch schlecht genug, und hatte der Wirth den Schwefel auch nicht gespart, denn wir haben alle Kopfweh davon bekommen, ausgenommen der Schnapsroni und der Brönzkasper, und müssen dieselben recht ausgepichte Magen haben, weil es ihnen nichts gethan hat.

Da kam es eines Tages, daß ich in weitester Ferne, dort wo Erde und Himmel zusammenkommen, einen grauen Streifen entdeckte, der immer breiter und breiter wurde. Einer der Fuhrleute, welche diesen Weg schon mehr denn einmal gemacht hatte, sagte, das sei das Meer. Bald erblickten wir auch die Thürme der Stadt Havre und die Spitzen der Mastbäume von den Schiffen, welche in dem Meerhafen lagen. Wir jungen Männer jauchzten, die Kinder jubelten und die Alten rieben sich freudig die Hände; es dünkte uns, wir seien nun schon fast am Ziele. Und doch standen wir jetzt erst am Rande unserer alten Heimat; und noch viele hundert Stunden, noch ein weites Meer und wie Manches, wovon uns nicht einmal im Traume schwante, lag zwischen uns und der neuen Heimat, die wir suchten!

Als wir durch die Stadt zogen, schauten die meisten Leute theils spöttisch, theils mitleidig unserm Zuge nach; und ich hörte einen Herrn, der auf der Gasse stand, zu seinem Kameraden auf hochdeutsch sagen: „Sieh' da, schon wieder neuer Zuzug dieser armen

Leute, welche ihrem Elend entgegengehen.“ Dieses dumme Bedauern machte mich ganz wild und ich hätte mit dem Herrn gern Händel angefangen, denn wir zogen ja unserem Glücke und besseren Tagen entgegen, und nicht dem Elende.

Auf der Reise, wo man nichts als fremde Gesichter um sich sieht, und die Leute welschen, daß man nichts davon versteht, da dünkt es einem, jeder, der so redet, wie wir es von der Mutter gelernt haben, sei unser Freund und ist uns fast so lieb wie ein Bruder. Und wir beschlossen, wir wollten treulich zusammenhalten während der ganzen Reise und keinen im Stich lassen. Der Schnapsroni und der Brönzkasper waren zwar ein paar wüste Gesellen, sie hatten die Gutteren mit dem Schnapsmuster schon lange selbst ausgetrunken und ihr Reisegeld fast ganz verthan; auch hatten sie unterwegs manchen lieben Rausch gehabt und dann Händel angefangen oder sonst Unfug getrieben; aber sie waren ja aus unserm Dorf, und wenn wir ihnen nicht halfen, wer sollte ihnen dann helfen? Und wir machten unter einander aus, es wolle jeder etwas beisteuern, damit die beiden Brüder Liederlich mitkommen könnten über's Meer.

Der Schulmeister hatte irgendwo im Schneckenwelschen hinten die Sprache gelernt und wurde nun ausgeschickt, um die Ueberfahrt über das Meer so gut wie möglich zu verdingen. Nicht lange, so wurde derselbe von einem schön geputzten Herrn angesprochen, er wisse ihm ein schönes, vortreffliches Schiff, es gäbe auf dem ganzen Meer keines, mit dem man so sicher, so schnell und so billig hinüber fahren könne; alle Passagiere erhielten zu zwei und zwei ein besonderes Zimmer, der Kapitän sei der beste Mensch von der Welt und die Matrosen die höflichsten Burschen, die er kenne. Darauf nahm der Herr, der feine Kleider und schwere goldene Ketten anhatte, den Schulmeister am Arm und führte ihn in den Hafen, wo viele hundert Schiffe, eins am andern vor Anker lagen, und zeigte ihm mit dem Finger das allergrößte und schönste davon; dieses sei das Schiff, aber es seien gerade nur noch so viele Plätze auf demselben zu haben, als der Schulmeister für seine Gesellschaft brauche, und wenn man sie nicht sogleich bestelle, so würde man gewiß zu spät kommen.

Der Schulmeister fragte ihn, mit wem man deshalb reden müsse, worauf der Herr antwortete, er habe zwar sehr viele dringende Geschäfte und fast keine Zeit, aber ihm zu lieb, und weil er

die Schweizer besonders gern habe, wolle er ihn zum Schiffskapitän führen. Und sie gingen miteinander durch viele krumme und enge Gäßchen bis zu einer Pinte, da saßen ein Paar hinter einer Kanne Branntwein: der mit dem schwarzen Bart sei der Kapitän. Der Schulmeister machte die Sache nun mit ihm in's Reine und mußte ihm zehn Fünfliber drauf geben, wofür er einen Schein bekam. Er solle dann morgen im Hafen wieder nachfragen, wann das Schiff abfahre.

Unterdessen hatten wir andern in dem Wirthshause, wo wir von den Fuhrleuten hingeführt worden waren, unsere Sachen abgeladen; aber das war ein wüstes, unsauberes Loch, voll Flöhe und Wanzen, und es war uns allen, wenn wir doch nur schon wieder fort wären.

Des andern Tages gingen wir in den Hafen, wo uns der Schulmeister das Schiff zeigen sollte, auf das wir verdinget waren. Und er meinte sich, daß er seine Sache so gut gemacht und uns um ein Spottgeld so gut verdinget habe, und sagte, es käme einem doch wohl, etwas Rechtes gelernt zu haben, und es wäre schon Manchen besser gegangen, wenn sie einen Schulmeister bei sich gehabt hätten. — Da war aber das Schiff nicht mehr an der Stelle, wo es gestern gewesen war, und wir konnten es nirgends mehr finden. Und als der Schulmeister darnach fragte, so sagte man ihm, es sei früh am Morgen abgereist; und als er den Schein zeigte, daß er und seine Gesellschaft sich auf das Schiff verdinget hätten, und daß er zehn Fünfliber darauf gegeben; da lachten ihn die Leute aus und sagten ihm, er habe sich von zwei Spitzbuben betrügen lassen. Da gingen wir ganz kaput in unser Wirthshaus zurück und es mochte nicht einmal einer das Maul aufthun, um dem Schulmeister den Kopf zu waschen, wie es ihm eigentlich von Rechts wegen gehört hätte.

An unserem Wege am Hafen standen ganze Truppen von Männern, Weibern und Kindern, in Lumpen gekleidet und halb verhungert, die bettelten auf deutsch um ein Almosen. Aber der alt-Weibel, der nicht gern etwas gab, ohne zu wissen warum und wie, der fragte, wer sie seien und woher sie kämen; da erzählten die Bettler, sie seien arme Auswanderer aus Deutschland, sie hätten all' ihr Geld verzehrt und könnten nun weder hinüber nach Amerika, noch zurück nach Hause. — Als wir diese Worte hörten, da lief es uns ganz eiskalt den Rücken hinauf und wir gingen, so schnell wir

konnten, in's Wirthshaus zurück, um zu berathen, wie man sich auf ein Schiff verdingen könnte, ohne noch einmal betrogen zu werden.

Viertes Kapitel.

Das Schiff.

Da fiel es dem alt-Weibel ein, daß er einmal im Blatt von Einem gelesen habe, der sei von der Eidgenossenschaft angestellt; man sage ihm Herr Consul. Der werde wohl deswegen da sein, um den Schweizern, die in diese Stadt reisen, an die Hand zu gehen. Und er ging mit dem Schulmeister zu ihm. Das war ein gar freundlicher und gescheidter Herr, der gab ihnen den Bescheid, der Schulmeister hätte sich besser in Acht nehmen sollen, und er würde die zehn Fünfliber wohl nicht wieder bekommen können, wir sollten sie in Gottes Namen aus unserm gemeinschaftlichen Reise-seckel bestreiten. Dann sagte er ihnen noch, er wolle seinen Schreiber mitschicken, der müsse sie zu einem Schiffsherrn führen, der ein braver Mann sei und dem man trauen könne. Als nun die Mannen abschaffen wollten, so hieß es, es kostet nichts; da wollte der alt-Weibel den Herrn Consul in die nächste Pinte zu einer Flasche Wein nöthigen, aber der sagte, das brauchen sie nicht und wünschte ihnen glückliche Reise.

Jetzt war die Sache bald im Reinen, und sobald wir das Ueberfahrtsgeld bezahlt hatten, so wurden unsere Sachen auf das Schiff abgeholt. Zuvor mußten wir aber noch für unsern Mund-proviant sorgen. Der Baschihans war kein Narr gewesen, daß er sich daheim so wohl mit Speck und Schnitzen versehen hatte; es waren zwar am Meer-Hafen genug Stände und Kaufläden, wo man ein-kaufen konnte, was man auf dem Schiffe nöthig hatte, aber Alles nur um ein schweres Geld; und doch mußten wir daran glauben. Wir versahen uns also mit gesalzenem und geräuchertem Fleisch, ganz hartgebackenem Brod, Schmalz, Erbsen, weißen Bohnen, Sauerkabis und Erdäpfeln, von Allem so viel, als wir etwa in acht Wochen zu brauchen dachten. Das machte unsern Reiseseckel um ein gutes leichter, hatten wir ja sogar die Erdäpfel beim Pfund bezahlen müssen. Der Schnapsroni und der Brönzkasper hatten schon längst kein Geld mehr und bekamen auch keines, und ließen wir sie nur um Gotteswillen mitfahren, aber ihre Gutteren brachten sie doch frisch gefüllt auf das Schiff. Und konnten wir zuerst gar nicht begreifen, wo sie das Geld dazu hergenommen, merkten es aber am

Ende doch, weil der Kaspar jetzt immer in den Hemdärmeln herumlief, und der Roni beim wärmsten Wetter zugeknöpft war bis an den Hals und auch nicht den kleinsten weißen Fetzen zum Halstuch herausließ, während wir andern einen Stolz darauf setzten, unsere schönen, weißen Hemdekragen bis hoch über die Ohren hinauf zu ziehen.

Einen besonderen Anstand hatte noch der alt-Weibel mit seinen Pflügen, Eggen und B'schüttifässern. Als dieselben angerückt kamen, sagte der Packmeister: „man solle den Grümpel nur frischweg in's Meer werfen; da der Platz auf dem Schiffe vom Schuh bezahlt werden müsse, so würde die Fracht mehr kosten, als wenn man die Sachen in Amerika neu kaufe, und dann seien sie noch um's halbe besser. Aber das war dem alt-Weibel ein Stich in's Herz; er habe immer beim fürnehmsten Wagner schaffen lassen, den habe, besonders was die Pflüge anbetreffe, in der ganzen Amtei keiner übertroffen. Und zuletzt wurde er höhn und sagte, er habe noch Geld genug, um zu zahlen, was es koste. Und kostete es ihn wirklich zuletzt mehr, seinen Gerümpel hinüber zu schaffen, als was er und seine Buben mit sammt der Kost bezahlen mußten.

Endlich waren wir und was uns gehörte versorgt, und es ging für uns ein neues ungewohntes Leben an, das uns Allen ganz wunderbar vorkommen wollte. Nebst uns waren noch über hundert, die auswanderten, auf dem Schiffe, meistens Schwaben und vom Rheine her; und der ganze Platz, auf dem wir uns aufhalten durften, wenn wir frische Luft schöpfen wollten, war nicht viel größer, als ein mittelmäßiges Tenn. Der Ort aber, der zum Schlafen und zum Aufenthalt beim schlechten Wetter bestimmt war, sah ungefähr aus wie ein Käskeller, wo an den Wänden Käsladen, einer über dem andern angebracht sind; auf diesen Käsladen waren die Schlafstellen, wo man zu zwei und zwei sich einrichten mußte, so gut man konnte und mochte. Und war da Alles durcheinander, Jung und Alt, Mannen und Weiber. Man sagte diesem Ort das Zwischendeck, und war dasselbe nicht höher als ein gewöhnlicher Schweinstall, in welchem keiner von uns Männern, mit Ausnahme des Schulmeisters, aufrecht stehen konnte. Aber wir dankten dennoch Gott, daß es uns nicht gegangen, wie jenen armen Deutschländern, die geldlos und hilflos nicht vorwärts konnten und nicht zurück, und auf halbem Wege verhungern und verkümmern mußten.

Fünftes Kapitel.

Dursli lernt, wie man den Fischen predigt.

„Adies Welt!“ dachte ich, als wir in das blaue Meer hinausfuhren, und saß oben auf dem Schiffsverdeck auf einem zusammengerollten Ankerseile und schaute, wie die Bäume am Land immer kleiner wurden. Es ging ein rechter Wind, und unser Schiff schoß wie eine wilde Ente über das Wasser weg, und die Wellen, die hoben es in einem fort hinauf und hinunter, daß es einem bedünkte, man sitze die ganze Zeit auf einem Gigampfi; das ging so schnell, daß man bald den höchsten Thurm der Stadt Havre nicht mehr sehen konnte. Und ward mir da, als ob ich jetzt erst recht von der Heimat Abschied nehmen müsse und vom Babeli und der Mutter. Und als ich aufschaute, da stand der Schulmeister neben mir, der war ganz blaß, und hielt sich am Schiffsgeländer und schaute in's Wasser hinab. Ich fragte ihn, warum er so traurig sei und ob er vielleicht das Heimweh bekomme; da seufzte er und sagte, es sei doch eine schöne Sache, so in einer großen Schulstube zu sitzen und Schule zu halten, und festen Boden unter den Füßen zu fühlen, der nicht immer hinauf und hinab gehe; er glaube übrigens er werde krank und ich sollte ihn doch hinunter auf sein Bett führen. Da nahm ich ihn am Arm und wollte mit ihm die Hühnerleiter hinab, welche in das Zwischendeck hinunterführt. Da kam eben das Marei heraufgeklettert, und als es uns sah, fing es gar erschrecklich zu jammern an. Es sei ihr so übel zum Sterben, und es dünke es, das Unterste wolle obsig kommen; es glaube bestimmt, es fange an eine gräuliche Krankheit auf dem Schiffe zu regieren, es habe unten schon mehr als die halben gepackt, und dann sei nicht einmal ein Doktor da, wo einem helfen könnte, und wie sie daheim einen gehabt hätten; sie meine nicht so einen Herrendoktor, die verstünden doch nichts, aber einen, wie der Tschampelhans, der alle Krankheiten im Wasser g'schaue und schon wisse, wo es Einem fehle, wenn man ihm nur ein Gütterli in einem Briefe schicke.

Aber wir hatten nicht Zeit, lange auf ihr Jammern zu hören, denn der Schulmeister wurde immer bleicher, und ich war froh, als ich ihn auf unser Lager gebracht hatte, — wir hatten nämlich unsere Betten auf einem gemeinschaftlichen Käsladen. Auf der Pritsche, welche gerade unter uns angebracht war, da hausten der Kaspar und der Roni, und ich bemerkte, als ich dem Schulmeister in's obere

Gemach hinauf half, daß sie ganz traurig, jeder in einem Winkel, saßen, mitten zwischen ihnen ihre große Schnapsflasche. Und als ich so neben dem Schulmeister saß, dem es im liegen ein wenig besser geworden war, da hörte ich wie der Roni zum Kaspar sagte: „Magst du einen Schluck?“ aber der Kaspar antwortete mit schwacher Stimme: „ach nein, der letzte ist mir noch zu oberst.“ „So hab' ich's auch“, seufzte der Roni, „und doch ist's ein gutes Wasser, das brennt den Rachen hinunter, als ob man eine Handvoll Nesseln durchzöge; aber ich glaube, wir haben nicht mehr lange zu leben“ — und die alten Knaben fingen ganz barmherzig miteinander zu flennen an. Mir selbst wurde es in der dunstigen Schiffskammer, wo alle möglichen Gerüche einem in die Nase stiegen, ganz wunderlich, und weil der Schulmeister nun ruhig war, so stieg ich so schnell wie möglich wieder hinauf an die frische Luft. Aber da kam ich fast vom Regen unter die Dachtraufe. Es stand da dicht nebeneinander Alles am Schiffsgeländer, jung und alt, Schweizer und Deutschländer, Männer und Weiber, und jeden Augenblick bog sich einer hinüber und predigte den Fischen, die gewiß schon lange keinen solchen Kolatz mehr gehabt hatten. Dazwischen gingen zwei Kerle auf und ab mit brandkohlschwarzen Gesichtern; das waren Neger aus Afrika und dienten auf dem Schiff als Knechte. Einer hatte einen großen Besen und der andere einen Kübel voll Wasser und sie putzten weg, wo etwas Unreinliches auf das Schiff kam. Aber wenn einer der armen Kranken hinfiel und nicht mehr aufstehen konnte, so nahm ihn einer der Schwarzen bei den Armen und der andere bei den Beinen und trugen ihn fort. Ich war recht erschrocken und glaubte die Cholera oder die Pest, Gott behüt uns davor, seien ausgebrochen, aber die Schiffsmatrosen machten sich nichts daraus und schauten lachend zu, und gar die beiden schwarzen Teufel verzogen ob dem Elende ihre breiten Mäuler fast bis an die Ohren.

Der Wind kam jetzt noch etwas stärker, da fühlte ich, daß es nun mich selbst zu packen anfange. Der kalte Schweiß lief über mich hinunter, und es war mir, als sollte sich mein Innerstes herauskehren; ich hielt mich am Schiffsgeländer und machte — wie die Uebrigen. Aber je lustiger unser Schiff auf dem Wasser herumtanzte, bald hinauf bald hinunter schießend, bald hierhin bald dorthin sich neigend, um so übler wurde mir, und ich spürte, wie meine Kraft von mir wich und mein Muth von dannen ging.

Wir waren nun schon ganz weit vom Land, und man sah das-

selbe nur noch wie einen feinen schwachen Nebel. Was hätte ich gegeben, wenn ich wieder dort gewesen wäre und nicht mehr auf dem zitternden, schwankenden Schiffe! Ich glaube, mein halbes Leben hätt' ich dafür gegeben — Der Gurt mit meinen Dublonen hätte mich nicht gereut! Und hätten mich die beiden wüsten Mohren gepackt und über das Verdeck in's Wasser hinausgeworfen, es wäre mir ganz gleich gewesen und würde kein Glied dagegen gerührt haben.

So saß ich an das Ankerseil gelehnt und hatte die Augen zu, und war mir so schlecht, daß ich nicht einmal mehr an das Babeli denken mochte. Da klopfte mir einer auf die Achsel und dann schüttelte er mich rechtschaffen, daß ich die Augen aufmachen mußte, ich mochte wollen oder nicht. Es war ein Herr, der hatte ein gar vornehmes Aussehen und schöne Kleider an, aber er sprach ungefähr unsere Sprache und sagte: „Ihr seid wohl recht krank guter Freund?“ „Ach ja“, gab ich zur Antwort, „ich werde wohl sterben müssen.“ Aber der Herr lächelte, das sei nicht so gefährlich, weder für mich noch für die Andern; man heiße das die Seekrankheit, und Keiner bleibe davon verschont, welcher zum ersten Male auf dem Meere fahre, besonders wenn dasselbe ein bischen unruhig sei; aber es wäre noch niemand davon gestorben. Darauf hieß er mich aufstehen und führte mich an einen Platz, nahe am großen Mastbaum, wo man die Schwankungen des Schiffes viel weniger spürte; zuletzt holte er gar noch eine Flasche guten Rothen und gab mir ein Paar Schlücke davon zu trinken. Jetzt wurde mir schon wieder viel besser und ich bedankte mich, so gut ich konnte. Der Herr aber sagte, das brauche sich nicht, Einer müsse dem Andern helfen auf dieser Welt, besonders Landsleute, die in der Fremde zusammen kommen. Bevor er von mir ging, sprach er dann noch, es würden jetzt bald warme Nächte kommen, da sei es viel lustiger oben auf dem Verdeck, als unten im Bett; es würde ihn freuen, dann einmal ruhig und ungestört ein Stündchen mit mir verplaudern zu können.

Es nahm mich doch z'Deuxelswunder, warum der Herr, der auf den ersten Platz bezahlt hatte, sich mit mir unstudiertem Bauernknaben abgeben mochte. Deshalb suchte ich mich über ihn zu erkundigen, konnte aber nicht viel mehr erfahren, als was er mir selbst gesagt hat: er heiße Herr Schmid, stamme aus der Schweiz und habe in Amerika ein großes Geschäft. — Was er Apartes mit mir wolle, darüber rieth ich hin und her, konnte aber nichts errathen.

Sechstes Kapitel.

Wie der Dursli Cigarren raucht, wobei ihm der Verstand still steht.

Nach ein Paar Tagen wurde das Meer wieder ruhiger. Da war dann die erschreckliche Krankheit, von der wir Alle sterben zu müssen glaubten, bald kuriert, und Einer nach dem Andern kroch ab seinem Käsladen die Hühnerleiter hinauf auf das Verdeck. Aber nun zeigte sich bald eine andere Plage. Während es allen übel gewesen war, da dachte kein Mensch an's Essen und noch weniger an's Kochen; jetzt fuhr plötzlich ein gewaltiger Hunger in die Leute und jedermann wollte nun zuerst am Kochfeuer sein, so daß man sich fast in die Haare kam, und da eine Pfanne in's Feuer geleert und dort eine Schüssel verschlagen wurde. Am Besten kam das Marei dabei weg, das hatte einen großen Hafen mit Schnitz und Speck ob, und stand davor, die Fäuste in die Seiten gestützt, und schaute den Leuten dabei so resolut unter die Nase, daß kein Mensch es wagte, ihm oder ihrem Hafen etwas zu leid zu thun. Dem Roni und dem Kaspar war's um's Essen ganz gleich, sondern sie flattirten wieder guten Muthes ihrer Gutteren, bis der Kaspar auf seiner Pritsche liegen blieb und einschlief. Aber der Roni der kam mit seinem Schnapsrausch auf das Verdeck und zwirbelte, mir nichts, dir nichts, hinter den großen Mast auf den ersten Platz hinüber; dort kam er gerade dem Herrn Kapitän in den Wurf, der befahl ihm, hinzugehen, woher er gekommen; aber der Roni fing jetzt an aufzubegehren, er sei ein freier Schweizer und es habe ihm Niemand nichts zu befehlen. Da sagte der Kapitän: „Und ich bin ein freier Amerikaner, aber bei mir gehört auf den ersten Platz, wer für den ersten bezahlt, und wer für den zweiten bezahlt, auf den zweiten.“ Und als der Roni noch nicht ruhig sein wollte, da packten ihn ein paar Matrosen, schütteten zwei oder drei Kübel Meerwasser über ihn und thaten ihn dann an den Schatten, bis er seinen Rausch ausgeschlafen hatte. Und ist ihm ganz recht geschehen.

Einmal, als es schon ganz finster geworden war, und sich die Meisten auf ihre Käsladen zur Ruhe gelegt hatten, schaute ich noch über das Verdeckgeländer in das Meer; denn es gefiel mir gar wohl, wie die Wellen in der Dunkelheit so flimmerten und leuchteten, ungefähr wie eine Schachtel Zündhölzchen, die man im Finstern aufmacht. Und war dieses wunderliche Brennen des Wassers fast in jeder schönen, stillen Nacht zu sehen. Da stand der Herr Schmid, welcher mich von der Seekrankheit kurirt hatte, wieder neben mir

und frug mich, ob es mir recht sei, noch ein Bischen aufzubleiben. Darauf setzten wir uns auf eine Kiste, und er zog ein Paar Zigarren hervor und nöthigte mich, auch eine zu nehmen; aber ich wußte nicht recht, auf welcher Seite man sie in's Maul nehmen sollte; der Vater selig hätte mich hübsch rangschiert, wenn ich mit Zigarren gekommen wäre; wollte ich rauchen, so konnte ich von dem Tabak nehmen, der ihm der Liebste war, und von welchem man um einen Batzen dreimal um den Leib bekam. Item, wir fingen an mit einander zu plaudern, und ich mußte ihm erzählen, woher ich sei, wie ich es zu Hause gehabt habe und warum ich auswandern wolle.

„Aber, guter Freund", frug er auf einmal, „wo wollt ihr denn eigentlich hin?" — „Hat der Herr vielleicht von seinem starken Rothen ein Glas zu viel getrunken", dacht' ich und gab zur Antwort, ich meine unser Schiff fahre nach Amerika. Da sah ich wohl, obschon es ziemlich finster war, daß der Herr Schmid das Lachen nicht recht verbeißen konnte. „Wenn du einen Narren haben willst, so kauf dir einen eisernen", dacht' ich und stand auf um zu gehen, aber der Herr legte freundlich seine Hand auf meinen Arm und sprach: „Ihr müßt mir meine Frage nicht in Uebel nehmen, Dursli. Daß ihr nach Amerika wollt, konnte ich errathen, und daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika euer Reiseziel sind, ließ sich ebenfalls daraus schließen, daß wir auf demselben Schiffe fahren. Da aber dieses Land etwa hundertfünfzigmal so groß ist, als die Schweiz, und ungefähr achttausend Kantone wie Solothurn, darin Platz hätten, so war meine Frage, scheint mir, doch erlaubt." — So groß hatte ich es mir freilich nicht vorgestellt und eigentlich auch nie so recht darüber nachgesonnen, wohin ich wolle, sondern ich hatte gedacht, ich gehe mit den Andern, und das war wahrscheinlich die Meinung eines jeden von uns gewesen. Es waren freilich von Zeit zu Zeit Briefe gekommen von solchen, die in früheren Jahren ausgewandert waren, aber wo diese Leute eigentlich zu finden seien, ob sie beieinander wären, und ob wir an denselben Ort hinwollten oder nicht, davon hatte keiner von uns einen recht deutlichen Begriff. So kam es, daß mir jetzt fast der Verstand ein wenig still stehen wollte. „Seht Dursli", fing der Herr wieder an, nachdem er mir dreimal hatte Feuer geben müssen, und ich allemal wieder hatte löschen lassen in den Gedanken, — „es ist wohl der Mühe werth, darüber sich zu besinnen. Oben im Lande wird's im Winter

so kalt, wie bei euch nicht auf den höchsten Schneebergen; unten aber ist's eine Hitze, daß kein Mensch es erleiden mag, auf dem Felde zu schaffen, als die schwarzen Negersklaven, und würde man jeden, der dort einen Pflug oder eine Hacke anrühren wollte, auch nicht für etwas Besseres ansehen, als für einen Sklaven. Am Meere, bei den großen Städten, da ist das Land so theuer, als wie bei euch im Buchiberg; dagegen im Innern des Landes ist's spott wohlfeil, und ist dort auch an vielen Orten ein schöner milder Himmel, nicht zu warm und nicht zu kalt, und guter, fruchtbarer Boden; aber dort ist's dann einsam, nichts als Wald und Weide, und wer's nicht erfahren hat, der weiß es nicht, wie's thut, stundenweit keinen Nachbar zu haben, der sich mit uns freuen, uns trösten, uns helfen kann im Nothfall."

Die Zigarre war mir schon wieder ausgelöscht, da sagte der Herr noch, ich hätte jetzt auf dem Schiffe die schönste Zeit, über die Sache nachzudenken, und er wolle mir ein Buch geben, darin sei ziemlich wahrhaftig beschrieben, wie es in dem Lande aussehe, in welches wir zögen, und ich solle dies Buch durchlesen und dann mit meinem Reisegefährten zu Rathe gehen. Aber bevor wir das Schiff verließen, wollte er mir dann noch Etwas insbesondere sagen.

Siebentes Kapitel.

Kurze Freude, große Noth.

Das Wetter war nun gar besonders schön und lieblich geworden, es ging gar kein scharfer Wind, so daß die Segel oft ganz schlaff von den Mastbäumen herunter hingen, und dann waren auf dem Meere nicht höhere Wellen zu sehen, als auf einer Milchgepse. — Auch beklagte sich kein Mensch mehr über die Meerkrankheit, sondern die meisten waren wieder lustig und hellauf. Es waren auch zwei aus dem Appenzellerland auf dem Schiffe, die wußten gar schöne und kurzweilige Lieder, und gegen Abend, wenn es nicht mehr gar so heiß war, so fingen sie dann oft an zu singen, da horchte Alles gerne zu, und stand allemal bald das ganze Volk, das auf dem Schiffe war, vom ersten Platz und vom zweiten Platz, um die beiden herum. — Einer vom Schwarzwald hatte eine Geige mitgenommen, der spielte auch ein paar Mal ein paar Tänze auf, da war ein Leben, als wie an einer Kilbe, und es war eine Freude zu lugen, wie die Matrosen mit den Bernermeitschene z'ringelum sprangen, so

daß deren lange Züpfenschnüre ärger flatterten, als die Fähnlein oben an den Mastbäumen.

Aber je schöner das Wetter wurde und je glätter das Meer, um desto saurer blickte der Kapitän, und um desto größere Runzeln waren auf seiner Stirne zu sehen. Und zuletzt merkten wir wohl warum, und hätten fast lieber wieder Sturm gehabt und den Fischen gepredigt, denn unser Schiff wollte gar nicht recht vom Fleck, und war jetzt schon die Zeit, da wir in Amerika hätten sein können. Auf ein paar Tage oder Wochen mehr oder weniger wäre es uns am Ende nicht angekommen, denn viel zu versäumen hatten wir eben nicht, aber es war da ein anderer Haken: wir hatten blos auf acht Wochen Proviant eingekauft, und von den Schwaben und denen aus dem Badischen hatten sich viele gar nur für fünf bis sechs Wochen versehen und wir schwammen nun schon in der siebenten Woche zwischen Himmel und Wasser. Zuerst gefiel die Sache dem Einen und dem Andern nicht übel, denn es ließ sich da mancher gute Handel machen und hätte man in Havre die Erdäpfel noch so theuer bezahlen müssen, man konnte sie jetzt mit gutem Profit wieder absetzen, und der Baschihans verkaufte von seinen Schnitzen, man hätte um das Geld in Muth's Laden gleich schwer Wybeeri und Rosinli bekommen. Das ging, so lang es ging; zuletzt hatten die armen Leute weder Geld mehr noch Proviant und den Weg zu Baschihansens Schnitztrog hatten sie auch kennen gelernt; so kam's, daß, als Marei an einem schönen Morgen eine Kocheten hervorholen wollte, die Drucke leer war; das war ein Jammer! denn es war für die Frau nichts Geringes, täglich ihre siebenzehn Mäuler zu füttern.

Dazu kam dann noch ein anderes Herzeleid; die Marei, welche ihr Kleinstes noch säugte, hat sich nicht genug in Acht genommen, sondern dem Kinde in Kyb und Verdruß hinein zu trinken gegeben. das ist davon gar übel krank geworden und in der andern Nacht gestorben. Am folgenden Tage war die Gräbt; das ist aber eine kuriose Gräbt gewesen, und hat mir und den Andern allen einen rechten Stich durchs Herz gegeben. Nachmittags gegen drei Uhr, als das meiste Schiffsvolk mit der nothwendigsten Tagesarbeit zu Ende war, fing die Schiffsglocke zu läuten an; da versammelte sich Alles was auf dem Schiffe war, die vom ersten und vom zweiten Platz, Matrosen und Schiffsknechte, auf dem Verdeck; dort lag auf einem Brett, in Packtuch eingenäht, das arme todte Kindlein; nun las der Herr Kapitän, da kein Geistlicher vorhanden war, aus einem

Buch auf englisch ein Gebet, worauf er mit der Hand ein Zeichen gab, und die kleine Leiche, welcher man ein Paar eiserne Gewichtsteine an die Füße gehängt hatte, rutschte über das Brett in das tiefe Meer hinab; das gab ein paar Ringe, wie wenn man einen Stein in's Wasser wirft, und dann war Alles vorbei. Die Marei heulte zum Erbarmen und mußten sie ein Paar Weiber in's Zwischendeck hinab auf ihr Bett bringen; der Baschihans kehrte sich um, als das arme Hüdeli in's Wasser plumpste und sagte, es wolle ihm näume fast ein wenig g'schmuecht werden. Doch das grausigste das sahen ich und ein Paar Andere, oder wir haben's für uns behalten: so lange die kleine Leiche auf dem Schiffe lag, zogen uns zwei oder drei große Haifische nach, als ob sie gewittert hätten, daß sie einen Fraß bekommen sollten; als dann das todte Kind in's Meer hinabsank, da schoßen die wüsten Unthiere schnell nach in die Tiefe, — ich glaube, es ist nicht bis auf den Grund hinabgekommen. — Den ganzen Tag war's da recht still auf dem Schiffe, und man hörte nicht einmal viel wegen dem Essen zanken und jammern; es dachte wohl ein jeder, ob er auch noch so über das Brett in's Meer hinunter rutschen müsse, ein Paar Pfundsteine an den Füßen, und das hat Einem den Appetit genommen.

Des andern Tages hieß es, der Kapitän habe befohlen, es müsse jeder, der noch Mundproviant habe, denselben hergeben und in Zukunft würde gemeinschaftlich gegessen. Das war Manchem nicht recht, daß diejenigen, welche sich vorgesehen hatten, nun ihre Sache hergeben mußten, um die Nachlässigen und Unvorsichtigen zu füttern; aber so auf einem Schiffe ist ein Kapitän besser Meister als ein Kaiser in seinem Reich, und man mußte füremachen, man mochte wollen oder nicht. Und genau überlegt, war's freilich das Klügste; denn man hätte ja doch keinen können verhungern lassen, sonst wäre es geschehen, daß sich die armen Teufel, die nichts mehr zu brechen und zu beißen hatten, mit Gewalt über die vorhandenen Lebensmittel hergemacht, und Alles auf einmal aufgefressen und g'schändet hätten. Jetzt bekam jeder seine Portion, Einer gleichviel wie der Andere, so wie die Soldaten in der Kaserne ihren Spatz bekommen. Aber noch immer wollte kein günstiger Wind sich erheben, noch immer blieben wir fast auf demselben Flecke liegen; Tag für Tag wurden die Portionen kleiner. Die größte Plage sollte aber erst noch kommen, das Trinkwasser ging nämlich zu Ende, und was noch in den Fässern sich befand, war faul und stinkend. Dazu

brannte die Sonne täglich heißer und heißer. Ach, wie wurden die Gesichter so lang, wie hohl die Augen! Wie blickten wir sehnsüchtig nach allen Enden, ob nirgends kein Wölkchen sich zeigen wolle, ein Vorbote andern Wetters; — ob nirgends eine Welle sich erheben wolle; doch dunkelblau blieb der Himmel, spiegelglatt das Meer. Wüßten das die Mutter und das Babeli, dachte ich, daß ich hier elendiglich umkommen muß vor Hunger und vor Durst, wie würden sie weinen und jammern, und ich hätte greinen mögen vor lauter Elend und Heimweh, wie ein Röcklibub. Und wäre mir da oft fast das Herz in die Hosen gefallen, wenn nicht der Herr Schmid gewesen wäre, der sprach mir zu, ich solle mich zusammen nehmen, und wer ein Mann sein wolle, der müsse durchführen, was er angefangen, geh' es dann durch dick oder dünn; ich sollte nur nicht gleich den Muth verlieren, denn ich würde ihn noch manchmal brauchen können. Da nahm ich mich dann wieder zusammen. Aber ein erschrecklicher Anblick war es doch und hätte einen Stein erbarmen können, die kranken Kinder, die jammernden Weiber, die abgezehrten, bleichen Gestalten zu sehen, welche mit hohlen, hungernden, verzweifelten Blicken über die unendliche Wassereinöde hinwegschauten, als ob sie noch einmal vor dem Sterben das Land hätten sehen wollen, von wannen sie gekommen waren.

Achtes Kapitel.

Eine böse halbe Stunde.

Endlich war an einem schrecklich heißen Mittage, dort wo das Meer und der Himmel zusammen kommen, ein kleines weißes Wölkchen zu sehen, das erste seit vielen, vielen Tagen. Das war ein Jubel über das ganze Verdeck, und wir Alle begrüßten es als willkommenen Vorboten eines längst gewünschten Regens, der uns erfrischen und tränken, eines Windes, der uns dem ersehnten Lande zuführen sollte. Aber war bis jetzt das Gesicht des Kapitäns eben nicht gar aufgeräumt gewesen, so schaute er jetzt noch um ein gutes finsterer unter seinen dicken grauen Augenbrauen hervor. Er stellte sich auf den höchsten Ort des Verdecks und schaute auf das kleine weiße Wölkchen, das nach und nach groß und grau wurde, und während dessen wurde sein Gesicht immer länger. Jetzt wurden auch die Matrosen unruhig und auf ein Zeichen des Herrn Kapitäns kletterten sie wie die Katzen an den Mastbäumen hinauf und rollten die Segel zusammen, die

man bis jetzt ganz offen hatte herunter hangen lassen, um ja das kleinste Lüftchen nicht unbenutzt vorbeistreichen zu lassen. Dann gingen sie zu den beiden Weidlingen, welche hinten auf dem Schiffe aufgebunden waren, und lösten sie ab und rüsteten sie, daß man sie leicht in das Wasser hinablassen konnte; dabei fiel keinem einzigen ein, einen Spaß zu machen, oder ein Lied zu pfeifen, wie sie es sonst im Brauch hatten, sondern sie waren ganz still und kantsam. „Was soll das geben?“ sagte ich zum Schulmeister. Da kam der Herr Schmid zu mir, mit dem ich während der langen Meerfahrt ganz gut Freund geworden war, und sagte: „Nun Dursli, nimm dich zusammen, du wirst etwas erleben, woran du deiner Lebtag denken wirst; wir wollen jetzt sehen, ob du Kurasch im Leibe hast.“ — Aber der Herr war selbst um ein gutes Stück bleicher, als ordinäri. „Was soll das geben?“ sagte ich nochmals zum Schulmeister. Das kleine weiße Wölkchen war nun so groß geworden, daß es die Sonne verdeckte und den ganzen Himmel überzog, der war jetzt auf der einen Seite ganz dunkelgrau und auf der andern fast kupferroth, daß es recht grausig anzusehen war, und das Meer hatte auch seine Farbe verloren und war graugelb, wie trübes abgestandenes Wasser. Dazu war es so dünstig heiß, daß einem der Schweiß in Bächen über das Gesicht lief, und man kaum den Athem zu ziehen vermochte. „Das wird wohl ein Donnerwetter absetzen wollen, meinte der Schulmeister, aber noch hatte er nicht ausgeredet, so ging es an, als ob die ganze Hölle auf einmal losgelassen würde; der Sturmwind fing an zu heulen, wie wenn man tausend Posaunen miteinander blasen thäte; das Schiff erhielt einen Rippenstoß, daß es sich ganz auf die Seite legte und fast die Spitzen der Mastbäume in's Meer dümpfelte — ich konnte mich noch schnell am Schiffsgeländer halten und der Schulmeister an meinem Kittelfecken, sonst wären wir alle beide in's Wasser gepurzelt; links und rechts schossen nun die Blitze wie feurige Schlangen vom Himmel herab und der Donner brüllte ohne abzusetzen, daß es mich bedünkte, es wolle mir die Ohren versprengen; dazu fiel ein Regen, man hätte glauben können, es reise Einer einen Mühlibach auf das Schiff herab, und am hellen Mittag war es so finster geworden, daß man kaum von einem Ende des Schiffes zum andern sehen konnte; da sah ich die frechsten Matrosen zittern und beten, und der alt-Weibel hat damals eine Wallfahrt nach Hagenthal versprochen, und hat nicht bedacht, daß er jetzt nach Amerika gehe und Hagenthal

mehr als tausend Stunden auf der andern Seite des Meere liege. Ich für meinen Theil mußte nur immer darüber sinnen, wie das gehen müsse, wenn das Wetter in das Schiff hineinschieße; da hätte man nur auslesen können: verbrennen oder ertrinken, — und jene, welche auf die kleinen Weidlinge sich hätten retten können, die wären ein wenig später doch verrebelt. Das war eine schlimme halbe Stunde, und ich werde daran denken mein Leben lang. Doch ging sie auch vorüber und der Blitz, der vorn und hinten, und rechts und links in's Wasser schlug, der schlug doch nicht in unser Schiff. Es wurde wieder heiterer, und die Donnerschläge wurden schwächer, der Regen und der Sturmwind ließen nach; bald schien die Sonne wieder hell und freundlich auf das Verdeck, und wir sahen die grauschwarzen und kupferrothen Wolken weiter und weiter ziehen, und über dieselben spannte sich, mit beiden Enden auf dem Meere stehend, ein prächtiger Regenbogen. Aber das Beste, was uns das schreckliche Gewitter zurückließ, das war ein ebenrechter Wind, der uns nun rasch unserer neuen Heimat, dem Ende unserer Mühsal, wie wir glaubten, entgegen führte.

Neuntes Kapitel.

Die neue Welt.

„Land! Land!“ Das hätte ich meiner Lebtag nicht geglaubt, daß ein so kleines Wörtchen einem so viel Freude machen könnte. Da lag es vor uns, das Land jenseits des Meeres, und wir, die wir über zwölf Wochen auf dem unsichern Wasser herumgeschwommen, wir sollten nun bald wieder festen Boden unter unsren Füßen fühlen! Kein Mensch blieb unten im Zwischendeck, und jeder wollte zuerst wissen, wie denn das Amerika eine Gattig habe, für das wir unsre alte Heimat in Stich gelassen. Einer bäumelte über des Andern Achsel, und alle bohrten sich fast die Augen aus. Da kam es denn endlich näher und näher und unser Schiff fuhr in den Fluß Missisippi hinein, der ist fast noch zehnmal so breit als der Rhein. Aber, o weh! Wo blieben die schönen Bauernhöfe, die grünen Matten, die Felder mit dem mannshohen Korn, die wir erwartet hatten? Wir mochten schauen, wie wir wollten, wir entdeckten eben nichts anders, als sumpfige Inseln mit Schilfrohr bedeckt und andrem Gestrüpp und hie und da ein kleines Fischerhüttchen, von Rohr zusammengeplätzt, wo man bei uns keinen Hund einquartiert hätte. Item, dachte ich, es kann noch besser kommen.

Während nun ein Dampfschiff sich unsrem Schiff vorgespannt hatte, um es den Fluß hinauf nach der Stadt Neu-Orleans zu führen, rief mich der Herr Schmid bei Seite. „Paß jetzt recht auf, was ich dir sagen will, Dursli, fing er an, ich mein's gut mit dir, und möchte dir noch einen guten Rath geben, bevor wir auseinander gehen. Schon auf der Reise bis hierher hast du merken können, daß die meisten Sachen, von nahem besehen, nicht halb so rosenfarbig sind, als aus der Ferne. Und doch bist du jetzt erst am Anfang deiner neuen Laufbahn, und hast noch manche bittere Erfahrung zu machen.“ — „Wo hinaus will das wieder?“ dachte ich. — „Der Entschluß, dein Vaterland zu verlassen,“ fuhr der Herr Schmid fort, „könnte dich einst reuen, dein Glaube, in Amerika ein glücklicheres, sorgenfreieres Leben zu finden, könnte von dir weichen. Aber dann käme wahrscheinlich deine Reue zu spät, dein Geld, das einzige Hilfsmittel, deinen unbesonnenen Schritt wieder gut zu machen, wäre dir dann längst abgelistet, abbetrogen und abgelogen.“ — Herr Schmid schwieg jetzt einen Augenblick still und faßte mich scharf in's Auge: „Schau mir in's Gesicht, Dursli,“ begann er dann wieder. „Hältst du mich für einen ehrlichen Mann?“ — Das war nun eine kuriose Frage; aber es lag etwas so Rechtschaffenes und Wahrhaftiges in seiner Stimme und seinem Gesicht, daß ich sagen mußte: „ja, ich traue euch!“ — „So gib mir die Hälfte von dem Gelde, das du bei dir hast, zu versorgen; es ist, wie du mir sagtest, ein schönes Sümmchen; das sei dann dein Nothpfennig; es soll dir aufgehoben sein für die Zeit, da dir kein anderes Hilfsmittel mehr übrig geblieben sein wird; im schlimmsten Fall wird es deiner alten Mutter zu gute kommen.“ — Ich muß bekennen, daß mir der Vorschlag etwas ungesinnet kam, doch schien's mir selber, so ein wohlverwahrter Batzen könne mir allerwegen einmal zu gute kommen, auch fiel mir keinen Augenblick ein, an der Ehrlichkeit des Herrn Schmid zu zweifeln, — es blickte etwas so Freundschaftliches für mich aus seinen Augen! und dann — warum hätte so ein reicher Herr einen armen Bauernknaben um sein Bischen Geld betrügen sollen? zudem hat er mir noch einen schönen Zins versprochen. Ich ging also in's Zwischendeck hinab in einen Winkel, und trennte etwa hundert Dublonen aus meinem Gurt. Es blieb mir immer noch genug, ein schön Stück Land zu kaufen, die Jucharte um einen Fünfliber, und dann die Wirthschaft anzufangen. — Wir waren nun gerade im Hafen der großen Stadt Neu-Orleans angelandet, und

es ging auf unserm Schiffe recht drunter und drüber, — wie begreiflich — da jeder gern der erste am Lande gewesen wäre. Da nahm mir der Herr Schmid das Geld nur schnell ab und sagte mir: „in der Stadt habe er ein Büreau, dort solle ich ihm nachfragen; unterdessen solle ich mir den Spruch merken: Trau, schau wem!“ — worauf er in einen Weidling sprang und sich an's Land rudern ließ.

In Neu-Orleans, so heißt die Stadt in den Büchern und auf der Landkarte, aber die Leute sagen ihr ganz anders, fast wie Niuorliins, da läuft kurioses Volk von allen Farben auf den Gassen herum, Schwarze, Braune, Gelbe und Weiße. Auch sind da prächtige Gebäude und schöne Wirthshäuser, fast wie zu den Dreikönigen in Basel. Aber wir wußten wohl, was es da für Uertern gibt, und hätten wir, um das zu lernen, nicht nach Amerika zu wandern gebraucht, und wir gingen in ein kleines Wirthshäuschen am Hafen, auf welchem in großen Buchstaben zu lesen war: „Hier redet man deutsch.“ Es war da nicht recht heimelig; — in der Gaststube saßen Einige und hatten die Füße auf den Tischen und kauten Tabak und spukten an alle Wände, daß es einen fast lüpfen wollte; in der Küche hantirten ein Paar schwarze Neger, die sahen so schmierig aus, als ein Paar Stiefel, die man acht Tage beim Regenwetter an den Füßen gehabt hat. Als man zum Essen läutete, wollten wir es uns recht kummelig machen und wieder einmal ordentlich essen und uns Zeit dazu lassen, aber kaum saßen wir recht hinter dem Tische, so hatten die Andern schon Alles aufgefressen und wischten sich die Mäuler und gingen, und als wir uns beklagten, hieß es, wir hätten es machen sollen wie die Andern, und zulangen, so lange etwas dagewesen, das sei so Landesbrauch. Das kam uns doch gar zu unverschant vor; aber wir waren doch froh, wenigstens auf festem Boden und am Trockenen zu sein, und zudem hatten wir mit dem Wirth für unsere Kost um ein ziemlich billiges Geld akkordirt.

Auf dem Schiffe hatten wir Zeit genug gefunden, miteinander abzureden, was wir in Amerika anfangen wollten; ich und der Schulmeister hatten das Büchlein, das mir der Herr Schmid verehrt, fleißig gelesen, und wir Alle hatten manche liebe Stunde auf der Landkarte studirt; auch hatten die, welche vorausgegangene Bekannte oder Verwandte in Amerika hatten, ihre Briefe wieder hervorgesucht, und wer sonst einmal Etwas gehört, der brachte es ebenfalls vor. Da kamen wir am Ende übereins, den großen Fluß Missisippi

hinauf zu fahren bis gegen St. Louis; von dort war es dann nicht weiter als eines Daumens breit, nämlich auf der Landkarte, bis an einen Ort, wo ein ganzer Trupp Schweizer aus unserer Gegend und auch ein Paar aus unserem Dorfe viel Land gekauft und sich haushäblich niedergelassen hatten. Und waren einige von denen die nach Hause schrieben, welche nicht genug rühmen konnten, wie das ein schönes Land sei und guter Boden, und wie jeder von ihnen ein großes Landgut habe, Hofwyl sei im Vergleich ein Tannergütli; auch hätten sie eine Stadt gegründet, die heiße Neu-Wietlisbach, die habe so schöne breite Gassen, wo die Gurzelngasse in Solothurn ein heller — dagegen sei. Wir hatten also beschlossen, nach Neu-Wietlisbach hinauf zu ziehen und dann in der Umgegend Land zu kaufen, jeder so viel er möge und vermöge; aber der Schnapsroni und der Brönzkaspar die blieben noch immer dabei, in Neu-Wietlisbach eine Wasserbrennerei anzufangen, und sie kennten Einen im alten Wietlisbach, das doch nur ein rechtes Nest sei, sagten sie, der verdiene schwer Geld mit seinem Erdäpfel-Ratafia; das Geschäft könne also gewiß nicht fehlen. Es war zwar noch ein schöner Weg bis dahin, in unsrem Büchlein hieß es: vierhundert Stunden, aber an den Dampfschiffen, von denen fast alle Tage einige den Fluß hinauf fuhren, konnte man sich um ein Billiges verdingen.

Zehntes Kapitel.

Trau, schau wem.

Mein erstes Geschäft war nun, bei Herrn Schmid den Schein für mein Geld zu holen und mich für seine Gutthaten zu bedanken, und ich versprach Einem ein Paar Batzen, damit er mir den Weg zeige. Der führte mich nun wohl auf ein Büreau zu einem Herrn Schmid, das war aber nicht der rechte, sondern eine Art von Doktor, der hat mir mit Gewalt von seinen Pulvern und Salben verkaufen wollen; ein paar Häuser weiter war wieder ein Herr Schmid, das war aber ein Advokat, und mußte ich, weil ich an seine Büreau-Thüre geklopft und der Schreiber gerufen hatte herein! — 7½ Btz. für Mühwalt bezahlen; — dann kamen wir zu einem dritten, der handelte mit Baumwolle, war auch nicht der Rechte; so lief ich einen halben Tag in der Stadt herum und kam zu mehr denn einem Dutzend Schmide, aber doch nie vor die rechte Schmiede. Der, welcher mein Geld hatte, war nicht zu finden, und am Ende mußte ich unverrichteter Sache und ohne Schein in's Wirthshaus zurück.

An den alt-Weibel hatte sich, als derselbe damit beschäftigt war seinen Grümpel vom Schiffe in's Wirthshaus zu bringen, Einer gemacht, ich weiß nicht, war's ein Deutschländer oder ein Welscher. Der hatte einen rothen Bart, trug ein graues Hütchen auf der Seite, ein rothes Gilet und ein grünes breites Halstuch, worin er fast sein ganzes Gesicht verstecken konnte und lugte ein wenig überzwärch. Dem Mann hätte ich nicht viel Gutes zugetraut; aber den alt-Weibel wußte er bald für sich einzunehmen und hatten die beiden viel Heimliches miteinander zu verhandeln. Eben als ich ganz kaput von meinen vergebenen Gängen zu den Andern zurückkam, da rückte auch der alt-Weibel, in Begleitschaft seines neuen Freundes mit dem rothen Gilet wieder an, mit Freude strahlendem Gesicht, und schaute uns Andere alle so recht von oben herab an, aber sagte weiter kein Sterbenswörtchen.

Im Wirthshause hatte es unterdessen wieder saubere Neuigkeiten gegeben. Der Brönzkasper und der Schnapsroni, die ein paar Wochen lang auf dem Schiffe hatten fasten müssen, ließen sich, während die andern ausgegangen waren, auf unsere gemeinschaftliche Rechnung einen Schoppen Schnaps nach dem andern geben und sind richtig wieder einmal voll geworden. Aber beim Brönzkasper ist's nicht dabei geblieben. Der ist auf einmal ganz braungelb im Gesicht geworden und hat zu schlottern angefangen, daß die Bank, auf der er lag, fast umgefallen ist; dann wurde er wieder ganz krebsroth und es dünkte einem, er glühe vor Hitze, und die Haut seiner Lippen wurde dürr und schwarz; — dazu stöhnte und wimmerte er, daß es einem übel grauste. Als der Wirth dazu kam, wurde er ganz bleich und lief davon, kam aber bald wieder mit zwei Leuten und einer Tragbahre zurück. Den kranken Mann könne er nicht im Hause behalten, sagte er, der würde ihm alle Gäste vertreiben. Aber der neue Freund des alt-Weibels, der berichtete uns: das sei das gelbe Fieber, das regiere jetzt stark in der Stadt, und nicht länger als bis morgen wäre der Brönzkasper steif und todt; und wenn wir Lust hätten, zu wissen wie's thue, so brauchten wir nur ein paar Wochen hier zu bleiben, da würde es Einen von uns nach dem Andern kosten, besonders weil wir auf dem Schiffe, wie er gehört, nicht eben das beste Leben gehabt; aber den Kasper habe es deshalb am ersten gepackt, weil er ein Branntweinsäufer gewesen. Als wir dies hörten, machten wir kuriose Gesichter; und wir wurden bald einig, mit dem nächsten Dampfschiff den Fluß hinauf zu fahren,

denn es hatte eben keiner Lust, mit dem gelben Fieber nähere Bekanntschaft zu machen. Ob dem war der Schnapsroni wieder nüchtern geworden; der machte große Augen, als sie seinen Kameraden davon trugen, sagte jedoch kein Wörtlein dazu, sondern ging still hinten drein. Im Spital hatte er dann gefragt, ob er nicht bei seinem Kameraden bleiben dürfe, worauf er wirklich bei ihm aushielt bis am andern Morgen, da der Kaspar gestorben ist. Ganz still und tugendlich kam er wieder zu uns, als wir eben im Begriff waren, unsere Sachen auf das Dampfschiff zu bringen, und frug, indem ihm die hellen Thränen die Backen herabliefen, ob wir ihn um Gotteswillen noch weiter mitnehmen wollten; wir würden sehen, sagte er, er sei über Nacht ein ganz Anderer geworden, da er gesehen habe, wie es einem Schnapstrinker zu Muthe sei in seinem letzten Sterbestündchen.

Zu guter Letzt hatten wir noch einen rechten Häsplig mit unsrem Wirth, als es darum zu thun war, die Rechnung zu bezahlen. Für die Kost war eben blos angesetzt, was wir verdinget hatten, und das war billig genug; aber dazu nicht weniger als zwölf Thaler dafür, daß unsere Habseligkeiten in einem Schopfe des Wirths auf einem Haufen hatten liegen dürfen. „Darüber hätten wir nicht akkordirt gehabt, sagte er, er könne fordern so viel er wolle, und er habe seine Magazine nicht bauen lassen, damit der erste Beste seine Sachen umsonst hineinstelle.“ Was war da zu thun? Keiner hatte Lust dem gelben Fieber länger als nöthig abzupassen, und wollten wir fort, so mußten wir bezahlen. Da merkten wir, daß es auf der ganzen Welt keine so schlimmen Schelme gebe, wie in Amerika, und es fiel mir der Spruch ein, den mir der Herr Schmid zum Abschied eingeschärft: trau, schau wem! und hätte ich diesen Spruch am ersten gegen Herrn Schmid selber brauchen sollen, der mit meinen schönen Dublonen auf und davon gegangen. Das würde ich meiner Lebtag keinem geglaubt haben, daß man ein so ehrliches Gesicht haben und doch ein so arger Spitzbube sein könne. Und drückten mir meine gelben Vögel, die mir davon geflogen, fast das Herz ab, aber ich sagte nichts davon, sonst wär' ich noch ausgelacht worden.

Eilftes Kapitel.
Neu-Wietlisbach.

Ich kann nicht sagen, daß es uns leid gethan hätte, der Stadt Neu-Orleans, welche, so schön sie ist, uns doch nur wie ein verwünschtes Schelmen- und Fieberneſt vorkam, den Rücken zu kehren, und es gab mir einen rechten Stich in's Herz, wenn ich an unsere bisherige Reisebegleitschaft, die armen Deutschländer dachte, welche ihre ganze Baarschaft für die Fahrt über das Meer aufgebraucht hatten, und nun weder weiterreisen noch Land kaufen konnten, sondern in Hunger und Kummer ihre Habseligkeiten Stück für Stück verhandelnd, abwarten mußten, bis das schreckliche Fieber Einen nach dem Andern unter den Boden gebracht. Und selbst das Marei mußte vor Bedauern flennen, obschon es wohl wußte, daß eben Niemand anders als jene armen Teufel ihm den Schnitztrog geleert hatten.

So fuhren wir also auf einem mächtigen Dampfschiff den Missisippi hinauf, welchen man hier den Vater der Flüsse nennt. Derselbe ist wirklich gewaltig breit und sein Lauf viele hundert Stunden lang; und er muß nicht eben überall äuberlich hausen; denn sein Wasser ist ganz gelb und trüb vom weggeschwemmten Lande, und man sieht fast bei jedem Schritt große Bäume mit sammt den Wurzeln, die der Fluß weggerissen und hinabgeflößt hat; und ist dieß eine sehr gefährliche Sache für die Dampfschiffe, denn diese Bäume bleiben dann oft mit den Wurzeln am Boden hangen und strecken die Spitzen schräg hinauf, und hat sich schon manches Schiff an einem solchen Baume gespießt, daß es nicht mehr zu retten war. An beiden Ufern des Flusses sahen wir oft recht stattliche Herrenhäuser, die ringsherum von großen Zuckerrohrfeldern umgeben waren, und in diesen Zuckerrohrfeldern arbeiteten die halbnackten Negersklaven. Man sagte uns, jene Landgüter gehörten reichen Pflanzern, von denen jeder oft drei- bis vierhundert Sklaven besitze, welche für sie schaffen, während sie selbst den ganzen Tag auf dem Kanapee liegen bleiben, und sich die Fliegen wehren lassen. Aber uns nahm es noch mehr Wunder, wie es in Neu-Wietlisbach aussehen möge, und mochten wir alle fast nicht erwarten, nach unserer langen, langen Reise einmal endlich an den Ort unserer Bestimmung zu kommen. Dieß ging jedoch nicht so schnell und wir konnten von Glück reden, als wir nach einer vierzehntägigen Fahrt in der Stadt St. Louis anlangten.

Sogleich fragten wir, wie weit wir jetzt noch hätten, und obschon

es auf der Landkarte nur eines Daumens breit gewesen, so hieß es doch, es wären nun noch zehn gute Stunden. Der alt-Weibel, der während der ganzen Fahrt es hatte merken lassen, daß er etwas im Schilde führe, was wir nicht wissen sollten, und die halbe Zeit mit seinem Buben zu chüselen hatte, der sagte nun, er habe hier noch aparte Geschäfte und er werde dann später nachkommen. Der Baschihans mußte für seine Leute und Habseligkeiten erst noch ein Fuhrwerk besorgen; aber ich und der Schulmeister machten uns gleich auf die Beine, nachdem wir Einen genommen, um uns den Weg zu zeigen, und ist auch der Roni mitgekommen, der sich seit dem elenden Tode seines Kameraden recht ordentlich gehalten und keinen Tropfen Schnaps mehr getrunken hatte. Wir waren ganz erstaunt, als unser Wegweiser auf einem Rosse geritten kam, der lachte uns aber aus, wir seien Narren, es nicht ebenfalls so zu machen, hier zu Lande gehe kein Mensch zu Fuß und wenn's auch nur ein halbes Stündchen weit wäre. So mußten wir uns denn, die wir mehr als drei Monate lang nicht weiter als eine Schiffslänge gegangen, und in den Gelenken fast eingerostet waren, zusammen nehmen, um dem Reiter, der uns führte, zu folgen.

Wir waren noch nicht sehr lange zur Stadt hinaus, so führte uns unser Weg in den Wald hinein; das waren Bäume so hoch und dick, man hätte glauben mögen, sie seien seit Erschaffung der Welt dagestanden; an ihnen hinauf rankten dann wilde Reben bis hoch in den Gipfel und fielen von da wieder herab, um am nächsten Baume von Neuem hinauf zu klettern; dazwischen lagen halbverfaulte Stämme, welche vor Alter zusammengefallen, und über denselben wuchs dichtes Gestrüpp und Dornbüsche mit fingerlangen Stacheln. Durch diesen dichten Wald führte ein ganz schmaler Weg Berg auf und ab, über Bach und Morast. Proviant hatten wir mitgenommen, sonst wäre es uns schlimm gegangen, denn auf dem ganzen Weg trafen wir keine einzige Hütte, keine lebende Seele an, geschweige denn eine Pinte oder Taväre.

Es wollte schon bald Abend werden, da kamen wir aus dem dichten Wald auf einen Platz heraus, etwa so groß wie zu Solothurn der Waffenplatz; da waren die Waldbäume ein Paar Fuß vom Boden abgehauen worden und nur die todten Stumpen schauten noch aus dem Boden heraus; hie und da steckten in geraden Reihen ein paar Stangen mit Zahlen daran; auch sahen wir drei kleine Häuschen, aus übereinander gelegten Baumstämmen errichtet, unge-

fähr so, wie man bei uns die Speicher macht. Jedes hatte ein Brett über der Thüre. Auf dem einen war geschrieben: „Gasthof zum Wilhelm Tell", -- auf dem andern: „Advokatie- und Geschäftsbüreau", — und auf dem dritten: „Dr. Schlüsselbart kurirt alle Arteñ von Krankheiten, verkauft auch Karrensalbe, Brämenöl, Schuhnägel und andere nothwendige Gegenstände." Zwischen den Baumstümpfen grasten ein Paar Kühlein und am Bord des Waldes wälzte sich eine zahlreiche Schweinefamilie in einer Glunke.

Was sind das für Hütten? frug ich unsern Wegweiser. — Wir sind am Ort, war die Antwort; dieß ist die Stadt Neu-Wietlisbach.

Zwölftes Kapitel.

Wie das Rühmen zu verstehen ist, und warum der alt-Weibel zum Prokurator geht.

Der Wilhelm Tell war das schönste Haus in Neu-Wietlisbach, obschon es blos eine aus Baumstämmen zusammengefügte Hütte war. Hinein konnte man durch ein herausgesägtes viereckiges Loch; die Thüre war aus Ruthen geflochten und das Schloß ein hölzerner Riegel. Des Tags diente die Thüre auch als Fenster; derselben gegenüber war der Kochherd, über welchem ein geflochtenes und mit Lehm verstrichenes Kaminschooß den Rauch auffing und zum Dach hinausführte. An den Wänden lagen ein paar Matrazen und wollene Decken, auf denen übernachteten der Wirth, seine Frau und Kinder, sowie auch die fremden Gäste, alles ganz ungenirt durcheinander. Und auch wir legten uns hier, da wir endlich am Ziele unserer langen, langen Reise angelangt waren, mit müden Gliedern und sturmem Kopfe zur Ruhe nieder.

Des andern Tages hat sich die Nachricht, daß wieder Neue angekommen seien, bald in der Nachbarschaft herum verbreitet, und da ist's nicht lange gegangen, so haben wir im Wilhelm Tell Besuch vollauf gehabt von alten Bekannten. Das ging nun an ein Händeschütteln und Fragen, was es in der alten Heimat Neues gegeben habe, und mußten wir über Alles des Weiten und Breiten berichten. Und es bedünkte mich, wenn es sie so sehr Wunder nehme, so wären sie ringer nicht über's Meer gefahren.

Aber am Ende kam das Fragen auch an uns, und hätten wir vor allem gern gewußt, wie es ihnen denn eigentlich gehe; da schauten sie sich einander an und keiner mochte recht das Maul aufthun. Da sagte am Ende des Rechendursen Kobi, der in unsrem Dorfe daheim

gewesen war, wir sollten mit ihm gehen und selber schauen, er wohne am Nächsten, nur etwa ein halb Stündchen weit. Und dünkte uns dieß das Beste; und war da noch einer, der hieß der Wälsch, und war ein weitläufiger Vetter zum Schulmeister, der ging auch mit uns. Der Wirth zum Wilhelm Tell, das war ein Landschäftler, der hing seine Jagdflinte an den Rücken und sagte, er wolle uns auch ein Stück Weges begleiten. Er möchte sich gern ein Brötisli schießen, sagte er. So ging es also wieder in den Wald hinein auf einem bösen Wege, wo man alle Augenblicke über eine dicke Wurzel stolperte. Da kamen wir dann nach einiger Zeit auf einen kleinen Platz, ein Paar Jucharten groß, wo die Bäume zum Theil umgehauen und verbrannt waren, zum Theil aber war nur ein breiter Ring von der Rinde ringsherum abgehauen, und so die Bäume getödtet worden, die jetzt dürr und wüst die blätterlosen Aeste gegen den Himmel streckten. Mitten auf dem Platze stand eine Hütte, akkurat so schön wie jene, worin wir übernachtet hatten. Vor der Hütte war ein kleiner Erdäpfelplätz; hinter der Hütte ein Acker mit mannshohem Türkenkorn, zwischen dem noch immer die Stöcke der abgehauenen Bäume hervorguckten. „Das ist nun mein Heimwesen“, sagte des Rechendursen Kobi. — „Aber wo stecken denn die 200 Jucharten des besten Landes, von denen du geschrieben hast?“ frug ich. „Wir stehen mitten darauf, war die Antwort; s'ist freilich noch merstentheils dicker Wald.“ „Da wird's mit den schönen, breiten Gassen von Neu-Wietlisbach auch so sein, von denen der Wälsch nicht genug rühmen konnte in seinen Briefen, bemerkte der Schulmeister; es stehen eben Tannen und Eichen daran statt Häuser, und sagen Füchse und Hasen einander „gute Nacht“ an den Straßenecken. „Hast du denn die Stangen mit den Numero nicht gesehen, lachte der Wälsch, dort sollen die Gassen hinkommen, und sind sie nicht schön grad und breit?“ — Da haben wir dann den Mannen unsere Meinung gesagt, von wegen dem Lügen, und wie sie sich schämen sollten, die Leute mit allerlei schönen Vorspiegelungen zum Auswandern zu verlocken, wenn man es in Amerika nicht besser bekomme, als nur so. Aber der Wälsch der hat uns nur ausgelacht. „Jemehr Auswanderer in diese Gegend ziehen, sagte er, jemehr Land gekauft und Wald gereutet wird, desto höher steigt unser Land im Preise, um so besser können wir die Früchte verkaufen, die darauf wachsen. Wenn wir nun nach Hause schreiben würden, wie es eigentlich ist, da käme kein Mensch und die Leute blieben lieber da-

heim." „Und würden wir es hoffentlich auch so machen, meinte der Wälsch, und rühmen was Zeug halte. Das sei in der ganzen Welt Brauch, besonders aber hier, daß Jeder vor Allem auf seinen eigenen Nutzen schaue." — Da ist uns dann ein Licht aufgegangen, warum in den mehrsten Briefen aus Amerika so erschrecklich gerühmt wird.

Es war Mittag geworden; da hat uns des Rechendursen Kobi eingeladen, bei ihm zu essen; und als wir uns nöthigen ließen, sagte der Wälsch: „Wir brauchten keinen Kummer zu haben; hier zu Lande sitze man zum Tisch wo's eben sei." Da gingen wir dann hinein, und der Kobi sagte zu der Frau, sie solle doch recht genug machen. Die machte ein Kaffee, dann knetete sie ein Paar Handvoll Türkenkornmehl mit Schmalz, und hat den Teig in einem Düpfi gebacken; so mache man hier das Brod, sagte sie, worauf sie noch ein großes Stück Speck herunter schnitt und am Feuer gebraten hat. Der Kobi hat unterdessen seine Zeit auch nicht mit Holzspalten verloren, sondern nur so ein dürres Tannlein zur Thüre hereingeschleppt und das eine Ende an's Feuer gelegt, während das andere noch weit zur Hütte hinaus lugte. Als wir eben anfangen wollten, kam noch der Landschäftler, der hatte einen welschen Güggel geschossen, und ist auch zu Tisch gesessen, ohne einmal zu fragen.

Während dem Essen redeten wir darüber, was wir nun zu allererst anfangen müßten. Da sagten uns die Mannen, wir sollten uns nun einen Platz im Walde aussuchen, welcher uns am besten gefalle, wonach wir auf das Landamt müßten, das wäre wie bei uns die Amtschreiberei, um den Kauf richtig zu machen. Und hat uns der Wälsch versprochen, er wolle dabei unser Führer sein, und haben wir dann noch ausgemacht, gleich am folgenden Tage daran zu gehen.

Unterdessen war der alt-Weibel mit seinem Buben ebenfalls in Neu-Wietlisbach angekommen und im Wilhelm Tell eingekehrt, und wir fragten ihn, ob er nicht mitkommen und auch einen Platz auslesen wolle. Da lachte uns der alte Götti aus und sagte, dafür hätte er schon längst gesorgt. Er habe von seinem Freunde in Neu-Orleans mit dem rothen Gilet, das schönste Stück Land gekauft, das hier in der Nachbarschaft zu finden sei; es wäre schon Alles richtig. Und darauf zog der alt-Weibel seinen Kauf hervor und einen Plan, und freute sich, wie er ein so gutes Geschäft gemacht; aber ich sah, wie der Wälsch und der Landschäftler, als sie das Numero auf dem Plan gesehen hatten, einander mit den Augen zuwinkten.

Wenn der Weibel sein gekauftes Land sehen wolle, sagte der Wälsch, so könne er auch mitkommen, es liege an unsrem Wege.

Wir mußten nun wieder in den Wald hinein, durch Dick und Dünn, über Stock und Stauden, und war das keine kleine Sache, denn oft blieb die Haut sammt den Kleidern an den Dornen hangen. Da kamen wir dann auch mitten in einen Morast, wo man über die umgefallenen Baumstämme gehen mußte, um hindurch zu kommen. Und als wir mitten im Moraste waren, wo es von dem faulen Wasser gestunken hat, daß man es fast nicht hat erleiden mögen, und die Mucken einen halb umgebracht haben, blieb der Wälsch stehen und sagte: „Dieß ist euer Land, alt-Weibel"; der brummelte, es sei jetzt keine Zeit zu dummen Späßen, er solle machen, daß wir wieder auf's Trockene kämen. Aber der Wälsch rief: „Seht nur das Numero an jenem Baume, es ist das nämliche, welches auf eurem Plan steht Der gute Freund im rothen Gilet hat euch eben betrogen, wie's nur ein ächter Amerikaner im Stande ist."

Das war dem alt-Weibel zu dick; es wurde ihm g'schmuecht und er wäre in den Morast hinein gefallen, wenn ihn seine Buben nicht gehalten hätten. Und als er wieder ein wenig zu sich kam, war sein erstes Wort, es wäre doch noch ein Glück, daß in Neu-Wietlisbach ein Prokurator wohne; er wolle es jetzt vor dem Richter probiren, und wenn er seinen letzten Kreuzer daran setzen müßte.

Dreizehntes Kapitel.

Dursli hat einen großen Hof und was er darauf treibt.

Es war wieder mitten im dichten Wald. Die eben aufgegangene Augustsonne vermochte kaum hie und dort einen dünnen Strahl zwischen den Stämmen und Aesten der mächtigen Bäume hindurch zu zwängen, als ich den Kopf aus der kleinen Laubhütte hervorstreckte, welche wir aus einigen Baumästen am Fuße einer großen Eiche errichtet hatten. Ueber meinem Kopfe trieben sich allerlei Vögel in ganzen Schaaren in den Aesten herum und pfiffen ihr hundertstimmiges Morgenlied. Etwa zwanzig Schritte vor mir sah ich ein junges Hirschkalb weiden; plötzlich spitzte es die Ohren, hob den Kopf, erblickte mich und war in ein paar Sätzen im Walde verschwunden. Schnell riß ich das Gewehr, das ich dem Landschäftler abgekauft hatte, hervor, und pülverte einen Schuß in den Wald hinein, aber der Hirsch war längst hinter den dicken Stämmen und dem verwachsenen Gebüsch versteckt und geborgen.

Auf meinen Schuß kamen auch der Schulmeister und der Roni aus der Laubhütte hervorgekrochen. Als wir uns Alle den Schlaf recht aus den Augen gerieben hatten, schauten wir uns schweigend an und dann wieder auf die klafterdicken Eichen und Nußbäume, die Linden und Ahorne, die rings um uns herum standen und zwischen denen dorniges Gestrüpp und allerlei Schlinggewächse dicht ineinander verwachsen waren.

Wir standen jetzt nämlich mitten auf meinem eigenen Grund und Boden, einem Stücke Land von 160 Jucharten, das ich um ca. 200 Neuthaler gekauft und baar bezahlt hatte.

Der Roni, — es war seit dem jämmerlichen Tode seines Kameraden in Neu-Orleans kein Tropfen Schnaps mehr über seine ippen gegangen — hatte mich gefragt, ob ich ihn nicht als Knecht be mir behalten wolle; — dem Schulmeister hatte die Reise fast all sein Geldlein aufgezehrt, so daß ihm nicht mehr viel übrig blieb, um Land zu kaufen; auch getraute er sich nicht recht, da er nicht just der chächste war, für sich allein ein Bauerngeschäft in dieser Wildniß einzurichten. Er hat es daher vorgezogen, vor der Hand ebenfalls zu mir zu kommen.

Als ich das Land nach dem Rathe der Nachbaren ausgelesen und angekauft hatte, so schafften wir uns ein Paar Aexte, Schaufeln und Reuthauen, einige Säcke Erdäpfel und Türkenkorn, ein Paar Pfund Kaffee, eine Speckseite und ein Milchchüebli an, und gingen damit in den Wald hinein, mein Bauernwesen anzufangen. Es war nun vor Allem unser G'satz, an der ebensten, bestgelegenen Stelle die Bäume zu fällen und die Stauden zu reuten, damit man ein Häuschen hinstellen und etwas weniges zur Nothdurft anpflanzen könne. Das war aber keine Kleinigkeit, sondern ich hatte bald das Einsehen, daß es manchen Schweißtropfen kosten würde; mit Maulaffen feil haben, war's nicht gethan. Ich sprach daher: „So wollen wir in Gottes Namen dran hin.“ Und ich und der Roni griffen nach unsern Aexten und machten uns gleich an eine der dicksten Eichen, die auf dem Platze standen. Daß die Axt nicht recht in die dünnen, schmalen Finger des Schulmeisters hineinpasse, dieß zu merken, brauchte keiner ein Hexenmeister zu sein. Ich habe ihn deshalb geheißen, uns unterdessen das Morgenessen zu kochen. So hat er also ein Feuer angezündet, unser Brienzer Chüehli gemolken, ein Kaffee gemacht und eine Pfanne voll Erdäpfel geprägelt, „He! das hast du auch nicht z'Oberdorf im Lehrkurs gelernt?“ meinte der Roni.

Und wir schlugen und hackten drauf los in das zähe Holz hinein, daß die Spähne nach allen Winden davon fuhren, und der Schweiß uns über die Backen herunter lief, als der Schulmeister noch nicht einmal die Milch erwellt hatte. Nach dem Kolatz ging der Tanz von neuem an. Unterdessen mußte der Schulmeister mit dem Gertel die Stauden ein wenig zusammen hauen. Als es aber bald Mittagszeit war, hat er wieder sein Amt als Koch verwaltet. Da hat's dann ebenfalls Kaffee gegeben, dazu hat er auf amerikanische Manier Türkenkornbrod gebacken, was er des Rechendursen Kobi Käthri abgelugt hatte, und ein tüchtig Stück Speck in einem Düpfi gebraten. Das war just keine Kindbetterenkost, aber grad recht für uns, denn wir hatten gewerket, als wie die Rosse, — aber unsre Eiche lag einewäg noch nicht am Boden. Dazu hat's noch manchen Streich und manchen Tropfen Schweiß gekostet. Endlich, die Sonne schien schon ganz schräg durch die Stämme, schwankte sie und krachend und prasselnd ist sie zu Boden gefallen. Der Roni ließ einen Jauchzer aus, mir aber war es keineswegs um's Jubeln. Den ganzen Tag hatten wir gearbeitet, daß wir kaum mehr unsre Arme spürten, und einen einzigen Baum gefällt. Und all das Land, das ich meines nennen konnte, war dicht besetzt mit solchen Bäumen — tausende von Stämmen mußten gefällt, tausende von Stöcken ausgegraben werden, bis ich nur so viel Land unter den Pflug nehmen konnte, als daheim im Steinacker. Was nützten mir meine 160 Jucharten? — Aus all dem schönen Holz, das daheim mehr als hunderttausend Franken werth gewesen wäre, konnte ich keinen Batzen lösen, denn das kauft hier niemand, wenn es nicht am Bord der großen Flüsse aufgeklaftert ist, auf denen die Dampfschiffe fahren. Es wurde mir ganz trümmlig, an die Arbeit zu denken, die wir vor uns hatten, und ganz kleinmüthig starrte ich in den Wald hinein, wo es schon anfing finster zu werden.

Da klopfte mir einer auf die Achsel und weckte mich aus meinen schweren Gedanken. Es war der Landschäftler, der wieder auf der Jagd gewesen war, und jetzt, die Büchse auf dem Rücken und ein Paar schöne Stücke Hirschenfleisch am Gürtel tragend, auf dem Heimweg war.

„He, guter Freund, rief er, schläfst du z'gstänglig, oder machst Kalender? das trägt hier zu Land wenig ab.“ — Da klagte ich ihm meinen Kummer, wie wir einen ganzen Tag gebraucht hätten, einen einzigen Baum zu fällen, und wie es mich bedünke, ich könne

da mein Leben lang mit der Axt und der Reuthaue drein schlagen, bevor ich nur ein kleines Aeckerlein gereutet und sauber gemacht habe, daß etwas darauf angesäet werden könnte. Der Landschäftler lachte mich aber aus und fragte, ob ich denn glaube, in Amerika habe man der Zeit, jede Mutte mit den Fingern zu verbrösmelen, wie sie es im Emmenthal machten? Da sei man nicht halb so eigelig. Es sei der Brauch, nur so viele Bäume zu fällen und Stöcke auszumachen, als zu einem Hausplatz und etwa noch zu einem Gärtchen vonnöthen. Für's Uebrige mache man kurzen Prozeß. Da wird rings um den Stamm etwa auf Handsbreite die Rinde abgeschält; die Bäume gehen dann drauf, und wenn sie dürr und mürb sind, wirft sie der Wind zu Boden. Zwischen den Baumstämmen fährt man mit einem Pflug, der etwas erleiden mag, und zwei oder drei Paar Ochsen z'Acher und es kommt nicht darauf an, ob die Furchen grad oder krumm sind. Ich solle mir die Sache bei meinem Nachbar einmal ansehen.

Daheim hatte ich geglaubt, ich verstehe das Bauern aus dem Fundament, aber ich merkte jetzt wohl, daß ich hier noch einmal in die Lehre gehen mußte.

Der Schulmeister hatte unterdessen zu Nacht gekocht, der Basellandschäftler sagte gute Nacht und ging seines Weges, und als wir gegessen hatten, krochen wir mit müden Gliedern in unsre Laubhütte hinein.

Vierzehntes Kapitel.

Wie man in Amerika Ufrichtig haltet und warum der Schulmeister von der First herunter purzelte.

Nach drei bis vier Wochen, während welchen von früh bis spät die Axt nicht aus den Händen gelegt wurde, hatten wir ein Paar Dutzend Bäume gefällt und ungefähr eine halbe Jucharte gereutet und eben gemacht. Von den gefällten Bäumen hatten wir die Aeste abgehauen und verbrannt und die Stämme zur Seite gerollt. Da fragte ich eines Abends des Rechendursen Kobi, der herübergekommen war, um zu sehen, wie es uns gehe, ob er keinen guten Zimmermann wüßte? ich dächte es wäre nun Zeit von wegen unsrem Häuslein einen Akkord zu machen. — Das brauche sich nicht, sagte da der Kobi, man mache es hier zu Land anders. Ich solle nur morgen früh zu ihm herüber kommen, er wolle mich dann weisen, wie ich's anzufangen hätte." — Als er mich des andern Tages schon bei Zeiten kommen sah, sattelte er sein Roß, und auch für mich

hatte er eines geliehen. Nun ritten wir zur nächsten Niederlassung hinüber. Da stieg der Kobi ab, ging in's Haus und sprach: Der Steinacker-Dursli lasse fragen, ob sie nicht am nächten Mittwoch als gute Nachbaren zu ihm herüber kommen und ihm helfen wollten, sein Haus aufzurichten. Nun ritten wir wieder weiter bis zum chsten Ansiedler dort mußte ich die Einladung dann selber vorbringen. So ging's den ganzen Tag, bis wir auf etwa zehn bis zwölf Höfen gewesen waren, die in einem Umkreise von Stücker vier bis fünf Stunden lagen, was man in Amerika Nachbarschaft nennt. Die meisten sagten dann auch freundlich zu, als hätte ich sie zu einer Kindstaufe oder einer Hochzeit eingeladen.

Wo wir gerade zur Essenszeit hinkamen, da hieß man uns mithalten, was wir uns keineswegs zweimal sagen ließen, sondern zulangten, wie's eben hier der Brauch ist. Gegen Abend kamen wir noch nach Neu-Wietlisbach, wo wir beim „Wilhelm Tell" einkehrten. Als der Landschäftler hörte, um was es sich handle, holte er ungeheißen ein Fäßchen Branntwein, ein Paar Hammen und eine Speckseite hervor und machte mir die Rechnung dafür. Der Kobi erklärte mir, ich würde diese Sachen nöthig haben, um bei der Ufrichtig die Nachbaren zu traktiren, worauf ich Alles hinten auf mein Pferd nahm und getrost wieder zu meinen Kameraden in den Wald hineinritt.

Endlich brach der Morgen des Tages an, an welchem aus der Wildniß, die nun unsere Heimat war, die erste menschliche Wohnung erstehen sollte. Und da waren weder Kalk noch Sand, weder Steine noch Ziegel vorhanden, da war kein Stückchen eines abgebundenen Dachstuhles zu sehen und nicht einmal der Meyen, der doch bei der mindesten Ufrichtig oben auf der First aufgesteckt wird, war bei der Hand. Es nahm uns sehr Wunder, was aus der Sache werden sollte; hätten wir es selber machen müssen, wir wären dabei gestanden, wie die Ochsen am Berge.

Die Sonne guckte noch nicht über die Bäume herüber auf das Plätzchen, das wir gereutet und abgeholzt hatten, da kamen die Mannen, welche ich eingeladen, einer nach dem andern auf ihren Gäulen daher geritten, jeder mit einer tüchtigen Axt bewaffnet. Die schauten auch nicht aus, als ob sie hinter dem Ofen aufgewachsen wären, sondern man sah ihnen Wind und Wetter und schwere Arbeit an den braunen Gesichtern und den schwieligen Händen an. — Sie trieben ihre Pferde zum weiden in den Wald hinein, schüttelten uns

die Hände und setzten sich auf die gefällten Bäume, worauf unser einziges Glas von Hand zu Hand im Kehr herum und fleißig wieder zum Branntweinfäßchen zurückging, wo der Schulmeister seinen Posten hatte. Als wir so ungefähr unser zwanzig beisammen waren, sagte der Kobi, der für mich das Wort führte, es dünke ihn, man könnte jetzt anfangen. Da wurde dann zuerst der Platz abgesteckt, zwanzig Schuh lang und fünfzehn Schuh breit. Dann grub man an den vier Ecken Stüde ein, die ungefähr einen Schuh aus dem Boden herauslugten. Nun mußten die vier Geschicktesten, die schon am meisten dabei gewesen waren, sich an diese vier Ecken hinstellen; die andern wälzten die umgehauenen Baumstämme herbei und legten sie auf den vier Stüden übereinander, so wie die Buben ihre Vogelschläge machen, währenddem die vier Flügelmannen die Enden der Baumstämme so gut als möglich ineinanderfügten.

Es war noch nicht einmal Mittag, als das Gebäude schon fast zehn Schuh aus dem Boden herausgewachsen war, und man den Trämboden darüber legen konnte. Jetzt gingen einige daran, eine Thüre und zwei Fenster aus den Wänden herauszusägen, die andern hieben nur so grobhölzig mit den Aexten die Dachrafen und Latten zurecht, während die dritten einige Stämme, die sich leicht spalten ließen, zu Blöcken versägten und daraus lange, breite und dicke Schindeln machten. Der Roni und ich, wir halfen bei dieser Arbeit nach besten Kräften, obschon wir uns oft ungeschickt genug dabei benahmen, weil uns Alles gar fremd und ungewohnt vorkam. Dem Schulmeister war wieder das Amt zugefallen, für unsre hilfreichen Gäste das Mittagessen zu kochen; und er hatte alle Hände voll zu thun, obschon es eben kein Kindstaufenmahl war, sondern eben nichts anders als Kaffee, Türkenkornbrod und gebratener Speck, nebst den Hammen vom Landschäftler. Dabei mußte dann noch das Branntweinfäßchen sein übriges thun, welchem von Allen fleißig zugesprochen wurde, ausgenommen vom Roni, der allein keinen Tropfen trank. Und doch war es ein guter Schnaps, aus Türkenkorn gebrannt, was die Amerikaner Wiskey nennen.

Den Schulmeister aber hatte es gewurmt, daß er allein die Hand nicht anlegen sollte an unserm neuen Haus. Er dachte sich deshalb etwas aus, womit er uns überraschen wollte, und wobei ihm am Ende noch die Hauptehre des Tages zukommen sollte. Ganz unvermerkt traf er alle Vorbereitungen dazu.

Als dann endlich gegen Abend die letzte Schindel auf das Dach

genagelt worden war, und die Mannschaft daran ging, noch den letzten Rest aus dem Fäßchen zu trinken, holte der Schulmeister aus unserer provisorischen Laubhütte ein Tanntschuppli hervor, das er mit ein Paar rothen und weißen Halstüchern und Bendeln zierlich ausstaffirt hatte. Mit diesem Meyen kletterte er auf das neue Haus hinauf und steckte ihn auf den Giebel. Dann setzte er sich rittlings über die First und fing an, einen schönen Zimmerspruch zu halten. Darinnen redete er zuerst von der Arche Noah und dann vom Tempel Salomonis und noch von andern schönen Gebäuden, neben welchen freilich unsere Hütte bedeutend abgestochen hätte. Darauf kam er nach Sachsen, wo die schönen Mädel wachsen, und machte einige Anspielungen auf das Babeli in der Sandgrube, das einst in dieses Haus als Meisterin einziehen sollte; zuletzt dankte er noch in wohlgesetzten Worten den Nachbaren für ihre Freundschaft und gute Hilfe, und war eben im Begriffe, das Glas, das ihm der Roni hatte herauflangen müssen, auszutrinken und dann hinter sich herunterzuwerfen, wie es an jeder ordentlichen Ufrichtig Bruch und Recht ist, als ihm plötzlich das letzte Wort im Halse stecken blieb. Bleicher als der Tod von Basel und mit zu Berg gesträubten Haaren, ließ er das Glas aus den Händen fallen, stieß einen gellenden Angstschrei aus und kugelte mir nichts, dir nichts über das Dach herunter, wobei er wahrscheinlich den Hals gebrochen hätte, würde ich ihn nicht in meinen Armen aufgefangen haben.

Mit offenen Mäulern schauten wir andern dies an und konnten gar nicht begreifen, was dem Schulmeister zugestoßen sei — es müsse ihn der Schlag getroffen haben, meinten wir.

„Die Schlange! die Schlange!“ — das waren die ersten Worte, die er endlich hervorbrachte, als wir ihm ein Paar Tropfen Branntwein eingeschüttet hatten.

„Jetzt geht mir ein Licht auf,“ meinte der Landschäftler, worauf er sich eine Ruthe schnitt und mit Hilfe der Andern die Baumstämme zu untersuchen begann, aus denen unser neues Haus aufgebaut worden war. Bald entdeckten sie in einem derselben ein ziemliches Loch, aus dem dann, als der Landschäftler ein wenig darin herumgegrübelt hatte, eine Schlange zolldick und Klafterlang herausschoß. — „Das ist sie!“ rief der Schulmeister, und war daran, das Hasenpanier in den Wald hinein zu ergreifen. Aber ein Paar gut angebrachte Ruthenschläge über den Rücken hatten dem Thiere bald den Garaus gemacht.

„Es ist eine Klapperschlange, sagte der Landschäftler. Deren gibt es genug in diesen Wäldern.“

Der Schulmeister, der sich nun wieder getraute näher zu kommen, berichtete uns jetzt, was ihm begegnet war: eben wollte er oben auf der First wohlgemuth das Glas ansetzen, als kaum ein Paar Schuh vor ihm durch eine Lucke des Daches die Schlange den Kopf hervorstreckte, ihn mit ihren grünen Augen anglotzte und zu züngeln anfing. „Ich merkte gleich, was die Bestie vorhatte“, setzte er bei, „und begab mich auf dem kürzesten Weg herunter.“

Die Mannen mußten hell auflachen, als der Schulmeister sein Herabkugeln ab dem Dache so bündig erklärte.

Darauf schüttelten sie uns noch zum Abschied die Hände, suchten ihre Rosse im Walde auf und ritten jeder seines Weges von dannen.

Und wir schlugen diese Nacht schon unser Lager in dem Hause auf, von welchem heute früh noch kein Pfosten gestanden. Zwar blies der Wind durch hundert Löcher, Fugen und Spälte, und es war nun unsere Aufgabe, vor Winter für Thür und Fenster, für Boden und Diele, für einen Feuerheerd und Kamin und für alle jene Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten zu sorgen, die sich daheim von selbst verstanden, hier in Amerika aber unter Mühsal und Arbeit hergeschafft oder verfertigt werden mußten.

Fünfzehntes Kapitel.

Des alt-Weibels Prozeß geht an.

Eines Tages kam Einer in unsere Einöde geritten und meldete, ich sei für den folgenden Morgen vor den Präsidenten nach Neu-Wietlisbach zum Zeugenverhör vorgeladen. So machte ich mich also zu rechter Zeit auf den Weg, und es nahm mich ziemlich Wunder, was ich denn eigentlich reden sollte. Als ich dann beim Landschäftler einkehrte, da traf ich dort den alt-Weibel an, der diskurirte gar eifrig mit dem Herrn Schnapper, dem Geschäftsmann, welcher sein Bureau in einem der drei Häuser der Stadt aufgeschlagen hatte. „He, rief er mir zu, da er mich erblickte, jetzt wird sich die Sach' erlesen; die Gerechtigkeit geht hier nicht auf der Schneckenpost, als wie bei uns daheim. Den Spitzbuben, der mir den verflukten Morast für gutes Land verkauft hat, den haben wir nun beim Fecken, und wir wollen sehen, ob er das Geld nicht wieder füre machen muß, das er mir abgestohlen.“ — Bei diesen Worten deutete der alt-Weibel mit schadenfrohem Lächeln nach dem andern Ende der

Stube, wo wirklich derselbe Mann mit dem rothen Gilet und dem großen grünen Halstuch, welchen wir in Neu-Orleans mit dem alt-Weibel hatten herumlaufen sehen, auf einem Stuhle saß. Er hatte seine Füße an den Tisch gestemmt, wie es in Amerika der Brauch ist, kaute einen Wisch Tabak und las ganz kaltblütig in der Zeitung. Nach und nach traten noch ein Paar Andere herein, die der alt-Weibel nach dem Rath seines Geschäftsmannes als Zeugen hatte vorladen lassen; er rühmte jedem, wie er nun drauf und dran sei, seinen Prozeß zu gewinnen. Der mit dem rothen Gilet machte keinen Muks, ausgenommen, daß er von Zeit zu Zeit einen recht hinterlistigen und verächtlichen Blick zu uns herüber warf. Endlich hieß es, die Audienz würde nun angehen und die Parteien und Zeugen sollten vor dem Herrn Präsidenten erscheinen.

Die Audienzstube war im andern Hause, in der Apotheke des Doktor Schlüsselbart, der nebst einigen Pulvern und Wassern für Vieh und Menschen, auch Schuhnägel, Brämenöl, Karrensalbe u. drgl. Sachen feil hatte. Der Herr Gerichtspräsident war ein wohlangemästeter Mann mit einem krummen rothen Schnabel. Er saß auf einem leeren Fasse, hatte ganz ungenirt den Rock ausgezogen und den Hut auf dem Kopf und rauchte Zigarren. Der alt-Weibel und wir andern Zeugen stellten uns, die Kappe in der Hand, neben die Thüre. Endlich kam auch der Schelmuffski mit dem rothen Gilet, des alt-Weibels Gegenpartei, herein. Der sah sich aber nur in der Stube um, wo er komod absitzen könne; dann nahm er, ohne einmal den Deckel zu lüpfen, in einem Winkel auf einer Kiste Platz, streckte die Beine über ein Faß und stieß einen frischen Wisch Kautabak in's Maul, worauf er wieder in der Zeitung zu lesen anfing, als ob es ihn gar nichts anginge.

Nachdem der Präsident etwas auf englisch geparlt und der Schnapper eine lange Rede gehabt hatte, kam endlich die Reihe an uns. Zuerst brachte der Schreiber eine Bibel, die wir küßen mußten, zum Zeichen, daß wir nichts als die Wahrheit reden wollten. Aber der Landschäftler berichtete uns nachher, es sei nicht die Bibel, sondern blos ein altes Kräuterbuch, das gewöhnlich hiefür gebraucht werde. Dann mußten wir des Breiteren sagen, wie das Land beschaffen sei, welches der Schelmuffski dem alt-Weibel verkauft, und gaben wir nach bestem Wissen und Gewissen Bericht, es sei ein verflukter Morast, wo einem der Schlamm bis unter die Arme komme, wenn man nicht auf den umgestürzten Baumstämmen herumspringe.

Freudig zog der alt=Weibel die Hosen über den Bauch hinauf, als sich der Präsident endlich gegen den Schelmuffski wendete. — „Ich habe zum voraus gewonnen, meinte er, das liegt auf der glatten Hand.“

Der Schelmuffski hob aber bei der Anrede des Gerichtspräsidenten kaum den Kopf von seiner Zeitung und zwitscherte ein paar Worte durch die langen Zähne. „Was hat er gesagt,“ frug der alt=Weibel. — „Er sei auf seine Verantwortung noch nicht vorbereitet“, gab Schnapper zur Antwort. — „Und was folgt daraus?“ — „Daß er vor drei Monaten nicht wieder darf vorgeladen werden.“ — „Und unterdessen?“ — „Bleibt die Sache beim Alten.“

Und wirklich reiste der Schelmuffski mit seiner Zeitung ohne umzublicken zur Thür hinaus, der Präsident stieg ab seinem Fasse, und uns andern wurde gemeldet, wir könnten gehen, woher wir gekommen seien.

Es kam dem alt=Weibel wohl, daß er das Prozediren schon zu Hause erfahren hatte; ein anderer hätte vor Kyb und Aerger ein Gallenfieber bekommen, besonders als der Geschäftsmann Schnapper noch eine ellenlange Kostensnote hervorzog.

Dieses war der Anfang von des alt=Weibels Prozeß. Und mich wollte bedünken, das Ding würde nicht zum Besten herauskommen, was der alte Mann zu seinem Schaden am Ende auch erfahren mußte.

Sechszehntes Kapitel.

Der Winter im Walde.

Der Säyet machte uns nicht viel zu schaffen. Denn erstens hatten wir kaum ein kleines Plätzchen vor unserer Hütte sauber gereutet, und dann war uns der Rath gegeben worden, es für den Anfang beim Türkenkorn bewenden zu lassen, welches man erst im Frühjahr anpflanzt. Wir verwendeten also unsere Zeit, die Löcher und Spälte unserer Hütte so gut als möglich mit Sprenzeln und Miesch zu verschoppen, und dann zum holzen, um einestheils eine tüchtige Holzbigi für den Winter zu bekommen, anderntheils um Hagstecken zu machen, was das allernothwendigste ist, wenn man von dem Angepflanzten auch nur einen Halm ernten will, von wegen den Säuen und dem andern Vieh, das hier Tag und Nacht frei herumläuft.

Zum holzen war der Schulmeister noch immer nicht geschickt, mit seinen dünnen Gliedlein, und wir brauchten ihn zum mieschen

und ruthenflechten. — Bald sollte ich auch die Hilfe meines andern Kameraden entmangeln.

An zwei oder drei Morgen war ein Nebel gewesen, daß man ihn hätte mit Löffeln abstechen können. Da klagte eines Abends der Roni, es friere ihn so erschrecklich. Wir machten ein tüchtiges Feuer und er kroch unter seine Decke, aber das frieren wollte doch nicht bessern, und er schlotterte so heftig, daß er weder Glas noch Löffel zum Munde bringen konnte, als wir ihm etwas Warmes gekocht hatten.

Der Roni war mir lieb geworden, seit er kein Schnapstrinker mehr war und in meiner Angst lief ich nach der Stadt (da hier zu Land drei Häuser doch eine Stadt heißen) zum Doktor Schlüsselbart. Der machte nicht viel aus der Sache: „Es sei das kalte Fieber, das in diesen feuchten Wäldern jeder bekomme, bis er sich angewöhnt und die Wälder ein wenig dünner geworden — wenn man nicht unterdessen in's Gras beiße, was auch nicht viel zu bedeuten habe, da immer noch genug Andere nachkommen thäten. Uebrigens hätte er ein Pulver gegen dieses Fieber, das in Amerika in keinem Hause fehlen dürfe."

Von nun an stellte sich das Schlottern und Frösteln beim Roni regelmäßig alle sieben Tage ein. Oft konnte er es durch des Doktors Pulver bannen, oft auch nicht. Seine Kräfte nahmen aber ab von Tag zu Tag, und er wurde so schwach, daß er sich kaum mehr auf den Beinen zu halten vermochte, geschweige denn mit der Axt unseren Eichen und Nußbäumen zu Leibe zu gehen. So ruhte die schwere Arbeit auf mir allein.

Indessen waren die Nächte immer länger, die Tage trüber, die Lüfte rauher geworden. Zuletzt brachte gar ein kalter Wind große Schneeflocken daher, die immer dichter und dichter fielen. Es war eben Winter geworden. —

— — „Es ist doch eine schöne Sache um eine warme Kunst und einen breiten Ofensitz ringsherum", fing der Schulmeister an, der in sein Dackbett eingewickelt auf einem Dütschi hockte und die Kaffeemühle zwischen den Beinen hielt. Ich hatte gerade denselben Gedanken gehabt. Zwar loderte ein mächtiges Feuer auf unserem Kochherd; aber ein schneidend kalter Wind zog durch hundert Spalten und Löcher in unsere Hütte hinein und pfiff durch die aus Ruthen geflochtene Thüre und durch die Fugen der Fenster, welche ganz fertig gekauft und nur grobhölzig in die herausgesägten Löcher ein-

gepaßt worden waren. So kam es, daß man auf der einen Seite verfror, während man auf der andern am Feuer fast gebraten wurde.

Der Roni hatte das Fieber wieder; er lag im Bett und schlotterte.

Dicht vor unsern Fenstern stand der dunkelgraue, blätterlose Wald, der nun schon seit ein paar Wochen bodenlos und unwegsam uns von allen Menschen abschloß und gefangen hielt. —

Auf einmal blieb des Schulmeisters Kaffeemühle stille. „Ist's nicht heute der Weihnachtabend?“ rief er. Fast erschrocken rechneten wir nach; wir hatten wirklich heute den vierundzwanzigsten Christmonat.

„Sie sitzen jetzt daheim beisammen in der warmen Stube“, sagte ich, „die Mutter, die Schwestern und die Schwäger, denn an diesem Tage waren wir immer alle beieinander. Die Spinnräder schnurren und die Weibsame schnädert. Gewiß schwatzen sie hin und her, was der Dursli wohl macht, drüben in Amerika.“ — „Nun wird's aber schon ein wenig finster“, antwortete der Schulmeister, „im Dorf unten wird da und dort ein Licht angezündet, daß es aussieht, als wäre ein Stück vom schönen Sternhimmel auf den Boden heruntergefallen. Da und dort geht ein Nachbar zum andern hinüber z'Stubeten, um sich mit einem Rosenkranz oder Kartenspiel die Zeit zu vertreiben bis Mitternacht.“ — — „Das Babeli ist wohl auch aus der Sandgrube zur Mutter in die Mühle hinaufgegangen, um zu vernehmen, ob vielleicht ein Brief aus Amerika gekommen sei. Da läßt dann der Schwager eine Maaß Rothen aus dem Wirthshaus kommen und gibt ein Immeli Nüsse zum Besten zum ausspielen und langt das Kartenspiel hinter dem Spiegel hervor, das ich selbst an letzter Weihnacht dahintergesteckt. Das wird ein Gelächter und einen Spaß geben, wenn alle um den langen Tisch beisammen sitzen. Aber plötzlich schallt durch die finstere stille Nacht das feierliche Glockengeläute, das die Nachbaren zur Kirche ruft. Auf den Dorfgassen wird's jetzt lebendig; wie Schatten ziehen die Kirchgänger den Häusern und Hägen entlang; ein Licht nach dem andern löscht im Dorfe aus, — aber auf dem Hubel, wo die Kirche steht, da glänzen die hohen Fenster heller und heller. Nun schweigen die Glocken, in der halbdunklen Kirche liegt dicht gedrängt die andächtige Menge auf den Knieen. Plötzlich erschallt das Orgelspiel und packt alle Herzen und führt sie zum Himmel hinauf, wo der liebe Gott mit seinen Engeln und allen Heiligen wohnt.“ — — „Die Orgel hab' ich fern' geschlagen“, seufzte der Schulmeister. —

Bei uns aber brachte der Weihnachtabend weder Glockengeläute noch Orgelklang, sondern der Winterwind heulte um unsre Hütte. Weit und breit streckte keine Kirche ihren Thurm gen Himmel; rings um uns war nichts als endloser Wald und wieder Wald, in welchem kaum hie und da eine elende Hütte sich verbarg. Zu uns kamen keine Nachbaren z'Stubeten, um durch Gespräch oder Spiel die langen Abende zu verkürzen; da war keine Verwandtschaft, die freundlich theilnahm an Freud' und Leid. Sondern die wenigen Menschen, die in dieser Wildniß lebten, waren stundenweit auseinander, und jeder hatte genug an sich selbst zu denken.

Der Roni stöhnte unruhig auf seinem Krankenlager; da fing gar der Schulmeister an zu singen:

„Herz, mys Herz, warum so trurig?"

Das wollte mich fast erwürgen, weshalb ich schnell in mein Bett hineinkroch und die Decke über die Ohren zog. Aber die ganze Nacht träumte mir vom schönen Heimet, weit-änen am Meer.

Siebenzehntes Kapitel.

Wie der Dursli und seine Kameraden z'Märet gingen und sich gern lustig gemacht hätten.

Unter der Sonne findet Alles sein Ende und so ging auch der Winter zuletzt vorüber, obschon er uns erschrecklich lang bedünkte Es fiel uns ein schwerer Stein ab dem Herzen, als die Tage nach und nach länger wurden, die Sonne den Schnee wegfraß und die Bäume zu drücken anfingen. Und doch war es albez daheim noch tausendmal lustiger gewesen, wenn die Schwalbeli den Frühling brachten; wie freute man sich da, die einen auf die erste Ygrasig, die andern auf die rosenrothe Blust und die dritten auf die schönen gelben und veilchenblauen Ostereier! — Aber uns grünte weder Feld noch Matte, uns blühte weder Hofstatt noch Garten und kein Mensch dachte daran, uns Ostereier zu sieden; sondern es wartete unser nur Arbeit und zwar von der härtesten. —

Ein paar Handvoll Fünfliber in den Hosensack zu nehmen um z'Märet zu gehen, das war das erste, was nun zu thun war, als der Weg durch den Wald wieder gangbar geworden. Unser Bauernwesen anzufangen, brauchten wir nämlich Pflug, Wagen und Geschirr, zwei Joch Zugochsen, noch eine Milchkuh und etliche Schweine, ferner noch für sechs Monate Mundproviant, denn es ließ sich nicht darauf rechnen, vorher etwas ab unserer eigenen Pflanzung unter

die Zähne nehmen zu können. Wir zogen also eines Morgens alle drei aus, denn es mochte jeder von uns gern wieder einmal unter die Leute gehen, was seit acht oder neun Wochen nicht geschehen war. Zuerst kehrten wir in Neu-Wietlisbach beim Landschäftler ein, um uns weisen zu lassen, wo wir das benöthigte kaufen könnten. Der fragte, ob wir gesund und wohl seien, und schielte dazu auf des Roni's bleiche, hohle Backen. Der hatte, seit das bessere Wetter gekommen, kein Fieber mehr gehabt; aber er war nur noch der halbe Kerl von früher und kaum mehr im Stande einen hundertvierzigpfündigen Mütt Korn auf einen Speicher zu tragen.

Wir hatten es getroffen, daß es gerade wieder Audienztag war, und der alt-Weibel, der mit seinen Buben noch immer beim Landschäftler in der Uerte lag, hatte so viel mit dem Geschäftsmann Schnapper zu verhandeln, daß er einem kaum Bescheid geben konnte. Er rief uns nur über den Tisch weg zu, heute könne es ihm mit seinem Handel gar nicht fehlen. Wundershalb liefen wir mit, als die Sitzung anging. Der Präsident mit dem rothen Schnabel saß wieder auf seinem Faß und der Schnapper hielt wieder einen langen Vortrag, während indessen der Schelmuffski in seinem Winkel die Zeitung las und Rauchtabak chätschte. „Jetzt hab' ich dich!“ rief der alt-Weibel überlaut, als der Schnapper fertig war. Aber der Schelmuffski wälschte nur wieder etwas in sein grünes Halstuch, das er bis zur Nase hinauf gezogen hatte. — „Er sagt, er habe seine Zeugen noch nicht herbringen können und verlangt dafür noch einmal Termin,“ erklärte Schnapper achselzuckend. Und so war es auch. Der Präsident verfügte drei Monate Aufschub und der alt-Weibel mußte zum zweiten Mal mit langer Nase abziehen. Zudem war die Kostensnote des Schnappers diesmal noch etwas länger als die vorige. Aber der alt-Weibel schwur bei seiner theuern Seele, er wolle es zwängen, und wenn es ihn seinen letzten Kreuzer kosten sollte. Seine Buben lugten sauer genug dazu, es half aber nichts.

Wir hatten den Bescheid erhalten, Pflug, Wagen und Geschirr in St. Louis zu kaufen, welches die nächste größere Stadt sei; dort könnten wir uns dann gleich auch wegen den Ochsen umsehen, um unsere Sachen mit denselben nach Hause zu führen. So machten wir uns denn am nächsten Morgen mit aller Frühe auf den Weg.

„Es wird, scheint es, just Märet sein, in St. Louis“, sagte Roni. — „Nun, dann können wir wieder einmal einen lustigen Tag haben,“ meinte der Schulmeister. Es war jetzt über ein Jahr,

daß ich auf keinen Tanzboden mehr gewesen, und es dünkte mich, ich möchte wieder einmal probiren, ob meine Beine noch so gelenkig seien, als da ich zum letzten Mal mit dem Babeli z'Kriegstetten an der Krebskilbi gewesen. Das tanzen habe er aufgegeben, meinte der Roni, aber er glaube fast, wieder einmal ein Schoppen guter alter Wein würde ihm wohlthun. — Er habe, wenn er zu Markt gegangen, immer getrachtet, etwas Nützliches und Lehrreiches zu sehen, bemerkte der Schulmeister, sowie z. B. Seiltänzer, oder Zwerge, oder wilde Thiere; da bleibe einem doch etwas davon und man werde gebildet.

So machte ein jeder von uns unterwegs den Vorsatz, sich nach dem langen traurigen Winter wieder einmal recht zu belustigen, und es war uns schon, als sähen wir das Gewühl und Gedräng auf den Gassen, und wie überall alte Bekannte sich grüßend die Hände schüttelten, — es war uns, als sähen wir schon die Stände mit den schönen Tabakspfeifen und Halstüchern, und als hörten wir von allen Ecken her die laute Tanzmusik und das Klingeln der Flaschen und Gläser.

Als wir nun endlich nach der Stadt kamen, so sperrten wir Augen und Ohren auf, so stark wir konnten. Es war zwar genug Volk auf den Gassen, aber weder Geige noch Klarinet ließ sich hören, und als wir sagten, ob es denn nicht Markt sei, lachte man uns unter die Nase: hier könne man kaufen, was man brauche ohne Markt. Also gingen wir zu einem Wagner, der uns den Wagen und Pflug noch theuer genug anhängte, obgleich wir das halbe abgemärtet hatten. Die Ochsen hingegen waren ziemlich billig, da die junge Viehwaare hier zu Land fast umsonst kann aufgezogen werden; man läßt sie eben Jahr aus und ein im Wald oder auf der Weide laufen und gibt ihnen nur zu Zeiten ein paar Türkenkornzäpfen zum knospeln, um sie zahm zu machen. Desto theuerer ist Alles, was Handarbeit braucht, weil der arbeitenden Hände in diesem weiten öden Lande noch viel zu wenig; so hat einmal der Wälsch ein Paar neue Schuhe gegen eine schöne Kuh eingetauscht. Das ließen sich die Schuhmacher z'Solothurn auch gefallen!

Da wir nun endlich unsere Geschäfte abgethan, so hatten wir auch rechtschaffenen Hunger und Durst und gingen in die nächste Pinte. Aber da war nicht einmal ein Stuhl zum Absitzen, sondern wer kam, nahm seine Sache z'gständlige, und als wir eine Halbe verlangten, so hieß es, hier hätte man keinen Wein, sondern nur

Schaps, den könne man anmachen mit Mazis, Zimmet, Nägeli oder Musketnuß, Zucker und warmem Wasser nach Belieben; und da wir eine Suppe, Braten und Salat und etwa ein wenig kalte Pastete bestellten, lugten sie uns an, als ob wir aus dem Monde kämen, und sagten, es wäre jetzt nicht Essenszeit. So haben wir uns bei einem Beck ein Brod und in einem Laden eine Wurst kaufen müssen, um nicht mit leerem Magen wieder heim zu gehen. Und haben dann ganz kaput unsre Ochsen vor den Wagen gespannt und den Pflug aufgeladen, und uns nach unserer Einöde auf den Weg gemacht, ohne einen einzigen Jauchzer auszulassen, wie es sonst bei Marktleuten Fug und Brauch ist.

Achtzehntes Kapitel.

Wie die drei Mannen in eine Gefahr kommen und glücklich gerettet werden.

Der Roni führte die Stiere und ich hielt den Pflug. So zogen wir Furchen zwischen den Stöcken und den abgestorbenen Bäumen durch, die wir geringelt hatten, allemal eine ungefähr drei Schuh von der andern, zuerst von Sonnenmittag gegen Mitternacht, dann übers Kreuz von Aufgang gegen Niedergang. Und hintendrein ging der Schulmeister mit einem Kratten voll Türkenkorn und legte überall, wo die Furchen sich durchkreuzten, zwei oder drei Körner in den Boden und scharrte mit dem Schuh etwas Erde darüber.

Daheim hat es allemal geheißen: Mist geht über List; aber in Amerika weiß man nichts hievon, weil der Boden sonst mastig genug ist; überdieß wird er noch von der Asche der Sträucher und Baumäste gedüngt, die man verbrennt, weil sie einem im Wege sind. Auch wüßte ich nicht, wo man in Amerika den Mist hernehmen sollte, da das Vieh das ganze Jahr auf der Weide ist. — Wo ein Baum im Wege stand, da fuhr der Roni ein wenig hüst oder hott, und kam eine dicke Wurzel, die der schwere Pflug nicht zu zerreißen vermochte, lüpfte ich ihn drüber weg. Diese neue Manier zu bauern hatte ich des Rechendursen Kobi abgelugt. Denn hier war mit dem, was man daheim gelernt, wenig anzufangen.

Es war erst im April, aber die Sonne stach schon so heiß, als wie bei uns im Heuet. Deshalb hatten wir im Bach, der uns als Brunnen diente, einen Krug gefüllt, und ihn an den Schatten gestellt, und wir ermangelten nicht, demselben fleißig zuzusprechen.

Kam da Einer aus dem Wald herausgegangen und trug einen Bündel an seinem Stecken. Das kam nicht alle Tage vor, daß

sich ein Reisender zu uns verirrte. Unsere Ochsen blieben stehen, ich ließ den Pflug aus der Hand und der Schulmeister stellte seinen Kratten zur Erde. — Ob wir nicht einen Tropfen zu trinken hätten? frug der Reisende, er sei gar schrecklich durstig. Der Roni langte ihm den Krug. Er sei auch ein Auswanderer, erzählte er uns dann, und suche ein Paar gute Bekannte auf, die noch etliche hundert Stunden weiter innen im Walde angesiedelt seien. Wir sollten uns übrigens nur nicht stören lassen, er wolle unterdessen ein wenig im Schatten ruhen.

Wir gingen also wieder an's ackeriren, und der Fremde schaute uns eine Weile zu. Zuletzt stand er wieder auf, schüttelte zum Abschied jedem recht freundschaftlich die Hand und ging seines Weges von dannen. Kaum war er aber zwanzig Schritte gegangen, so kehrte er um und rief den Schulmeister auf ein paar Worte abseits. Er nahm ihn bei der Hand, und wir sahen, wie er etwas recht Bedauerliches zu erzählen begann; — plötzlich riß der Schulmeister seine Hand weg, sprang drei Schritte zurück, als ob ihn eine Schlange gebissen hätte und begann den Reisenden auszuschimpfen, worauf dieser fast flennend in den Wald hineinging und verschwand. Der Schulmeister bengelte ihm noch einen Knebel nach, den er just in der Hand hielt. „Was ist dich angekommen, Schulmeister?" — „Daß Gott erbarm, war die Antwort, nun sitzen wir sauber im Pfeffer! Sagt mir da der Kerl, wie er mich bei der Hand hält, er sei räudig, er habe es auf dem Schiff aufgelesen und ob ich keine Salbe dawider hätte?"

Ich ließ den Pflug und der Roni die Peitsche fahren vor Schreck. Der Räudige hatte uns ebenfalls die Hand geschüttelt, auch hatte er aus unserem Wasserkruge getrunken, den seither jeder von uns mehr als einmal zum Munde gebracht. Wir mußten also alle drei räudig werden, das konnte gar nicht fehlen.

Für heute wurde die Arbeit aufgesteckt und vor allem berathen, was nun zu thun sei. Der Roni meinte, wir sollten dem Kerl nach, um ihm nach Verdienst das Fell durchzugerben. Was hätt's uns aber genützt? Wir beschlossen demnach einen zum Dr. Schlüsselbart abzusenden, um Zeug gegen die unsaubere Krankheit zu holen. —

Kam da just wieder ein Mann aus dem Walde gegangen. Zwei Fremde an einem Tage, das war uns bis dato noch nie passirt. Er trug einen Kasten auf seinem Rücken und schritt auf unsre Hütte zu, worauf er seinen Kasten abstellte und uns meldete,

er sei ein reisender Apotheker. Ob wir kein Pulver gegen das Fieber kaufen wollten. — Ein Apotheker, das war für uns in diesem Augenblick fast so viel als ein Engel vom Himmel. Pulver brauchten wir keines, riefen wir alle drei miteinander, aber ob er keine Salbe gegen die Krätze habe? — Es thue ihm leid, damit könne er nicht dienen; zwar habe er noch ein kleines Häfeli voll in seinem Kasten, aber es sei eben schon bestellt. — Ich hätte für diese Salbe meinen letzten Kreuzer hergegeben. Es wurde daher dem Apotheker flattirt und Thaler auf Thaler geboten, bis er uns endlich das Häfeli um drei Fünfliber abließ, seinen Kasten wieder auf den Buckel nahm und von unsren besten Wünschen begleitet fürbaß wanderte.

Nun ging das Schmieren an, und wir fanden die Salbe ganz vortrefflich, denn bis zur Stunde ist keiner von uns räudig geworden.

Lange behielten wir diese Geschichte für uns; da hat der Schulmeister einmal, als wir im Städtchen etwas auszurichten hatten, ein wenig zu viel getrunken, und schwatzte die ganze Sache aus, wie so wir fast alle zusammen räudig geworden wären, aber sodann durch eine höhere Fügung ein reisender Apotheker gekommen und uns gerettet habe. Der Wälsch, der eben auch im Städtchen war, schaute während der Erzählung des Schulmeisters den Landschäftler ganz besonders an. Plötzlich platzten beide heraus, daß es ihnen die Bäuche schüttelte. Das sei nichts Lächerliches, meinte der Schulmeister und wollte höhn werden. Da erzählte dann der Vetter Wälsch, der Räudige sei des Apothekers guter Freund gewesen und so sauber und gesund als ich oder du, und habe nur dergleichen gethan. Der Apotheker habe aber nichts als ein Paar Häfen voll Schweineschmalz in seiner Apotheke. Alle Jahre machten die beiden eine Reise in alle neuen Niederlassungen der Umgegend, berichtete der Wälsch. Da marschiere der eine zwei oder drei Stunden voraus und jage den Leuten die Angst in den Leib; dann komme der andere hintendrein und verkaufe sein Schmalz lothweise um schweres Geld. Und sind sie mit ihrer Geschäftsreise fertig, so theilen sie mit einander den Profit. — Uns bedünkte, solche Schelmerei gehe doch fast über das Bohnenlied, und der Spruch des Herrn Schmid kam mir wieder zu Sinn: trau, schau wem!

Neunzehntes Kapitel.

Der Schulmeister gibt das Kochen auf und strebt nach Höherem.

Um unsere Ansiedelung war weit und breit keine Kirche zu sehen; die nächste fand sich in St. Louis, wohin wir gute acht bis

zehn Stunden zu laufen hatten. Da reiten dann die geistlichen Herren, katholische und reformirte, in der Wildniß umher von einer Ansiedelung zur andern, und predigen und halten Gottesdienst, oft in einer Wirthsstube, oder in einer Pflanzerhütte, oder auch im Freien unter den Bäumen. Da es aber in Amerika großen Mangel an Geistlichen hat, so geben sich dann oft auch andere Leute mit predigen ab. —

So hieß es einmal, es würde am nächsten Sonntag einer in Neu-Wietlisbach auf deutsch Gottes Wort verkündigen; das war ein seltener Fall, denn die meisten herumreisenden Prediger konnten nur englisch. Wir beschlossen deßhalb dem Gottesdienste beizuwohnen.

In ganz Neu-Wietlisbach war des Doktor Schlüsselbarts Apotheke, die zugleich bei vorkommender Gelegenheit als Gerichtssaal und dem Doktor als Schlaf- und Wohnstube diente, das größte geschlossene Lokal; standen jedoch fünfzehn Personen drinn, so war es so ziemlich angefüllt. Der Prediger hatte deßhalb draußen, wo mit der Zeit der Marktplatz der Stadt sein sollte, jetzt aber statt der Häuser nur noch Baumstumpen standen, seine Kanzel aufgeschlagen.

Von vielen Stunden im Umkreis war Alles was deutsch konnte hergekommen, besonders das Frauenvolk. Und hatte es der Prediger auch ganz besonders auf letzteres abgesehen, und nahmen es sich viele Weiber so sehr zu Herzen, daß sie in ein lautes Weinen und Schluchzen ausbrachen. Mir aber wollte das Ding nicht recht gefallen. Er redete mir viel zu viel von der Hölle und vom ewigen Feuer, in welches er alle diejenigen herunter donnerte, die nicht auf's Düpflein seinen Lehren glauben wollten. Und hatte ich viel größern Respekt vor unserm Pfarrer daheim, der allemal sagte, das Fürnehmste sei brav und ehrlich sein und auf Gott vertrauen; mit dem Uebrigen werde dann der himmlische Vater etwa ein Einsehen thun und mit einem demüthigen Herzen und dem guten Willen fürlieb nehmen.

Als es aus war, da wäre es mir fast angst geworden an des Predigers Platz, denn die Weibsame riß sich um ihn, als wenn ihn jede allein hätte haben wollen, und keine mochte der andern die Ehre gönnen, den ehrwürdigen Herrn zu Gast zu halten, und von jeder wurde er aufgefordert, doch ja recht bald wieder in ihrer Gegend zu predigen. Mir aber kam der Mann doch gar ungeistlich vor, und dünkte mich, wer's ernst und redlich meine, brauche die Augen nicht so schröckelich zu verdrehen und auf die Brust zu schlagen. Ich vernahm später vom Landschäftler, das sei ursprünglich ein

Schneider gewesen aus Schwaben, dem die Handtirung mit der Nadel verleidet, und sich deßhalb auf das Predigen verlegt habe. —

Wir gingen also wieder heim, um auf's neue Bäume zu ringeln, Wurzeln auszugraben und Hagstecken zu spalten. — Da hatt' es aber unterdessen eine saubere Geschichte gegeben: unsere Säue, die frei im Walde herumliefen, hatten im Laufe des Sommers schon zweimal Junge geworfen, so daß bereits eine ganz artige Heerde beisammen war. Die Thiere hatten sich nun unsere Abwesenheit zu Nutzen gemacht und waren, dieweil wir zur Predigt saßen, durch die Hagstecken, womit wir mit großer Mühe unsere Türkenkornpflanzung eingezäumt hatten, eingebrochen. Dort hielten sie nun ihr Mahl. Fast die halben Stauden waren umgerissen und eine große Zahl halbreifer Zäpfen gefressen.

So war also ein guter Theil unseres Wintervorraths zerstört, mancher Schweißtropfen war umsonst geflossen, und während mancher sauren Stunde hatten wir für nichts gearbeitet. Auch waren wir nun genöthigt, das, was uns an unsern selbstgepflanzten Lebensmitteln von den Schweinen geschändet worden, um baares Geld einzukaufen, wobei noch der letzte Rest meiner Fünfliber draufgehen mußte.

In vollem Chyb jagten wir unsere vierbeinigen ungebetenen Gäste zur Pflanzung hinaus, wobei mancher Fluch in den Wald hineintönte. Nur der Schulmeister blieb dabei ziemlich gleichgiltig und staunte in Gedanken vor sich hin. Er, der sonst mehr schwatzte, als wir beiden andern zusammengerechnet, war schon auf dem ganzen Rückweg einsilbig nebenhergegangen.

Des andern Morgens, als wir den Kaffee einschenken wollten, lief es ganz hell wie Wasser aus der Kanne, und als wir den Schulmeister, der noch immer unser Koch war, verwundert anschauten, bemerkte er, er habe wahrscheinlich vergessen das Pulver hinein zu thun. „Was ist mit dir, Schulmeister? sagte ich, bist du nicht recht bei Trost, oder was fehlt dir sonst?"

„So will ich denn grad heraus mit euch reden, antwortete er. Ich habe mir die Sache heute Nacht überlegt. Hier im Wald ist kein Bleiben mehr für mich, die Axt paßt nicht in meine Hände, und für Kaffee zu mahlen und Türkenkornmehl zu kneten, bin ich weder z'Oberdorf im Lehrkurs gewesen, noch nach Amerika ausge-

wandert. Dagegen dünkt mich, so gut predigen, als der Mann von gestern, könnt' ich auch, und weil hier zu Land das Predigen jedem erlaubt ist, und man dabei, wie's scheint, sein gutes Auskommen hat, hab' ich mir vorgenommen ein Prediger zu werden. Ihr habt dann ein Maul weniger zu füttern, das euch bei der Arbeit wenig nütze war. Deßhalb nichts für ungut."

Ob dieser Neuigkeit blieb uns der Löffel auf dem Wege von der Schüssel still stehen, und wir trauten kaum unsern Ohren. Aber der Schulmeister blieb dabei, er wolle sein Glück mit predigen probiren. — Er schnürte also seinen Bündel und ging mit dem Versprechen, auf seinen Wanderschaften recht fleißig bei uns einzusprechen, von dannen.

Unsere Einöde war noch einsamer geworden. Fortan tönten nur noch zwei menschliche Stimmen in dem Walde, den ich zu meinem Besitzthum und meiner Heimat gemacht hatte.

Zwanzigstes Kapitel.

Des alt-Weibels Prozeß und des Ronis Fieber gehen zu Ende.

Mehr als ein Jahr war nun schon vorüber, seit ich in meiner Wildniß den ersten Axthieb geführt hatte. Aber öde und traurig genug sah es da noch aus. Ein kleines gereutetes Fleckchen mitten im unendlichen Wald, eine elende Blockhütte, — ein eingezäuntes Aeckerlein voll angebrannter Baumstumpen, besetzt mit geringelten halbverdorrten Bäumen, überwuchert mit kaum zu vertilgendem wilden Gestrüpp. Was hätte der Vater sel. gesagt, wäre er zu mir gestanden und ich hätte ihm sagen müssen: Dies ist nun mein Heimet, für welches ich den Steinacker hingegeben habe mit seinen zahmen Aeckern, seinen grünen Matten, seinen stolzen Obstbäumen und dem Haus, darinnen Vater und Großvater geboren und gestorben sind! Aber solchen schweren Gedanken durfte ich nicht nachhängen, wollte ich bei der harten Arbeit guten Muthes bleiben. Sondern schüttelte mich und dachte: es wird schon noch besser kommen.

Der Roni versah, seit der Schulmeister von uns gegangen, das Amt eines Kochs und Haushalters, und wäre im Walde oder auf dem Felde nicht mehr viel nütze gewesen, denn anstatt sich zu erholen, wurde er alle Tage schwächer. Der Landschäftler meinte, das komme daher, weil er keinen Schnaps trinken wolle; bei der harten Arbeit und der feuchten Luft in den Wäldern könne man nicht gesund bleiben, ohne dem Magen bisweilen etwas Warmes zu

geben. Aber der Roni hatte seit dem Tode des Brönzkaspers dem Schnaps abgeschworen; — er wolle lieber sterben als ein rechter Kerl, als draufgehen im Rausch, wie ein unvernünftiges Vieh. Und war der Roni seither auch ein Bursche geworden, so brav als einer, und war mir so lieb, als wär' er mein leiblicher Bruder.

Ich war in den Wald gegangen und suchte mir junge gerade Stämme aus, die sich leicht spalten ließen, um Hagstecken zu machen. Denn auf nächstes Frühjahr hofften wir unser Pflanzland um eine oder zwei Jucharten zu vergrößern, und wäre uns nicht lieb gewesen, die Ernte allemal mit unsern Säuen zu theilen; die konnten sich begnügen mit den Eicheln und Nüssen des Waldes.

Da kamen des alt-Weibels beide Buben daher gegangen, und jeder trug ein kleines Bündelein an einem Stecken in ein Schnupftuch gebunden, und frugen, ob ich sie nicht annehmen wolle als Knechte. — „Ihr wollt doch nicht vom Vater gehen?“ fragte ich verwundert. Der jüngere fing an zu flennen, der ältere aber sprach: „den Vater haben wir heute vergraben.“ — „Was hat ihm denn gefehlt?“ rief ich erstaunt. — „Der Schlag hat ihn gerührt, weil er den Prozeß verloren.“ — Ich mochte kaum meinen Ohren trauen. „Ist nicht möglich! hatte ja der alt-Weibel das heiligste Recht.“ — „Ist doch geschehen, entgegnete der Bube. Der Schelmuffski brachte, als der letzte Tag angesetzt war, zwei Mannen mit, weiß nicht woher. Die haben auf das Buch einen Eid geschworen, das Land, welches der Vater gekauft, sei vom allerbesten weit und breit. Und hat darauf der Präsident gesprochen: Der Schelmuffski solle sein Geld behalten und der Vater die Kösten bezahlen. Da hat dann der Aerger dem Vater das Herz abgedrückt.“ — „Brauchet aber deßhalb doch keine Knechtli zu werden, meinte ich. Ihr könnt ja besseres Land kaufen. wie unser einer gethan. Der Vater hat ein schön Bündel Fünfliber über Meer gebracht, und war ihm noch ein artiger Rest geblieben, nachdem er dem Schelmuffski den Morast abgekauft.“ — „Die hat der Geschäftsmann Schnapper eingesackt; mußten wir ja sogar noch unsere Uhren hergeben für's halbe Geld, um seine letzte Rechnung zu bezahlen.“ — Das sollte also das Ende sein von des alt-Weibels Prozeß: der Vater unter dem Boden und die Söhne auf der Gasse! —

Die Buben dauerten mich, aber zu mir nehmen konnt' ich sie nicht. Denn weil die Säue uns einen guten Theil unseres Türkenkorns geschändet hatten, so mußte meine letzte Baarschaft drauf verwendet werden, Proviant für den Winter zu kaufen; der konnte

reichen für zwei Mäuler, aber nicht für vier. — Mußte also des alt-Weibels Buben weiter schicken, einen Meister zu suchen, so gern ich sie behalten hätte.

Unterdessen war es Mittag geworden, wo mir der Roni das Essen in den Wald hätte bringen sollen. Er kam aber nicht. Ich dachte, er habe sich in der Stunde geirrt und schwang die Axt fort und fort mit nüchternem Magen. Am Ende wurde es mir doch zu lang, und ich ging heim, zu sehen wo es fehle. Leider fand ich da den Roni auf dem Bette liegen, der hatte das Fieber wieder am Hals und schlotterte ärger als je. Nun mußte ich also selber den Koch und noch dazu den Krankenwärter machen. Ich würd's gern gethan haben, hätt' ich nur damit dem Roni helfen können. Es war aber heute noch schlimmer als fern, und des Doktor Schlüsselbarts Pulver wollten auch nicht mehr anschlagen. Nach ein paar Tagen fing er gar an abwäg zu reden: er berichtete, als ob er auf dem Meere fahre, heim zu; dann war es, als ob er die Schneeberge wieder sehe und den Leberberg, und dann, als ob er die Dorfgasse daheim hinabgehe und mit diesem und jenem alten Bekannten spreche. — „Keinen Schnaps mehr, keinen Schnaps mehr," sagte er über hundertmal. „Jetzt bin ich wieder ein rechter Bursche", fügte er dann bei und schaute im Fieber recht vergnügt aus. Vierundzwanzig Stunden später war er gestorben. Das hat mir selbst fast das Herz abgedrückt. Hinter der Hütte hatten wir drei schöne, schatttige Nußbäume stehen lassen. Dort hab ich ihm sein Grab gemacht.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wie der Dursli vom Regen unter die Dachtraufe gehen will.

Nun war ich also ganz mutterseelenallein. Zuerst fiel mir ein, des alt-Weibels Buben Bericht zu machen; die konnten aber anderswo einen schönen Lohn verdienen, und ich hatte ihnen nichts zu geben, denn für mein Land, für die Viehwaar und Pflug, Wagen und anderes nothwendiges Geräthe, und für den Mundproviant hatte ich all' meine schönen Dublonen, die mir von der Reise übrig geblieben waren, ausgeben müssen bis auf die letzte.

Da kam mir der Gedanke, meinem Babeli und der Mutter einen Brief zu schreiben, sie sollten jetzt herüber kommen über das Meer. Schlug mir's aber alsobald wieder aus dem Kopf. Wär ja die Mutter, wenn sie auch die Reise überstanden hätte, gewiß in den ersten drei Wochen schon gestorben vor lauter Längiziti. Meinem

Babeli hatt' ich's aber besser versprochen, als nur so. Nichts minderes sollte aus ihm werden, als eine wackere Bäuerin auf einem schönen Hofe, die etwas zu regieren und zu rangschieren fände in vollen Kästen und Trögen, eine Bäuerin, die sich Sonntags sehen lassen dürfte, wenn sie in ihrem Staat den Kilchweg ginge. Nein! mein Babeli sollte nicht verserbeln in der elenden Hütte mitten im Walde.

Sollt' ich vielleicht mein Land wieder zu verkaufen suchen, um Reisegeld zu bekommen zur Rückkehr nach Hause? Wie würden da die Schwäger über die Achsel nach mir schielen, wenn ich heimkehrte mit leerem Beutel! Wie würden die Buben mit Fingern auf den verlumpten Landstreicher deuten, der so stolz auszog und nun als ein Hudel wiederkehrte in seine Heimat! Hiefür hielt sich der Steinackerdursli doch zu gut. Zudem wär's noch eine Frage gewesen, ob mir's einer abgekauft hätte; denn in Amerika geht's nicht so um's Land wie im Emmenthal, wo den reichen Bauern die Fünffränkler in den Trögen grau werden, bis wieder irgendwo ein Riemli feil wird; sondern es zog hier schon mancher fort von Haus und Hof, wenn es ihm anderswo besser gefiel, und überließ sein Feld wieder den Hirschen des Waldes und seine Hütte den Fledermäusen, Schlangen und Nachtchuzen.

Es blieb mir also nichts übrig, als allein zu bleiben in meiner Wildniß. Die Axt dünkte mich aber noch einmal so schwer, und das Holz an den Bäumen, die ich fällen und spalten sollte, noch einmal so hart; es ging mir eben Alles nur noch von halbem Herzen, und hatte weder Freud noch Lust mehr zu der Sache. Ging deßhalb, mehr als gut war, nach Neu-Wietlisbach hinüber zum Landschäftler in den Wilhelm Tell. Da kam mir so von ungefähr eine Zeitung in die Finger, die einer auf dem Wirthstisch hatte liegen lassen, und wollte aus langer Weile probiren, ob ich in der Wildniß die Buchstaben nicht vergessen habe. Das Blatt war in St. Louis gedruckt worden, und stand darin zu lesen, als wie die Nordamerikaner einen Krieg gegen das Reich Mexiko angefangen hätten und dieses große Land erobern wollten. Und waren alle diejenigen, welche Lust und Liebe dazu hätten, aufgefordert, als Freiwillige sich unter die Soldaten dingen zu lassen. Mexiko war als das schönste Land der Welt beschrieben und den Freiwilligen Bauernhöfe und Geld und noch allerlei anderes versprochen, wenn der Krieg zu Ende sei. — Wie wär's, wenn du z'Chrieg dingen würdest? fuhr mir durch den Kopf.

Es war ein dunkler, trüber Abend, als ich meiner Hütte zuwanderte; der Winter war zunächst vor der Thür und ein rauher Wind kündigte den ersten Schnee an, welcher mich für viele Tage, vielleicht für Wochen und Monate einbannen konnte in meine Hütte, die keine lebende Seele mehr mit mir theilte. Und wie öd und einsam kam mir's vor, da ich in die Lücke heraustrat, die ich mit der Axt in den Wald gehauen! Meine Kühe und Ochsen hatten sich tiefer in den Wald hinein an die Hilme zurückgezogen; im Gärtchen vor dem Hause, dessen Pflege dem Schulmeister obgelegen war, wucherte schon wieder Unkraut und Gestrüpp, das ich ungehindert wachsen ließ; — ringsum war nichts zu hören, als das traurige Rauschen und Aechzen des Waldes.

Ich zündete auf dem Feuerheerde ein Paar dürre Aeste an, und setzte mich auf mein Bett. — Wär ich nur unter den Nußbäumen, wo der Roni liegt, dünkte mich!

Hier sollt' ich also langsam verderben, verdorren, hier sollt' ich mich schinden, die Axt in der Hand, Jahr aus Jahr ein, und dennoch nicht einmal so viel verdienen, um mit Ehren wieder heim zu können? Und dann die schreckliche Einsamkeit! — — Das Babeli sollt' ich nimmer wiedersehen und die Mutter, die mich so lieb hat! — Nein, hier konnt' ich's keinen Winter mehr aushalten, keine Woche, keinen Tag.

So ungefähr sah's in meinem Gemüthe aus; und ich faßte den steifen Vorsatz, am andern Morgen mit dem Frühesten Haus und Hof, Kuh und Kalb und die ganze Butik im Stich zu lassen, den Weg nach St. Louis unter die Füße zu nehmen und unter die freiwilligen Soldaten zu gehen.

Diese Gedanken beschäftigten mich so sehr, daß ich die Pferdetritte überhörte, die sich meiner Hütte näherten und erst aufmerksam wurde, als ein Mann tief in seinen Mantel gehüllt zur Thüre hereintrat und frug, ob er hier etwas Warmes zu essen und ein Nachtlager haben könne.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der unerwartete Besuch.

Hier zu Land versteht sich die Gastfreundschaft von selbst und ich machte mich also ohne weiters daran, für den späten Reiter und sein Roß zu sorgen. Jener setzte sich an's erlöschende Feuer, und während ich ihm des Roni's Strohsack zurechtschüttelte, probirte er,

einen Diskurs mit mir anzufangen; schien aber kein Hexenmeister im Deutschen zu sein, sondern wälschte nur so halb englisch, daß man ihn mit Noth verstehen konnte.

„Schon lange hier im Walde? fing er an; oder vielleicht erst kürzlich über Meer gekommen? — He? Ein glorioses Leben bei uns in Amerika, fuhr er fort, als ich ihm Bescheid gegeben. Ganz was anderes, als dort drüben, wo man sich bei jedem Schritt auf den Agertschenaugen herumtrappet.“ — „Könnt' nicht sagen, daß es mir hier besser gefiele,“ gab ich zur Antwort. — „So — so! meinte der andere. Habt doch eine brave Blockhütte.“ — „Daheim war unser Säustall besser,“ erwiderte ich. — „Ein- oder zweihundert Acker Landes?“ fuhr der Fremde fort. — „Steht aber nichts als Wald und Gestrüpp darauf,“ wendete ich ein. — „Gewiß schon eine schöne Zahl Ochsen, Kühe und Schweine?“ — „Kann aber kein Geld daraus lösen.“ — „Doch keine Schulden, sondern alles frei, ledig und eigen?“ — Was nützt es mir, wenn ich dabei in dieser Wildniß versauren und vergrauen muß! — Bin aber am längsten hier gewesen“ —, wollte ich beisetzen, da fiel mir jedoch die Warnung wieder ein: trau', schau wem! und ich schluckte das Wort wieder hinunter. Zudem war mir der Fremde bereits verdächtig vorgekommen; was wollte er mit seinen hundert Fragen über Dinge, die ihn nichts angingen? auch tönte mir seine Stimme halb und halb bekannt im Ohr, — und dann suchte er sein Gesicht immer schön im Schatten zu behalten. Deshalb nahm ich einen Arvel dürres Resp und warf es auf's Feuer. Bald schlug eine helle Flamme auf, und es wurde in der Hütte so hell, als ob zwanzig Lichter drinn brennen würden. Der Fremde, der meine Absicht gemerkt hatte, zog, als es plötzlich so heiter wurde, schnell den Kragen seines Mantels, in welchen er noch immer eingewickelt war, über's Gesicht. Aufgepaßt! dachte ich, that aber nicht dergleichen. —

„Kommt euch, scheint's, etwas langweilig vor, hier ganz allein im Walde, fing er den Diskurs wieder an. Hättet eine Frau mitbringen sollen aus der Heimat!“ — „Bei uns sind's die Weiber besser gewohnt,“ erwiderte ich, indem ich zugleich mit einem Auge nach der Flinte schaute, die ich dem Landschäftler abgekauft, ob sie doch richtig noch an ihrem Nagel hange. Dann machte ich mir etwas mit dem Wasserkessel zu schaffen, der ob dem Feuer hing, schob die Gluth davon weg und richtete es so ein, daß ein brennendes Scheit dem Fremden gerade auf den Zipfel des Mantels fiel. „Nichts für ungut,“ rief ich, und riß ihm demselben mit einem

kräftigen Ruck von den Schultern. Neugierig blickte ich meinem Gaste in das nun unverhüllte Gesicht und sah — den Herrn Schmid, der mir meine Dublonen gestohlen, vor mir sitzen!

Ich trat betroffen ein Paar Schritte zurück, und überlegte in der Geschwindigkeit, ob ich nicht einen eben rechten Knittel zur Hand nehmen, und die Sache wegen den Dublonen brühwarm in's Reine bringen solle. Der Herr Schmid schaute mir aber ganz gelassen in's Gesicht und sagte lachend auf gut Schweizerdeutsch und mit seiner natürlichen Stimme: „Guten Abend, Dursli, weil's doch jetzt mit der Komödie aus ist.“ — „Ob er mir etwa den Zins bringe,“ fragte ich. — „Sobald ich ihm die Handschrift vorweise,“ gab er zur Antwort. „Siehst du, Dursli, das ist eben hier zu Land Brauch, daß Einer den Andern anführt, und wer's am besten kann, steht oben an. Davon wollen wir übrigens später reden. Sag' mir jetzt wie geht's dir und wie gefällt es dir? Mich dünkt, nicht eben zum Besten!“ — Das konnt ich nicht wohl läugnen. — „Hast dir's aber nicht so vorgestellt, als du von Hause verreistest?“ — „Gewiß nicht!“ — „Und würdest jetzt dieß und jenes gern leiden und ertragen, da du gesehen hast, daß es einem selbst in Amerika nicht wöhler wird, sondern im Gegentheil?“ — Dawider war nicht viel zu sagen. — „Sieh, Dursli, sprach da der Herr Schmid weiter, das hab' ich mir alles gleich gedacht, als ich dich auf dem Schiffe kennen lernte. Hätt' ich es dir aber damals vorgesagt, du würdest mir bei Leibe nicht geglaubt haben, sondern die Erfahrung mußte dein Lehrmeister sein. Hättest du aber dein Geld alles im Sack behalten, so würden dich einestheils deine Unerfahrenheit, anderntheils die Pfiffe der Amerikaner bis zum letzten Batzen ausgeplündert haben, und mit Ehren wärest du nimmermehr in die Heimat zurückgekehrt. Den Schein für deine Dublonen habe ich dir deshalb nicht gegeben, damit es dir eine Lehre sei, nicht mehr dem ersten Besten zu trauen. Jetzt aber, da du deine Lehrzeit durchgemacht, bring ich dir das Geld mit sammt dem Zinse. Willst du hier bleiben, so kommt's dir komod für deine Einrichtung, hast du aber Heimweh, so bleibt dir über's Reisgeld immer noch so viel übrig, um dem Babeli einen hübschen Kram zu bringen.“

Ich langte dem Herrn Schmid die Hand und sagte, es thue mir leid, daß ich ihn ein ganzes Jahr lang für einen Schelmen gehalten; den Zins von meinen Dublonen wolle ich nicht, sondern bedanke mich einewäg z'hunderttausendmalen, da er es doch so gut

mit mir gemeint habe. Uebrigens wolle ich keinen halben Tag länger als nöthig in dieser Wildniß bleiben, sondern morgen nach St. Louis und mit dem ersten Dampfschiff nach Neu-Orleans hinunter.

„Und dann deine Niederlassung?“ fragte er. — „Die kann mir meinetwegen gestohlen werden,“ meinte ich. — „Weißt du was? ich kauf' dir sie ab um das Geld, welches du dafür bezahlt hast, und geb' dir noch etwas z'Best für die Hütte und die Paar gereuteten Jucharten. Dabei kann ich noch immer ein gutes Geschäft machen. Zwei oder drei Tage, setzte er dann bei, hab' ich mich noch in St. Louis aufzuhalten. Unterdessen könntest du deine Viehwaare und Hausrath zu Geld machen und von deinen Gefährten Abschied nehmen; dann fahren wir miteinander den Missisippi hinunter.“

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Warum der Baschihans in Amerika bleibt und der Schulmeister zu seinem A b c zurückkehrt.

Die Viehrüfe sind in Amerika nicht Brauch; ich mußte also meine Kühe und Stiere sonst an Mann zu bringen suchen, wobei ich so wenig Zeit als möglich verlor. Bekam aber nicht viel mehr dafür, als ich einmal dem reisenden Apotheker für ein Häfeli Schweineschmalz bezahlt hatte. Da ich mit mir märten ließ wie ein Märet-Jud, so waren Wagen und Pflug auch bald verhandelt. Nun zählte ich meine Bekannten an den Fingern ab, bei denen ich Abschied nehmen wollte: von denen aus unsrem Dorf, die mit mir über Meer gefahren, war niemand übrig geblieben als des Baschihansen. Von denen hatte ich seither gar wenig gehört, weil sie ihr Land etwas abseits gekauft, und es nahm mich z'Düxels Wunder, wie es ihnen eigentlich gehe und ob sie nicht auch Lust hätten, wieder heimzukehren. Nahm also den Weg unter die Füße, den Baschihans und seine Leute aufzusuchen.

Von Neu-Wietlisbach aus hatte man zwei bis drei Stunden zu wandern, durch Wald und Morast, bis man zu einer schleiteren Halde kam, über die ein Bach hinablief. Diesem Bache nachgehend kam ich endlich zu einer Blockhütte, nicht größer und nicht kleiner, als meine eigene gewesen. Neben der Hütte war ein eingezäuntes Stück Feld, von dem ein Paar Kinder die Ochsen wegjagten, die eine besondere Kunstfertigkeit darin bewiesen, die Hagstecken mit ihren Hörnern wegzureißen und nicht übel Lust zeigten, in der grünen

Weizensaat zu weiden. Im Walde drüben hört ich Axtschläge, und fand, dem Ton nachgehend, bald den Baschihans selbst, der mit den älteren Buben Bäume ummachte, während die jüngeren das Resp zu Haufen trugen und verbrannten.

„Hauts es? hauts es?“ rief ich und langte ihm die Hand. Aber was ist dir eingefallen, Hans, dein Haus gerade da hinzusetzen, wo der Wald am dicksten und die Bäume am größten sind?“ — „Da wird wohl der beste Boden sein, gab er zur Antwort, wo die Bäume am schönsten wachsen.“ — „Wirst aber deiner Lebtag mit reuten nicht fertig,“ meinte ich. — „Was ich nicht mache, laß ich den Buben über,“ war Baschihansens Bescheid.

Unterdessen war auch das Marei hergekommen, als es gemerkt, daß ein alter Bekannter um den Weg sei. Ich sollte doch ein wenig in die Stube, nöthigte es. — Der Hans müsse dann aber für heute die Axt zur Seite stellen, sagte ich, ich hätte ihnen was besonderes zu berichten.

So gingen wir also hinein in die Hütte, wo es dann freilich nicht aussah, wie in den Visitenstuben der Herrenleute in der Stadt, sondern lagen den Wänden nach ein Paar Strohsäcke; das waren die Betten von Baschihansens. Und in der Mitte waren ein Paar Pfähle in den Boden eingeschlagen und ein Paar Laden darauf genagelt; das sollte einen Tisch und zwei Bänke vorstellen.

„Ich gehe wieder heim über's Meer,“ meldete ich. „Nicht möglich!“ rief das Marei, und der Baschihans schaute mich steif an, ob's mein Ernst sei. „Spaß apart, bekräftigte ich, und bin hergekommen, zu vernehmen, ob ihr dasmal auch meine Reisekameraden abgeben wollt.“ — Baschihans schüttelte den Kopf: „Für uns ist keine Umkehr mehr.“ Marei wischte sich mit dem Fürtuch eine Thräne ab der Backe. „Aber könnt' ich auch, sprach Baschihans weiter, ich ginge doch nicht wieder in's Heimet.“ — Erstaunt blickte ich ihn an, und dann in der engen wüsten Hütte umher. „Hast's doch albez noch besser gehabt, als jetzt!“

Der Baschihans rückte seine weiße Zipfelkappe etwas mehr nach hinten und holte seinen Athem z'unterst unten. „Freilich haben wir's jetzt nicht zum Besten; harte Arbeit den ganzen Tag und Nachts ein hartes G'lieger und jahraus jahrein nicht einmal einen Schoppen, ob dem man sich ein Stündchen vergessen könnte.“ — „Und sogar nicht einmal Zikori-Päckli in den Kaffee, fiel das Marei ein; so ein Geschlämp ohne Chust und Kraft, hätte daheim

keine Bettelfrau getrunken.“ — „Aber um so schlechter wir's haben, fuhr der Hans in seiner Rede fort, um so besser bekommen's dann die Jungen. Daheim auf dem Taunergütli war's zu eng für ihrer siebenzehn, es ging rückwärts von Jahr zu Jahr. Hier aber ist Platz genug für je mehr je besser. Was uns alten ungewohnt ist, daran werden die Kinder ihre Freude haben, und was uns fehlt, das haben sie nie gekannt oder vergessen. Aber mit jedem Jahr das kommt, und mit jedem Baum der fällt, wird das Erbe, das sie einst theilen können, größer werden. Wir bleiben in Amerika!“

„Wo habt ihr doch die Großmutter?“ frug ich, als der Baschihans, der seiner Lebtag noch nie so viel hintereinander geredet hatte, endlich schwieg. — „Ach, die hat's nicht lange gemacht hier im Walde, gab das Marei Bescheid. Weiß nicht, ob sie vom Heimweh gestorben ist, oder von der Wassersucht; aber im Sterben habe ich ihr noch versprechen müssen, einen der beiden Harnischplätze zu ihr in's Grab zu legen; es dünke sie dann, es liege doch noch ein Stücklein Heimet auf ihrem Todtenbaum.“ — Das hat dem Marei das Herz gerührt, daß es hellauf zu flennen anfing. Wie wir aber so im besten Diskurs begriffen sind, geht die Thüre auf und siehe da — der Schulmeister tritt herein.

„Gottwilche, Schulmeister, wie ist's dir mit dem Predigen gegangen?“ — Seit er meine Hütte verlassen, hatte ich ihn nicht wieder gesehen. — „Nicht zum Besten, war die Antwort, ich hab's ihnen nicht recht breichen können, habe ihnen zu wenig von der Hölle berichtet.“ — Darauf hielt er beim Baschihans an, ihn den Winter über für's Essen im Haus zu behalten, er wolle ihm dann die Kinder lehren. Im Sommer aber probiere er's, eine ordentliche Schule zusammenzubringen, oder gehe um die Kinder in den zerstreuten Niederlassungen zu schulen, auf der Stör herum.

Wärest auch ringer daheim Schulmeister geblieben, dacht ich, mocht's aber nicht sagen, es hätt' ihm nur das Herz schwer gemacht.

Endlich nahm ich Abschied, langte noch jedem die Hand und wünschte des Baschihansen recht viel Glück, Segen und Wohlergehen. Sie aber wünschten mir eine glückliche Reise, und war keines von den Alten, das nicht einen Finger von der Hand gegeben, hätte es mit mir gehen können. Den Kindern aber gefiel's ganz wohl und strichen im Wald herum, den Ochsen, Kühen und Säuen nach, als ob sie wie Halbwilde darin zur Welt gekommen. Und ich glaube der Baschihans hatte recht mit seinem Trost: er leide sich, um der Kinder willen.

Als ich des andern Tages nach St. Louis kam, war der Herr Schmid auch schon parat und bald führte uns ein stattliches Dampfschiff den Fluß hinab. Ich aber konnte mich nicht halten, sondern that einen Jauchzer, daß es über den breiten Fluß hinübertönte und wiederhallte am waldigen Ufer. Und ging dieser Jauchzer noch einmal so sehr von Herzen, als damals beim Sternen z'Solothurn, da wir das letzte Glas getrunken. Denn jetzt ging es ja der alten, schönen, lieben, unersetzlichen Heimat zu.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die alte Heimat.

Was hätte ich nicht drum gegeben, hätte ich vom Schiff aus, das mich wieder über's Meer zurück trug, nach dem Steinacker hinüber schauen können und nach der Sandgrube! —

Es war wieder Altjahrabend — der zweite, seit ich über den Bach gegangen. Auf dem Ofensitz in des Schwagers Mühle saß die Mutter. Die Lippen andächtig zum Gebet bewegend, ließ sie den Rosenkranz durch die Finger gleiten; zuweilen aber hielten Lippen und Finger still und ihre Blicke bohrten sich durch's Fenster in die finstere Nacht, als ob sie dort etwas sehen könnten. Dazu liefen ihr große Thränen über die Backen. Aber bald fingen die Lippen wieder an sich zu bewegen und wieder rollte der braune Rosenkranz durch ihre magern Finger. Die Müllerin war im Stüblein mit den Kindern beschäftigt, die sie in's Bett musterte. Der Müller saß drüben im Wirthshaus. Da hoschte*) es leise an der Thür — es war das Babeli, das noch so spät zur Mutter herüber kam.

„Noch immer kein Brief?"

Die Mutter schüttelte traurig mit dem Kopf.

„Heute hatte ich doch bestimmt darauf gezählt, da ich den Boten das Dorf hinabgehen sah." — „Es kommt keiner mehr, seufzte die Mutter; hat's mir ja schon mehr als sieben Nächte von Krebsen geträumt. S'ist ein Zeichen, daß der Dursli im Meer ertrunken." — „O nein, Mutter, das kann nicht sein — meinte das Babeli und versteckte sein Gesicht im Fürtuch. Aber er wird in Amerika drinnen eine Andere genommen haben und nicht mehr an uns denken.

---

*) „hoschen", anklopfen.

Draußen vor der Mühle wurde der Hund unruhig. „Still, Ringgi,“ rief eine bekannte Stimme. Der Ringgi schwieg. Aber des Babeli's bleiche Backen waren plötzlich röther geworden als eine Klapperrose.

„Er ist's — er ist's!“

„Der Dursli, mein liebes Bübeli“ — jubelte die Mutter.

Und war's wirklich und stand vor ihnen braun und mager, aber frisch und gesund.

Hatte nicht gedacht, daß sie mich so bald wieder erkennen würden. Die Halbleinb'chleidig, die ich nach Amerika mitgenommen, war dort an den Dornen hängen geblieben und hatte mich zu Neu-Orleans auf amerikanisch ausstaffiren müssen von Kopf zu Fuß; denn als wie ein Hudel mocht' ich doch nicht die Dorfgasse hinunter. Aber das Babeli und die Mutter die sahen nicht blos auf den Halblein — —

Was dann weiter geschah?

Habe zwar keinen großen Hof und keine sechs Rosse im Stall, bin nicht einmal Steinackerbauer mehr, sondern bloß ein Lehenmannli. Hoffe aber mit Fleiß, Ordnung und gutem Muth dennoch aufrecht durch's Leben zu kommen und es weiter zu bringen, als drüben in Amerika. Und wem's daheim nicht mehr gefallen will, der soll's nur ein Jährchen über'm Meer probiren und mit den dicken Eichen und Ahornen im Urwald Bekanntschaft machen.

Das Babeli ist jetzt meine Frau. Es muß mir zu Zeiten einmal Türkenkornbrod auf amerikanische Manier im Düpfi backen. Bekommen wir den ersten Buben, so soll ich's dem Herrn Schmid schreiben. Er hat sich's ausbedungen, Götti zu sein. —

Verein für Verbreitung guter Schriften, Zürich.

Nr. 1.

Das Fähnlein der sieben Aufrechten.



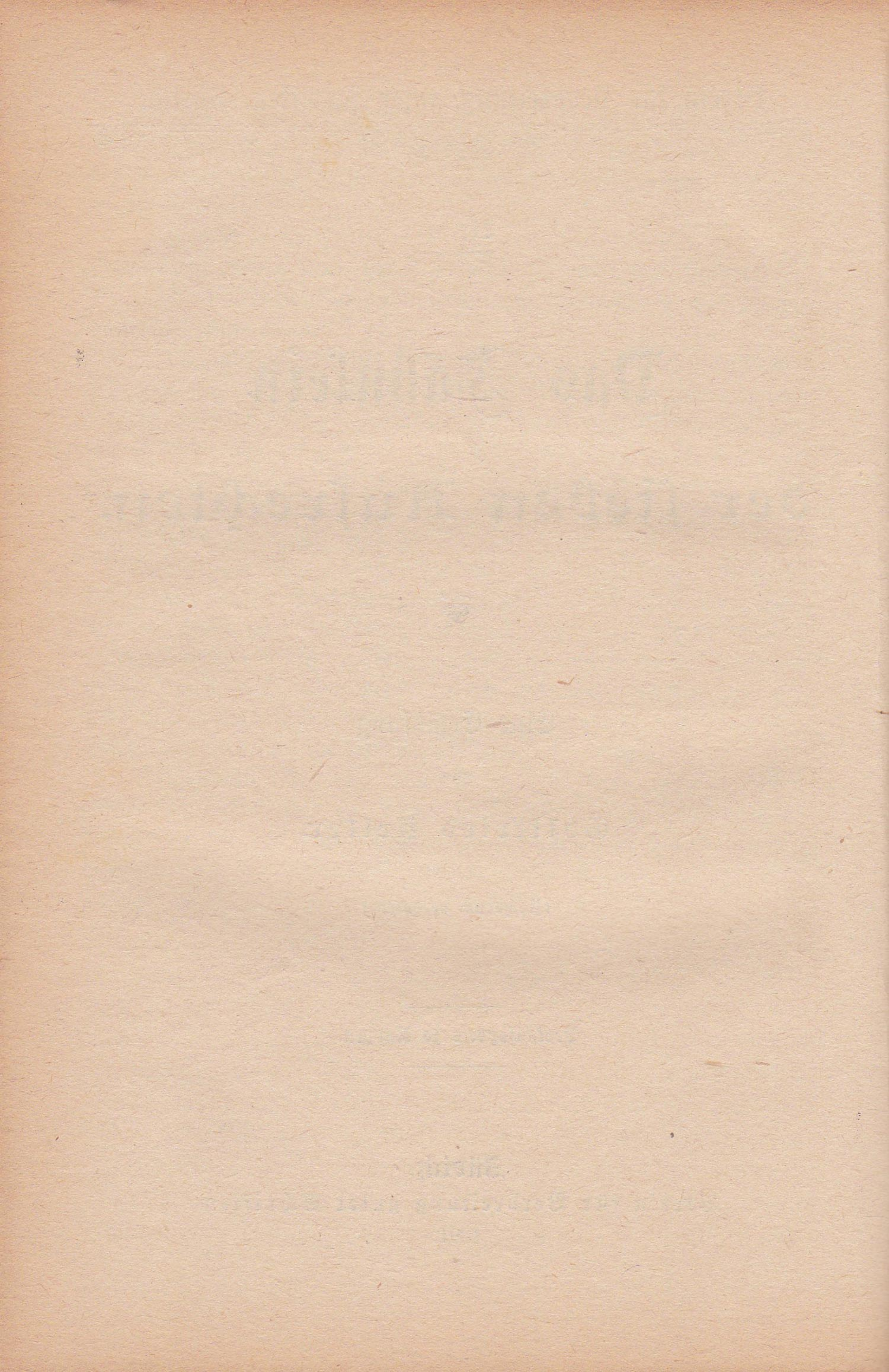
Eine Erzählung

von

Gottfried Keller.

Verkaufspreis 10 Rappen.

Zürich.
Verein für Verbreitung guter Schriften.
1891.



Der Schneidermeister Hediger in Zürich war in dem Alter, wo der fleißige Handwerksmann schon anfängt, sich nach Tisch ein Stündchen Ruhe zu gönnen. So saß er denn an einem schönen Märztage nicht in seiner leiblichen Werkstatt, sondern in seiner geistigen, einem kleinen Sonderstübchen, welches er sich seit Jahren zugeteilt hatte. Er freute sich, dasselbe ungeheizt wieder behaupten zu können; denn weder seine alten Handwerkssitten, noch seine Einkünfte erlaubten ihm, während des Winters sich ein besonderes Zimmer erwärmen zu lassen, nur um darin zu lesen. Und das zu einer Zeit, wo es schon Schneider gab, welche auf die Jagd gehen und täglich zu Pferde sitzen, so eng verzahnen sich die Uebergänge der Kultur ineinander.

Meister Hediger durfte sich aber sehen lassen in seinem wohlaufgeräumten Hinterstübchen. Er sah fast eher einem amerikanischen Squatter, als einem Schneider ähnlich; ein kräftiges und verständiges Gesicht mit starkem Backenbart, von einem mächtigen kahlen Schädel überwölbt, neigte sich über die Zeitung „Der schweizerische Republikaner" und las mit kritischem Ausdruck den Hauptartikel. Von diesem Republikaner standen wenigstens fünfundzwanzig Foliobände, wohl gebunden, in einem kleinen Glasschranke von Nußbaum, und sie enthielten fast nichts, das Hediger seit fünfundzwanzig Jahren nicht mit erlebt und durchgekämpft hatte. Außerdem stand ein „Rotteck" in dem Schranke, eine Schweizergeschichte von Johannes Müller und eine Handvoll politischer Flugschriften und dergleichen; ein geographischer Atlas und ein Mäppchen voll Karikaturen und Pamphlete, die Denkmäler bitter leidenschaftlicher Tage, lagen auf dem untersten Brette. Die Wand des Zimmerchens war geschmückt mit den Bildnissen von Columbus, von Zwingli, von Hutten, Washington und Robespierre; denn er verstand keinen Spaß und billigte nachträglich die Schreckenszeit. Außer diesen Welthelden schmückten die Wand noch einige

schweizerische Fortschrittsleute mit der beigefügten Handschrift in höchst erbaulichen und weitläufigen Denkschriften, ordentlichen kleinen Aufsätzchen. Am Bücherschrank aber lehnte eine gut im Stand erhaltene, blanke Ordonnanzflinte, behängt mit einem kurzen Seitengewehr und einer Patrontasche, worin zu jeder Zeit dreißig scharfe Patronen steckten. Das war sein Jagdgewehr, womit er nicht auf Hasen und Rebhühner, sondern auf Aristokraten und Jesuiten, auf Verfassungsbrecher und Volksverräther Jagd machte. Bis jetzt hatte ihn ein freundlicher Stern bewahrt, daß er noch kein Blut vergossen, aus Mangel an Gelegenheit; dennoch hatte er die Flinte schon mehr als einmal ergriffen und war damit auf den Platz geeilt, da es noch die Zeit der Putsche war, und das Gewehr mußte unverrückt zwischen Bett und Schrank stehen bleiben; „denn," pflegte er zu sagen, „keine Regierung und keine Bataillone vermögen Recht und Freiheit zu schützen, wo der Bürger nicht im Stande ist, selber vor die Hausthüre zu treten und nachzusehen, was es giebt!"

Als der wackere Meister mitten in seinem Artikel vertieft war, bald zustimmend nickte und bald den Kopf schüttelte, trat sein jüngster Sohn Karl herein, ein angehender Beamter auf einer Regierungskanzlei. „Was giebt's?" fragte er barsch; denn er liebte nicht in seinem Stübchen gestört zu werden. Karl fragte, etwas unsicher über den Erfolg seiner Bitte, ob er des Vaters Gewehr und Patrontasche für den Nachmittag haben könne, da er auf den Drillplatz gehen müsse.

„Keine Rede, wird nichts daraus!" sagte Hediger kurz. „Und warum denn nicht? Ich werde ja nichts daran verderben!" fuhr der Sohn kleinlaut fort und doch beharrlich, weil er durchaus ein Gewehr haben mußte, wenn er nicht in den Arrest spazieren wollte. Allein der Alte versetzte nur um so lauter: „Wird nichts daraus! Ich muß mich nur wundern über die Beharrlichkeit meiner Herren Söhne, die doch in andern Dingen so unbeharrlich sind, daß keiner von allen bei dem Berufe blieb, den ich ihn nach freier Wahl habe lernen lassen! Du weißt, daß Deine drei älteren Brüder der Reihe nach, so wie sie zu exerzieren anfangen mußten, das Gewehr haben wollten und daß es keiner bekommen hat! Und doch kommst Du nun auch noch angeschlichen! Du hast Deinen schönen Verdienst,

für Niemand zu sorgen — schaff' Dir Deine Waffen an, wie es einem Ehrenmanne geziemt! Dies Gewehr kommt nicht von der Stelle, außer wenn ich es selbst brauche!"

„Aber es ist ja nur für einige Male! Ich werde doch nicht ein Infanteriegewehr kaufen sollen, da ich nachher doch zu den Scharfschützen gehen und mir einen Stutzen zuthun werde!"

„Scharfschützen! Auch schön! Woher erklärst Du Dir nur die Nothwendigkeit, zu den Scharfschützen zu gehen, da Du noch nie eine Kugel abgefeuert hast? Zu meiner Zeit mußte einer schon tüchtig Pulver verbrannt haben, eh' er sich dazu melden durfte; jetzt wird man auf geratewohl Schütz, und Kerle stecken in dem grünen Rock, welche keine Katze vom Dach schießen, dafür aber freilich Cigarren rauchen und Halbherren sind! Geht mich nichts an!"

„Ei," sagte der Junge fast weinerlich, „so gebt es mir nur dies Eine Mal; ich werde morgen für ein anderes sorgen, heut kann ich unmöglich mehr!"

„Ich gebe," versetzte der Meister, „meine Waffe niemand, der nicht damit umgehen kann; wenn Du regelrecht das Schloß dieser Flinte abnehmen und auseinander legen kannst, so magst Du sie nehmen, sonst aber bleibt sie hier!" Und er suchte aus einer Lade einen Schraubenzieher hervor, gab ihn dem Sohn und wies ihm die Flinte an. Der versuchte in der Verzweiflung sein Heil und begann die Schloßschrauben loszumachen. Der Vater schaute ihm spöttisch zu; es dauerte nicht lange, so rief er: „Laß mir den Schraubenzieher nicht so ausglitschen, Du verdirbst mir die ganze Geschichte! Mach' die Schrauben eine nach der andern halb los und dann erst ganz, so geht's leichter! So, endlich!" Nun hielt Karl das Schloß in der Hand, wußte aber nichts mehr damit anzufangen und legte es seufzend hin, sich im Geiste schon im Strafkämmerchen sehend. Der alte Hediger aber, einmal im Eifer, nahm jetzt das Schloß, dem Sohn eine Lektion zu halten, indem er es erklärend auseinander nahm.

„Siehst Du," sagte er, „zuerst nimmst Du die Schlagfeder weg mittelst dieses Federhakens — auf diese Weise; dann kommt die Stangenfederschraube, die schraubt man nur halb aus, schlägt so auf die Stangenfeder, daß der Stift hier aus dem Loch geht;

jetzt nimmst Du die Schraube ganz weg. Jetzt die Stangenfeder, dann die Stangenschraube, die Stange; jetzo die Studelschraube und hier die Studel; ferner die Nußschraube, den Hahn und endlich die Nuß; dies ist die Nuß! Reiche mir das Klauenfett aus dem Schränklein dort, ich will die Schrauben gleich ein bißchen einschmieren!"

Er hatte die benannten Gegenstände alle auf das Zeitungsblatt gelegt, Karl sah ihm eifrig zu, reichte ihm auch das Fläschchen und meinte, das Wetter habe sich günstig geändert. Als aber sein Vater die Bestandteile des Schlosses abgewischt und mit dem Oele frisch befeuchtet hatte, setzte er sie nicht wieder zusammen, sondern warf sie in den Deckel einer kleinen Schachtel durcheinander und sagte: „Nun, wir wollen das Ding am Abend wieder einrichten; jetzt will ich die Zeitung fertig lesen!"

Getäuscht und wild ging Karl hinaus, sein Leid der Mutter zu klagen; er fühlte einen gewaltigen Respekt vor der öffentlichen Macht, in deren Schule er nun ging als Rekrut. Seit er der Schule entwachsen, war er nicht mehr bestraft worden, und auch dort in den letzten Jahren nicht mehr; nun sollte das Ding auf einer höheren Stufe wieder angehen, bloß weil er sich auf des Vaters Gewehr verlassen hatte.

Die Mutter sagte: „Der Vater hat eigentlich ganz recht! Alle vier Buben habt Ihr einen bessern Erwerb, als er selbst, und das vermöge der Erziehung, die er Euch gegeben hat; aber nicht nur braucht Ihr den letzten Heller für Euch selbst, sondern Ihr kommt immer noch den Alten zu plagen mit Entlehnen von allen möglichen Dingen: schwarzer Frack, Perspektiv, Reißzeug, Rasiermesser, Hut, Flinte und Säbel; was er sich sorglich in Ordnung hält, das holt Ihr ihm weg und bringt es verdorben zurück. Es ist, als ob Ihr das ganze Jahr nur studiertet, was man noch von ihm entlehnen könne; er hingegen verlangt nie etwas von Euch, obgleich Ihr das Leben und alles ihm zu danken habt. Ich will Dir für heut noch einmal helfen!"

Sie ging hierauf zum Meister Hediger hinein und sagte: „Lieber Mann, ich habe vergessen, Dir zu sagen, daß der Zimmermeister Frymann hat berichten lassen, die Siebenmännergesellschaft

komme heut zusammen und es seien Verhandlungen, ich glaube etwas Politisches!“ „So?“ sagte er sogleich angenehm erregt, stand auf und ging hin und her; „es nimmt mich Wunder, daß Frymann nicht selbst gekommen ist, um vorläufig mit mir zu reden, Rücksprache zu nehmen?“ Nach einigen Minuten kleidete er sich rasch an, setzte den Hut auf und entfernte sich mit den Worten: „Frau, ich gehe gleich jetzt fort, ich muß wissen, was es giebt! Bin auch dieses Frühjahr noch keinen Tritt im Freien gewesen, und heut ist's so schön! Also adieu denn!“

„So! nun kommt er vor zehn Nachts nicht mehr!“ lachte Frau Hediger und forderte Karl auf, das Gewehr zu nehmen, Sorg zu tragen, und es rechtzeitig wieder zu bringen. „Ja nehmen!“ klagte der Sohn, „er hat ja das Schloß auseinander gethan, ich kann es nicht herstellen.“ „So kann ich es!“ rief die Mutter und ging mit dem Sohn in das Stübchen. Sie kippte den Deckel um, in welchem das zerlegte Schloß lag, las die Federn und Schrauben auseinander und begann sehr gewandt, sie zusammen zu fügen.

„Wo zum Teufel habt Ihr das gelernt, Mutter?“ rief Karl ganz verblüfft. „Das hab' ich gelernt,“ sagte sie, „in meinem väterlichen Hause! Dort hatten der Vater und meine sieben Brüder mich abgerichtet, ihnen ihre sämtlichen Büchsen und Gewehre zu putzen, wenn sie geschossen hatten. Ich that es oft unter Thränen, aber am Ende konnte ich mit dem Zeug umgehen wie ein Büchsenmachergesell. Auch hieß man mich im Dorfe nur die Büchsenschmiedin, und ich hatte fast immer schwarze Hände und einen schwarzen Nasenzipfel. Die Brüder verschossen und verjubelten Haus und Hof, so daß ich armes Kind froh sein mußte, daß mich der Schneider, Dein Vater, geheiratet hat.“

Während dieser Erzählung hatte die geschickte Frau wirklich das Schloß zusammengesetzt und am Schafte befestigt. Karl hing die glänzende Patrontasche um, nahm das Gewehr und eilte spornstreichs auf den Exerzierplatz, wo er noch mit knapper Not anlangte, ohne zu spät zu kommen. Nach sechs Uhr brachte er die Sachen wieder zurück, versuchte nun selbst das Schloß auseinanderzunehmen und legte dessen Bestandteile wieder in den Schachteldeckel, wohl durcheinander gerüttelt.

Nachdem er ein Abendbrot verzehrt und es darüber dunkel geworden, ging er an die Schifflände, mietete ein Schiffchen und fuhr längs den Ufern hin, bis er vor die Plätze am See gelangte, welche teils von Zimmerleuten, teils von Steinmetzen benutzt wurden. Es war ein ganz herrlicher Abend; ein lauer Südwind kräuselte leicht das Wasser, der Vollmond erleuchtete dessen ferne Flächen und blitzte hell auf den kleinen Wellen in der Nähe, und am Himmel standen die Sterne in glänzend klaren Bildern; die Schneeberge aber schauten wie bleiche Schatten in den See herunter, fast mehr geahnt als gesehen; der industriöse Schnickschnack, das Kleinliche und Unruhige der Bauart hingegen verschwand in der Dunkelheit und wurde durch das Mondlicht in größere ruhige Massen gebracht, kurz das Landschaftliche war für die kommende Scene würdig vorbereitet.

Karl Hediger fuhr rasch dahin, bis er in die Nähe eines großen Zimmerplatzes kam; dort sang er mit halblauter Stimme ein paarmal den ersten Vers eines Liedchens und fuhr dann langsam und gemächlich in den See hinaus. Von den Bauhölzern aber erhob sich ein schlankes Mädchen, das dort gesessen, band ein Schiffchen los, stieg hinein und fuhr allmählich, mit einigen Wendungen, dem leise singenden Schiffer nach. Als sie ihm zur Seite war, grüßten sich die jungen Leute und fuhren ohne weiteren Aufenthalt, Bord an Bord, in das flüssige Silber hinaus, weit auf den See hin. Sie beschrieben in jugendlicher Kraft einen mächtigen Bogen mit mehreren Schneckenlinien, welche das Mädchen angab und der Jüngling mit leisem Ruderdrucke mitmachte, ohne von ihrer Seite zu kommen, und man sah, daß das Paar nicht ungeübt war im Zusammenfahren. Als sie recht in die Stille und Einsamkeit geraten, zog das junge Frauenzimmer die Ruder ein und hielt still. Das heißt, sie legte nur das eine Ruder nieder, das andere hielt sie wie spielend über dem Rande, jedoch nicht ohne Zweck; denn als Karl, ebenfalls still haltend, sich ihr ganz nähern, ja ihr Schiffchen förmlich entern wollte, wußte sie sein Fahrzeug mit dem Ruder sehr gewandt abzuhalten, indem sie ihm jeweilig einen einzigen Stoß gab. Auch diese Uebung schien nicht neu zu sein, da sich der junge Mensch bald ergab und in seinem Schifflein still saß.

Nun fingen sie an zu plaudern und Karl sagte: „Liebe Hermine! Ich kann jetzt das Sprüchwort umkehren und rufen: was ich in der Jugend die Fülle hatte, das wünsch' ich im Alter, aber vergeblich! Als ich zehn Jahre alt war und Du sieben, wie oft haben wir uns da geküßt, und nun ich zwanzig bin, bekomme ich nicht einmal Deine Fingerspitzen zu küssen."

„Ich will ein für allemal von diesen unverschämten Lügen nichts mehr hören!" antwortete das Mädchen halb zornig, halb lachend, „alles ist erfunden und erlogen, ich erinnere mich durchaus nicht an solche Vertraulichkeiten!"

„Leider!" rief Karl; „aber ich um so besser! Und zwar bist Du gerade die Tonangeberin und Verführerin gewesen!"

„Karl, wie häßlich!" unterbrach ihn Hermine; aber er fuhr unerbittlich fort: „Erinnere Dich doch nur, wie oft, wenn wir müde waren, den armen Kindern ihre zerrissenen Körbe mit Zimmerspänen füllen zu helfen, zum steten Verdrusse Eurer Polierer, wie oft mußt' ich dann zwischen den großen Holzvorräten, ganz im verborgenen, aus kleinen Hölzern und Brettern ein Hüttlein bauen mit einem Dach, einer Thüre und einem Bänklein darin! Und wenn wir dann auf dem Bänkchen saßen, bei geschlossener Thüre, und ich meine Hände endlich in den Schoß legte, wer fiel mir dann um den Hals und küßte mich, daß es kaum zu zählen war?"

Bei diesen Worten wäre er fast ins Wasser gestürzt; denn da er während seiner Reden sich unvermerkt wieder zu nähern gesucht hatte, gab sie seinem Schifflein plötzlich einen so heftigen Stoß, daß es beinahe umschlug. Hellauf lachte sie, als er den linken Arm bis zum Ellbogen ins Wasser tauchte und darüber fluchte.

„Wart' nur," sagte er, „es kommt gewiß die Stunde, wo ich Dir's eintränken werde!"

„Hat noch alle Zeit," erwiderte sie, „bitte, übereilen Sie sich nicht, mein schöner Herr!" Dann fuhr sie etwas ernster fort: „Der Vater hat unsere Geschichte erfahren; ich habe sie nicht geleugnet, was die Hauptsache betrifft; er will nichts davon wissen, er verbietet uns alle ferneren Gedanken daran; so stehn wir also!"

„Und gedenkst Du dem Ausspruche Deines Herrn Vaters Dich so fromm und unwiderruflich zu fügen, wie Du Dich anstellst?"

„Wenigstens werde ich nie das erklärte Gegenteil von seinen Wünschen thun und noch weniger mich in ein feindliches Verhältnis zu ihm wagen; denn Du weißt, daß er die Dinge lang nachträgt und eines tief um sich fressenden Grolles fähig ist. Du weißt auch, daß er, schon seit fünf Jahren Witwer, meinetwegen nicht wieder geheiratet hat; ich glaube, das kann eine Tochter immer berücksichtigen! Und weil wir einmal dabei sind, so muß ich Dir auch sagen, daß ich es unter diesen Umständen für unschicklich halte, uns so oft zu sehen; es ist genug, wenn ein Kind inwendig mit seinem Herzen nicht gehorcht; mit äußern Handlungen täglich zu thun, was die Eltern nicht gern sähen, wenn sie's wüßten, hat etwas Gehässiges, und darum wünsche ich, daß wir uns höchstens alle Monat einmal allein treffen, wie bisher fast alle Tage, und im übrigen die Zeit über uns ergehen lassen."

„Ergehen lassen! Und Du kannst und willst wirklich die Dinge so gehen lassen?"

„Warum nicht? Sind sie so wichtig? Es ist dennoch möglich, daß wir uns bekommen, es ist möglich, auch nicht! Und die Welt wird doch bestehen, wir vergessen uns vielleicht von selbst, denn wir sind noch jung; und in keinem Fall scheint mir groß Aufhebens zu machen!"

Diese Rede hielt die siebzehnjährige Schöne mit scheinbarer Trockenheit und Kälte, indem sie die Ruder wieder ergriff und landwärts steuerte. Karl fuhr neben ihr, voll Sorgen und Furcht, und nicht minder voll Aerger über Herminens Worte. Sie freute sich halb und halb, den Wildfang in Sorgen zu wissen, war aber doch auch nachdenklich über den Inhalt des Gespräches und besonders über die vierwöchentliche Trennung, welche sie sich auferlegt hatte.

So gelang es ihm, sie endlich zu überraschen und sein Schiff mit einem Rucke an das ihre zu drücken. Augenblicklich hielt er ihren schlanken Oberkörper in den Armen und zog ihre Gestalt zur Hälfte zu sich hinüber, so daß sie beide halb über dem tiefen Wasser schwebten, die Schiffchen ganz schief lagen und jede Bewegung das völlige Umschlagen mit sich brachte. Die Jungfrau fühlte sich daher wehrlos und mußte es erdulden, daß Karl ihr sieben oder acht heftige Küsse auf die Lippen drückte. Dann richtete

er sie samt ihrem Fahrzeug wieder sanft und sorglich in die Höhe; sie strich die Locken aus dem Gesicht, ergriff die Ruder, atmete heftig auf und rief, mit Thränen in den Augen, zornig und drohend: „Wart' nur, Du Schlingel, bis ich Dich unter dem Pantoffel habe! Du sollst es, weiß Gott im Himmel, verspüren, daß Du eine Frau hast!" Damit fuhr sie, ohne sich weiter nach ihm umzusehen, mit raschen Ruderschlägen nach ihres Vaters Grundstück und Heimwesen. Karl dagegen, voll Triumph und Glückseligkeit, rief ihr nach: „Gute Nacht, Fräulein Hermine Frymann! es hat gut geschmeckt!"

Frau Hediger hatte ihren Mann indessen nicht mit Unwahrheiten berichtet, als sie ihn zum Ausgehen veranlaßte. Die Nachricht, die sie ihm mitgeteilt, war nur zu beliebigem Gebrauche noch aufgespart und dann im rechten Augenblicke benutzt worden. Es fand in der That eine Versammlung statt, nämlich der Gesellschaft der sieben Männer, oder der Festen, oder der Aufrechten, oder der Freiheitliebenden, wie sie sich abwechselnd nannten. Dies war einfach ein Kreis von sieben alten bewährten Freunden, alle Handwerksmeister, Vaterlandsfreunde, Erzpolitiker und strenge Haustyrannen nach dem Musterbilde Meister Hedigers. Stück für Stück noch im vorigen Jahrhundert geboren, hatten sie als Kinder noch den Untergang der alten Zeit gesehen und dann viele Jahre lang die Stürme und Geburtswehen der neuen Zeit erlebt, bis diese gegen das Ende der vierziger Jahre sich abklärte und die Schweiz wieder zu Kraft und Einigkeit führte. Einige von ihnen stammten aus den gemeinen Herrschaften, dem ehemaligen Unterthanenland der Eidgenossen, und sie erinnerten sich, wie sie als Bauernkinder am Wege hatten hinknieen müssen, wenn eine Kutsche mit eidgenössischen Standesherren und dem Weibel gefahren kam; andere standen in irgend einem Verwandtschaftsgrade zu eingekerkerten oder hingerichteten Revoluzzern, kurz, alle waren von einem unauslöschlichen Haß gegen alle Aristokratie erfüllt, welcher sich seit deren Untergang nur in einen bittern Hohn verwandelt hatte. Als dieselbe aber später nochmals auftauchte in demokratischem Gewande und mit den alten Machtvermietern, den Priestern, verbunden, einen mehrjährigen Kampf aufwühlte, da kam zu dem Aristokratenhaß noch derjenige gegen die „Pfaffen" hinzu; ja nicht nur gegen

Herren und Priester, sondern gegen ihresgleichen, gegen ganze aufgeregte Volksmassen mußte ihre streitbare Gesinnung sich nun wenden, was ihnen auf ihre alten Tage eine unerwartete, zusammengesetzte Kraftübung verursachte, die sie aber tapfer bestanden.

Die sieben Männer waren nichts weniger als unbeträchtlich; in allen Volksversammlungen, Vereinigungen und dergleichen halfen sie einen festen Kern bilden, waren unermüdlich bei der Spritze und Tag und Nacht bereit, für die Partei Gänge und Geschäfte zu thun, welche man keinen bezahlten Leuten, sondern nur ganz Zuverlässigen anvertrauen konnte. Oft wurden sie von den Parteihäuptern beraten und ins Vertrauen gezogen, und wenn es ein Opfer galt, da waren die sieben Männer mit ihrem Scherflein zuerst bei der Hand. Für alles dies begehrten sie keinen andern Lohn, als den Sieg ihrer Sache und ihr gutes Bewußtsein; nie drängte sich einer von ihnen vor oder strebte nach einem Vorteil oder nach einem Amte, und ihre größte Ehre setzten sie darein, gelegentlich einem oder dem andern „berühmten Eidgenossen“ schnell die Hand zu drücken; aber es mußte schon ein rechter sein und „sauber übers Nierenstück“, wie sie zu sagen pflegten.

Diese Wackern hatten sich seit Jahrzehnten aneinander gewöhnt, nannten sich nur beim Vornamen und bildeten endlich eine feste geschlossene Gesellschaft, aber ohne alle andern Satzungen als die, welche sie im Herzen trugen. Wöchentlich zweimal kamen sie zusammen, und zwar, da auch in diesem kleinen Vereine zwei Gastwirte waren, abwechselnd bei diesen. Da ging es dann sehr kurzweilig und gemütlich her; so still und ernst die Männer in größeren Versammlungen sich zeigten, so laut und munter thaten sie, wenn sie unter sich waren; keiner zierte sich und keiner nahm ein Blatt vor den Mund; manchmal sprachen alle zusammen, manchmal horchten sie andächtig einem einzelnen, je nach ihrer Stimmung und Laune. Nicht nur die Politik war der Gegenstand ihrer Gespräche, sondern auch ihr häusliches Schicksal. Hatte einer Kummer und Sorge, so trug er, was ihn drückte, der Gesellschaft vor; die Sache wurde beraten und die Hülfe zur gemeinen Angelegenheit gemacht; fühlte sich einer von dem andern verletzt, so brachte er seine Klage vor die sieben Männer, es wurde Gericht

gehalten und der Unrechthabende zur Ordnung verwiesen. Dabei waren sie abwechselnd sehr leidenschaftlich oder sehr ruhig und würdevoll, oder auch ironisch. Schon zweimal hatten sich Verräter, unsaubere Subjekte unter ihnen eingeschlichen, waren erkannt und in feierlicher Verhandlung verurteilt und ausgestoßen, d. h. durch die Fäuste der wehrbaren Greise jämmerlich zerbläut worden. Traf ein Hauptunglück die Partei, welcher sie anhingen, so ging ihnen das über alles häusliche Unglück, sie verbargen sich einzeln in der Dunkelheit und vergossen bittere Thränen.

Der Wohlredendste und Wohlhabendste unter ihnen war Frymann, der Zimmermeister, ein wahrer Krösus mit einem stattlichen Hauswesen. Der Unbemitteltste war Hediger, der Schneider, dagegen im Worte gleich der zweite nach Frymann. Er hatte wegen politischer Leidenschaftlichkeit schon längst seine besten Kunden verloren, dennoch seine Söhne sorgfältig erzogen, und so besaß er keine übrigen Mittel. Die andern fünf Männer waren gut versorgte Leute, welche in der Gesellschaft mehr zuhörten als sprachen, wenn es sich um große Dinge handelte, dafür aber in ihrem Hause und unter ihren Nachbaren um so gewichtigere Worte hören ließen.

Heute lagen wirklich bedeutende Verhandlungen vor, über welche sich Frymann und Hediger vorläufig besprochen hatten. Die Zeit der Unruhe, des Streites und der politischen Mühe war für diese Wackern vorüber und ihre langen Erfahrungen schienen mit den errungenen Zuständen für einmal abgeschlossen. Ende gut, alles gut! konnten sie sagen und sie fühlten sich siegreich und zufrieden. So wollten sie sich denn an ihrem politischen Lebensabend ein rechtes Schlußvergnügen gönnen und als die sieben Männer vereint das eidgenössische Freischießen besuchen, welches im nächsten Sommer zu Aarau stattfinden sollte, das erste nach der Einführung der neuen Bundesverfassung vom Jahr 1848. Nun waren die meisten schon längst Mitglieder des schweizerischen Schützenvereines, auch besaß jeder, mit Ausnahme Hedigers, der sich mit seiner Rollflinte begnügte, eine gute Büchse, mit welcher sie in früheren Jahren zuweilen des Sonntags geschossen. Ebenso hatten sie einzeln schon Feste besucht, so daß die Sache gerade nicht absonderlich

schien. Allein es war ein Geist des äußeren Pompes in einige gefahren und es handelte sich um nichts Geringeres, als in Aarau mit eigener Fahne aufzutreten und eine stattliche Ehrengabe zu überbringen.

Als die kleine Versammlung einige Gläser Wein getrunken und die gute Laune im Zuge war, rückten Frymann und Hediger mit dem Vorschlage heraus, welcher dennoch die bescheidenen Männer etwas überraschte, so daß sie einige Minuten unentschlossen schwankten. Denn es wollte ihnen nicht recht einleuchten, ein solches Aufsehen zu erregen und mit einer Fahne auszuziehen. Da sie aber schon lange verlernt hatten, einem Aufschwung und einer körnigen Unternehmung ihre Stimme zu versagen, so widerstanden sie nicht länger, als die Redner ihnen ausmalten, wie die Fahne ein Sinnbild und der Auszug ein Triumph der bewährten Freundschaft sein und wie das Erscheinen von solch sieben alten Krachern mit einem Freundschaftsfähnchen gewiß einen fröhlichen Spaß abgeben würde. Es sollte nur ein kleines Fähnchen angefertigt werden von grüner Seide, mit dem Schweizerwappen und einer guten Inschrift.

Nachdem die Fahnenfrage erledigt, wurde die Ehrengabe vorgenommen; der Wert derselben wurde ziemlich schnell festgesetzt, er sollte etwa zweihundert alte Franken betragen. Die Auswahl des Gegenstandes jedoch verursachte eine längere und fast schwierige Verhandlung. Frymann eröffnete die Umfrage und lud Kuser, den Silberschmied, ein, als ein Mann von Geschmack sich zu äußern. Kuser trank ernsthaft einen guten Schluck, hustete dann, besann sich und meinte, es füge sich gut, daß er just einen schönen silbernen Becher im Laden habe, welchen er, falls es den Mannen genehm wäre, bestens empfehlen und auf das billigste berechnen könnte. Hierauf erfolgte eine allgemeine Stille, nur unterbrochen durch kurze Aeußerungen, wie: das läßt sich hören! oder: nun ja! Dann fragte Hediger, ob ein weiterer Antrag gestellt werden wolle? Worauf Syfrig, der kunstreiche Schmied, einen Schluck nahm, einen Mut faßte und sprach: „Wenn es den Mannen recht ist, so will ich hiemit auch einen Gedanken aussprechen! Ich habe einen ganz eisernen sinnreichen Pflug geschmiedet, der, wie Ihr wißt, mir an der landwirtschaftlichen Ausstellung gelobt worden ist. Ich bin er-

bötig, das fein gearbeitete Stück für die zweihundert Franken abzutreten, obgleich die Arbeit damit nicht bezahlt wird; aber ich bin der Ansicht, daß dieses Werkzeug und Sinnbild des Ackerbaues eine echt volksmäßige Ehrengabe darstellen würde! Ohne im übrigen einem anderen Vorschlage zu nahe treten zu wollen!“

Während dieses Spruches hatte Bürgi, der listige Schreiner, sich das Ding auch überlegt, und als abermals eine kleine Stille herrschte und der Silberschmied schon ein längeres Gesicht machte, eröffnete sich der Schreiner also: „Auch mir ist ein Gedanke aufgestoßen, liebe Freunde, der vielleicht zum großen Spaße gereichen dürfte. Ich habe vor Jahr und Tag für ein fremdes Brautpaar ein zweischläfiges Himmelbett bauen müssen vom schönsten Nußbaumholz, mit Maserfurnieren; täglich steckte mir das Pärchen in der Werkstatt, maß Länge und Breite und schnäbelte sich vor Gesellen und Lehrburschen, weder deren Witze noch Anspielungen scheuend. Allein als es zur Hochzeit kommen sollte, da fuhren sie plötzlich auseinander wie Hund und Katz, kein Mensch wußte warum, das eine verschwand dahin, das andere dorthin und meine Bettstatt blieb mir stehen, wie ein Fels. Sie ist unter Brüdern hundertundachtzig Franken wert; ich will aber gern achtzig verlieren und gebe sie für hundert. Dann lassen wir ein Bett dazu machen und stellen es vollständig aufgerüstet in den Gabensaal mit der Aufschrift: Für einen ledigen Eidgenossen zur Aufmunterung! Wie?“

Ein fröhliches Gelächter belohnte diesen Gedanken; nur der Silber- und der Eisenschmied lächelten kühl und säuerlich; doch alsbald erhob Pfister, der Wirt, seine starke Stimme und sprach mit seiner gewohnten Offenheit: „Wenn es gilt, Ihr Herren, daß jeder sein eigenes Korn zu Markte bringt, so wüßte ich denn etwas Besseres, als alles bisher Angetragene! Im Keller liegt mir wohlverspundet ein Faß vierunddreißiger Rotwein, sogenanntes Schweizerblut, das ich vor mehr als zwölf Jahren selbst in Basel gekauft habe. Bei Eurer Mäßigkeit und Bescheidenheit wagte ich noch nie, den Wein anzustechen, und doch liegt er mir im Zins um die zweihundert Franken, die er gekostet hat; denn es sind gerade hundert Maß. Ich gebe Euch den Wein zum Ankaufspreis, das Fäßchen

werde ich so billig als möglich anschlagen, froh, wenn ich nur Platz gewinne für verkäuflichere Ware, und ich will nicht mehr von hinnen kommen, wenn wir nicht Ehre einlegen mit der Gabe!“

Diese Rede, während welcher die drei früheren Antragsteller bereits gemurrt hatten, war nicht sobald beendigt, als Erismann, der andere Wirt, das Wort ergriff und sagte: „Wenn es so geht, so will ich auch nicht dahinten bleiben und erkläre, daß ich das beste zu haben glaube für unsere Absicht, und das wäre meine junge Milchkuh von reiner Oberländer-Race, die mir gerade feil ist, wenn ich einen anständigen Käufer finde. Bindet dem Prachttiere eine Glocke um den Hals, einen Melkstuhl zwischen die Hörner, putzt es mit Blumen auf —“

„Und stellt es unter eine Glasglocke in den Gabentempel!“ unterbrach ihn der gereizte Pfister, und damit platzte eines jener Gewitter los, welche die Sitzungen der sieben Festen zuweilen stürmisch machten, aber nur um desto hellerem Sonnenscheine zu rufen. Alle sprachen zugleich, verteidigten ihre Vorschläge, griffen diejenigen der andern an und warfen sich eigennützige Gesinnungen vor. Denn sie sagten sich stets rund heraus, was sie dachten, und bewältigten die Dinge mit offener Wahrheit und nicht durch hinterhaltiges Verwischen, wie es eine Art unechter Bildung thut.

Als nun ein Heidenlärm entstanden war, klingelte Hediger kräftig mit dem Glase und redete mit erhobener Stimme: „Ihr Mannen! Erhitzt Euch nicht, sondern laßt uns ruhig zum Ziele gelangen! Es sind also vorgeschlagen ein Pokal, ein Pflug, ein aufgerüstetes Himmelbett, ein Faß Wein und eine Kuh! Es sei mir vergönnt, Euere Anträge näher zu betrachten. Deinen alten Ladenhüter, den Pokal, lieber Ruedi, kenn' ich wohl, er steht schon seit vielen Jahren hinter Deinem Schaufenster, ich glaube sogar, er ist einst Dein Meisterstück gewesen. Dennoch erlaubt seine veraltete Form nicht, daß wir ihn wählen und für ein neues Stück ausgeben. Dein Pflug, Chüeri Syfrig, scheint doch nicht ganz zweckmäßig erfunden zu sein, sonst hättest Du ihn seit drei Jahren gewiß verkauft! wir müssen aber darauf denken, daß der Gewinner unserer Gabe auch eine unverstellte Freude an derselben haben kann. Dein Himmelbett dagegen, Heinrich, ist ein neuer und gewiß er-

götzlicher Einfall, und sicher würde er zu den volkstümlichsten Redensarten Veranlassung geben. Allein zu seiner schicklichen Ausführung wäre eine Ausrüstung in feinem und hinreichendem Bettzeug erforderlich und das überschritte die festgesetzte Summe zu stark für nur sieben Köpfe. Dein Schweizerblut, Lienert Pfister, ist gut und es wird noch besser sein, wenn Du einen billigeren Preis ansetzest und das Faß endlich für uns selber anstichst, auf daß wir es an unseren Ehrentagen trinken! Deiner Kuh endlich, Felix Erismann, ist nichts nachzusagen, als daß sie beim Melken regelmäßig den Kübel umschlägt. Darum willst Du sie verkaufen; denn allerdings ist diese Untugend nicht erfreulich. Aber wie? Wäre es recht, wenn nun ein braves Bäuerlein das Tier gewänne, es voll Freuden seiner Frau heimbrächte, die voll Freuden melken würde und dann die süße, schäumende Milch auf den Boden gegossen sähe? Stelle Dir doch den Verdruß, den Unwillen und die Täuschung der guten Frau vor und die Verlegenheit des guten Schützen, nachdem der Spektakel sich zwei- oder dreimal wiederholt! Ja, liebe Freunde! nehmt es mir nicht übel! aber gesagt muß es sein: Alle unsere Vorschläge haben den gemeinsamen Fehler, daß sie die Ehrensache des Vaterlandes unbedacht und vorschnell zum Gegenstande des Gewinnes und der Berechnung gemacht haben. Mag dies tausendfältig geschehen von groß und klein, wir in unserem Kreise haben es bis jetzt nicht gethan und wollen es ferner so halten! Also trage jeder gleichmäßig die Kosten der Gabe ohne allen Nebenzweck, damit es eine wirkliche Ehrengabe sei!"

Die fünf Gewinnlustigen, welche beschämt die Köpfe hatten hängen lassen, riefen jetzt einmütig: „Gut gesprochen! Der Chäpper hat gut gesprochen!" und sie forderten ihn auf, selbst einen Vorschlag zu thun. Aber Frymann ergriff das Wort und sagte: „Zu einer Ehrengabe scheint sich mir ein silberner Becher immer noch am besten zu eignen. Er behält seinen gleichen Wert, wird nicht verbraucht und bleibt ein schönes Erinnerungszeichen an frohe Tage und an wehrbare Männer des Hauses. Ein Haus, in welchem ein Becher aufbewahrt wird, kann nie ganz verfallen, und wer vermag zu sagen, ob nicht um eines solchen Denkmals willen noch manches mit erhalten bleibt? Und wird nicht der Kunst Gelegenheit gegeben,

durch stets neue und schöne Formen Mannigfaltigkeit in die Menge der Gefäße zu bringen und so sich in der Erfindung zu üben und einen Strahl der Schönheit in das entlegenste Thal zu tragen, so daß sich nach und nach ein mächtiger Schatz edler Ehrengeschirre im Vaterlande anhäuft, edel an Gestalt und im Metall! Und wie zutreffend, daß dieser Schatz, über das ganze Land verbreitet, nicht zum gemeinen Nießbrauch des täglichen Lebens verwendet werden kann, sondern in seinem reinen Glanze, in seinen geläuterten Formen fort und fort das Höhere vor Augen stellt, den Gedanken des Ganzen und die Sonne der ideal verlebten Tage festzuhalten scheint! Fort daher mit dem Jahrmarktströdel, der sich in unsern Gabentempeln anzuhäufen beginnt, ein Raub der Motten und des gemeinsten Gebrauches! und festgehalten am alten ehrbaren Trinkgefäß! Wahrhaftig, wenn ich in der Zeit lebte, wo die schweizerischen Dinge einst ihrem Ende nahen, so wüßte ich mir kein erhebenderes Schlußfest auszudenken, als die Geschirre aller Körperschaften, Vereine und Einzelbürger, von aller Gestalt und Art, zu tausenden und abertausenden zusammenzutragen in all' ihrem Glanz der verschwundenen Tage, mit all' ihrer Erinnerung, und den letzten Trunk zu thun dem sich neigenden Vaterland —“

„Schweig! Du grober Gast! was sind das für nichtswürdige Gedanken!“ riefen die Aufrechten und Festen und schüttelten sich ordentlich. Aber Frymann fuhr fort: „Wie es dem Manne geziemt, in kräftiger Lebensmitte zuweilen an den Tod zu denken, so mag er auch in beschaulicher Stunde das sichere Ende seines Vaterlandes ins Auge fassen, damit er die Gegenwart desselben um so inbrünstiger liebe; denn alles ist vergänglich und dem Wechsel unterworfen auf dieser Erde. Oder sind nicht viel größere Nationen untergegangen, als wir sind? Oder wollt Ihr einst ein Dasein dahinschleppen wie der ewige Jude, der nicht sterben kann, dienstbar allen neu aufgeschossenen Völkern, er, der die Aegypter, die Griechen und Römer begraben hat? Nein! ein Volk, welches weiß, daß es einst nicht mehr sein wird, nützt seine Tage um so lebendiger, lebt um so länger und hinterläßt ein rühmliches Gedächtnis; denn es wird sich keine Ruhe gönnen, bis es die Fähigkeiten, die in ihm liegen, ans Licht und zur Geltung gebracht hat, gleich einem rast-

losen Manne, der sein Haus bestellt, ehe denn er dahin scheidet. Dies ist nach meiner Meinung die Hauptsache. Ist die Aufgabe eines Volkes gelöst, so kommt es auf einige Tage längerer oder kürzerer Dauer nicht mehr an, neue Erscheinungen harren schon an der Pforte ihrer Zeit! So muß ich denn gestehen, daß ich alljährlich einmal in schlafloser Nacht oder auf stillen Wegen solchen Gedanken anheimfalle und mir vorzustellen suche, welches Völkerbild einst nach uns in diesen Bergen walten möge? Und jedes Mal gehe ich mit um so größerer Hast an meine Arbeit, wie wenn ich dadurch die Arbeit meines Volkes beschleunigen könnte, damit jenes künftige Völkerbild mit Respekt über unsere Gräber gehe! Aber weg mit diesen Gedanken und zu unserer fröhlichen Sache zurück! Ich dächte nun, wir bestellen bei unserm Meister Silberschmied einen neuen Becher, an dem er keinen Gewinn zu nehmen verspricht, sondern ihn so wertvoll als möglich liefert. Dazu lassen wir von einem Künstler eine gute Zeichnung entwerfen, welche vom gedankenlosen Schlendrian abweicht; doch soll er, wegen der beschränkten Mittel, mehr auf die Verhältnisse, auf einen schönen Umriß und Schwung des Ganzen sehen, als auf reichen Zierat, und der Meister Kuser wird danach eine saubere und solide Arbeit herstellen!“

Dieser Vorschlag wurde angenommen und die Verhandlungen geschlossen. Sogleich aber nahm Frymann von neuem die Rede und trug vor: „Nachdem wir nun das Allgemeine erledigt, werte Freunde! so erlaubt mir, noch eine besondere Sache anzubringen und eine Klage zu führen, deren freundliche Beilegung wir nach alter Weise gemeinsam betreiben wollen. Ihr wißt, wie unser lieber Mann, der Chäpper Hediger, vier Stück hübsche muntere Buben in die Welt gestellt hat, welche mit ihrer frühen Heiratslust die Gegend unsicher machen! Drei haben denn auch richtig schon Weib und Kind, obgleich der älteste noch nicht siebenundzwanzig Jahre zählt. Nun ist noch der jüngste da, eben zwanzigjährig, und was thut der? Er stellt meiner einzigen Tochter nach und verdreht ihr den Kopf! So sind diese besessenen Heiratsteufel allbereits in den Kreis der engeren Freundschaft eingedrungen und drohen, dieselbe zu trüben! Abgesehen von der zu großen Jugend der Kinder gestehe ich hier mit Offenheit, daß eine solche Heirat

gegen meine Wünsche und Absichten geht. Ich habe ein umfangreiches Geschäft und ein beträchtliches Vermögen; darum suche ich mir, wenn es Zeit ist, einen Tochtermann, welcher Geschäftsmann ist, ein entsprechendes Kapital hinzubringt und die großen Bauten, welche ich im Sinn habe, fortführt; denn Ihr wißt, daß ich weitläufige Bauplätze angekauft habe und der Ueberzeugung bin, daß sich Zürich bedeutend vergrößern wird. Dein Sohn aber, guter Chäpper, ist ein Regierungsschreiber und hat nichts, als das spärliche Einkommen, und wenn er auch höher steigt, so wird dies nie viel größer werden, und seine Rechnung ist ein für allemal gemacht. Mag er dabei bleiben, er ist versorgt, wenn er gut haushält; aber eine reiche Frau braucht er nicht, ein reicher Beamter ist ein Unsinn, der einem andern das Brot vor dem Maul wegnimmt; zum Faullenzen aber oder zum Pröbeln eines Unerfahrenen gebe ich mein Geld vollends nicht her! Dazu kommt noch, daß es gegen mein Gefühl geht, das alte bewährte Freundesverhältnis mit Chäpper in ein Verwandtschaftswesen umzuwandeln! Was? wir sollen uns mit Familienverdrießlichkeiten und gegenseitiger Abhängigkeit beladen? Nein, ihr Mannen, bleiben wir bis zum Tode innig verbunden, aber unabhängig von einander, frei und unverantwortlich in unsern Handlungen, und nichts da von Schwäher und Gegenschwäher und dergleichen Titeln! So fordere ich Dich denn auf, Chäpper, im Schoße der Freundschaft zu erklären, daß Du mich in meinen Absichten unterstützen und dem Beginnen Deines Sohnes entgegentreten willst! Und nichts für ungut, wir kennen uns alle!"

„Wir kennen uns, das ist wohlgesprochen!" sagte Hediger feierlich, nachdem er eine lange Prise geschnupft; „Ihr wißt alle, welchen Unstern ich mit meinen Söhnen hatte, obgleich es rührige und aufgeweckte Bursche sind! Ich ließ sie lernen, alles was ich wünsche selber gelernt zu haben. Jeder kannte etwas Sprachen, machte seinen guten Aufsatz, rechnete vortrefflich und besaß in übrigen Kenntnissen hinreichende Anfangsgründe, um bei einigem Streben nie mehr in völlige Unwissenheit zurückzusinken. Gott sei Dank, dachte ich, daß wir imstande sind, endlich unsere Buben zu Bürgern zu erziehen, denen man kein X mehr für ein U vormachen kann. Und ich ließ darauf jeden das Handwerk lernen, das er sich wünschte.

Aber was geschieht? Kaum hatten sie den Lehrbrief in der Tasche und sich ein wenig umgesehen, so wurde ihnen der Hammer zu schwer, sie dünkten sich zu gescheit für das Handwerk und fingen an den Schreiberstellen nachzulaufen. Weiß der Teufel, wie sie es nur machten, die Schlingel gingen ab wie frische Wecken! Nun, man kann sie, scheint's, brauchen! Einer ist auf der Post, zwei sind bei Eisenbahngesellschaften angestellt, und der vierte hockt auf einer Kanzlei und behauptet ein Verwaltungsbeamter zu sein. Kann mir am Ende gleich sein! Wer nicht Meister sein will, muß eben Gesell bleiben und Vorgesetzte haben sein Leben lang! Allein da ihnen Geldsachen durch die Hände gehen, mußten die sämtlichen jungen Herren Schreiber Bürgen stellen; ich selbst habe kein Vermögen, also habt Ihr alle wechselsweise meinen Buben Bürgschaft geleistet, die sich ineinander gerechnet auf vierzigtausend Franken beläuft, dazu waren die alten Handwerker, die Freunde des Vaters, gut genug! Und wie meint Ihr nun, daß mir zu Mute sei? Wie stehe ich Euch gegenüber da, wenn nur Einer von allen vieren einmal einen Fehltritt, einen Leichtsinn, eine Unvorsichtigkeit begeht?“

„Papperlapap!“ riefen die Alten, „schlag Dir doch dergleichen Mucken aus dem Sinn! Wenn die Burschen nicht brav wären, so hätten wir nicht gebürgt, da sei ruhig!“

„Das weiß ich alles!“ erwiderte Hediger; „aber das Jahr ist lang und wenn es vorbei ist, kommt wieder ein anderes. Ich kann Euch versichern, ich erschrecke jedes Mal, wenn einer mit einer feineren Cigarre mir ins Haus kommt! Wird er nicht dem Luxus und der Genußsucht anheimfallen? denke ich. Sehe ich eine der jungen Frauen mit einem neuen Kleid einherziehen, so fürchte ich, sie stürze den Mann in üble Umstände und Schulden; spricht einer auf der Straße mit einem verschuldeten Menschen, so ruft es in mir: Wird der ihn nicht zu einer Unbesonnenheit verführen? Kurz, Ihr seht, daß ich mich demütig und abhängig genug fühle und weit entfernt bin, mich noch einem reichen Gegenschwäher gegenüber in Dienstbarkeit zu versetzen und aus einem Freunde einen Herren und Gönner zu schaffen! Und warum soll ich wünschen, daß mein junger Schnaufer von Sohn sich reich und geborgen fühle und mir mit dem Hochmut eines solchen vor der Nase herum laufe, er, der

doch nichts erfahren? Sollte ich helfen, ihm die Schule des Lebens zu verschließen, daß er schon bei jungen Jahren ein Hartherziger, ein Flegel und ein Lümmel wird, der nicht weiß, wie das Brot wächst, und noch Wunder meint, was er für Verdienste besitze? Nein, sei ruhig, mein Freund! hier meine Hand darauf! Nichts von Schwäherschaft, fort mit dem Gegenschwäher!“

Die beiden Alten schüttelten sich die Hand, die Uebrigen lachten und Bürgi sagte: „Wer würde nun glauben, daß Ihr Zwei, die in der Vaterlandssache erst so weise Worte geredet und uns die Köpfe gewaschen habt, nun im Umsehen so thörichtes Zeug beginnen würdet! Gott sei Dank! So habe ich also doch noch Aussicht, meine zweischläfige Bettstelle an den Mann zu bringen, und ich schlage vor, daß wir sie dem jungen Pärchen zum Hochzeitsgeschenk machen!“

„Angenommen!“ riefen die andern Vier, und Pfister der Wirt fügte hinzu: „Und ich verlange, daß mein Faß Schweizerblut an der Hochzeit getrunken werde, der wir alle beiwohnen!“

„Und ich werde es bezahlen, wenn sie stattfindet,“ schrie Frymann zornig, „aber wenn nichts daraus wird, wie ich sicher weiß, so bezahlt Ihr das Faß, und wir trinken es in unsern Sitzungen, bis wir fertig sind!“ „Die Wette ist angenommen!“ hieß es; doch Frymann und Hediger schlugen mit den Fäusten auf den Tisch und wiederholten in einem fort: „Nichts von Schwäherschaft! Wir wollen keine Gegenschwäher sein, sondern unabhängige gute Freunde!“

Mit diesem Ausruf war die inhaltreiche Sitzung endlich geschlossen und die Freiheitsliebenden wandelten fest und aufrecht nach Hause.

Beim nächsten Mittagessen eröffnete Hediger, als die Gesellen fort waren, seinem Sohne und seiner Frau den feierlichen Beschluß von gestern, daß zwischen Karl und des Zimmermanns Tochter fortan kein Verhältnis mehr geduldet würde. Frau Hediger, die Büchsenschmiedin, wurde durch diesen Gewaltspruch so zum Lachen gereizt, daß ihr das Restchen Wein, welches sie eben austrinken wollte, in die Luftröhre geriet und ein gewaltiges Husten verursachte.

„Was ist da zu lachen?“ sprach ärgerlich der Meister; seine Frau erwiderte: „Ach ich muß nur lachen, daß das Sprichwort: Schuster bleib beim Leist! auch auf eueren Verein anzuwenden ist! Was bleibt ihr nicht bei der Politik, statt euch in Liebeshändel zu mischen?“

„Du lachst wie ein Weib und sprichst wie ein Weib!“ versetzte Hediger mit großem Ernst, „eben in der Familie beginnt die wahre Politik; freilich sind wir politische Freunde; aber um es zu bleiben, wollen wir nicht die Familien durcheinander werfen und Kommunismus treiben mit dem Reichtum der einen. Ich bin arm und Frymann ist reich und so soll es bleiben; um so mehr gereicht uns die innere Gleichheit zur Freude. Soll ich nun durch eine Heirat meine Hand in sein Haus und in seine Angelegenheit stecken und den Eifer und die Befangenheit wachrufen? das sei ferne!“

„Ei ei ei! das sind doch wunderbare Grundsätze!“ antwortete Frau Hediger; „schöne Freundschaft, wenn ein Freund dem Sohne des andern seine Tochter nicht geben mag! Und seit wann heißt es denn Kommunismus, wenn durch Heirat Wohlhabenheit in eine Familie gebracht wird? Ist das eine verwerfliche Politik, wenn ein glücklicher Sohn ein schönes und reiches Mädchen zu gewinnen weiß, daß er dadurch zu Besitz und Ansehen gelangt, seinen betagten Eltern und seinen Brüdern zur Hand sein und ihnen helfen kann, daß sie auch auf einen grünen Zweig kommen? Denn wo einmal das Glück eingekehrt ist, da greift es leicht um sich, und ohne daß dem einen Abbruch geschieht, können die andern in seinem Schatten mit Geschick ihre Angel auswerfen. Nicht, daß ich es auf ein Schlaraffenleben absehe! Aber es giebt gar viele Fälle, wo mit Anstand und Recht ein reich gewordener Mann von seinen unbemittelten Verwandten mag zu Rat gezogen werden. Wir Alten werden nichts mehr bedürfen; dagegen könnte vielleicht die Zeit kommen, wo dieser oder jener von Karls Brüdern eine gute Unternehmung, eine glückliche Veränderung wagen möchte, wenn ihm jemand die Mittel anvertraute. Auch wird der ein' und andere einen begabten Sohn haben, der sich in die Höhe schwingen würde, wenn das Vermögen da wäre, ihn studieren zu lassen. Der würde vielleicht ein beliebter Arzt werden, der ein angesehener Advokat

oder gar ein Richter, der ein Ingenieur oder ein Künstler, und allen diesen würde es dann, einmal so weit gekommen, wiederum ein Leichtes sein, sich gut zu verheiraten und so zuletzt eine angesehene, zahlreiche und glückliche Familie zu bilden. Was wäre nun menschlicher, als daß ein begüterter Oheim da wäre, der, ohne sich Schaden zu thun, seinen rührigen, aber armen Verwandten die Welt aufthäte? Denn wie oft kommt es nicht vor, daß um eines Glücklichen willen, der in einem Hause ist, auch alle andern etwas von der Welt erschnappen und klug werden? Und alledem willst du den Zapfen vorstecken und das Glück an der Quelle verstopfen?"

Hediger lachte voll Verdruß und rief: „Luftschlösser! Du sprichst wie die Bäuerin mit dem Milchtopf! Ich sehe ein anderes Bild von dem reich Gewordenen unter armen Verwandten! Der läßt sich allerdings nichts abgehen und hat immer tausend Einfälle und Begierden, die ihn zu tausend Ausgaben veranlassen und die er befriedigt. Kommen aber seine Eltern und seine Brüder zu ihm, geschwind setzt er sich wichtig und verdrießlich über sein Zinsbuch, die Feder quer im Munde, seufzt und spricht: danket Gott, daß ihr nicht den Verdruß und die Last einer solchen Vermögensverwaltung habt! Lieber wollt' ich eine Herde Ziegen bewachen, als ein Rudel böswilliger und saumseliger Schuldner! Nirgends geht Geld ein, überall suchen sie auszubrechen und durchzuschlüpfen, Tag und Nacht muß man in Sorgen sein, daß man nicht gröblich betrogen wird! Und kriegt man einen Schuft beim Kragen, so hebt er ein solches Gewinsel an, daß man ihn nur schnell wieder muß laufen lassen, wenn man nicht als ein Wucherer und Unmensch will verschrieen werden. Alle Amtsblätter, alle Tagfahrten, alle Ausschreibungen, alle Inserate muß man lesen und wieder lesen, um nicht eine Eingabe zu versäumen und einen Termin zu übersehen. Und nie ist Geld in der Kasse! Zahlt einer ein Darlehen zurück, so stellt er sein Geldsäckchen in allen Schenken auf den Tisch und thut dick mit seiner Abzahlung, und eh' er aus dem Hause ist, stehen drei da, die das Geld haben wollen, einer davon sogar ohne Unterpfand! Und dann die Ansprüche der Gemeinde, der Wohlthätigkeitsanstalten, der öffentlichen Unternehmungen, der Subscriptionslisten aller Art — man kann nicht ausweichen, die Stellung

erfordert es; aber ich sage euch, man weiß oft nicht, wo einem der Kopf steht! Dies Jahr bin ich gar in der Klemme, ich habe meinen Garten verschönern lassen und einen Balkon gebaut, die Frau hat es schon lange gewünscht, nun sind die Rechnungen da! Mir ein Reitpferd zu halten, wie der Arzt schon hundertmal geraten, daran darf ich gar nicht denken, denn immer kommen neue Ausgaben dazwischen. Seht, da hab' ich mir auch eine kleine Kelter bauen lassen von neuester Konstruktion, um den Muskateller zu pressen; den ich an den Spalieren ziehe — hol' mich der Teufel, wenn ich sie dies Jahr bezahlen kann! Nun, ich habe gottlob noch Kredit! So spricht er und schüchtert, indem er noch eine grausame Prahlerei damit zu verbinden weiß, seine armen Brüder, seinen alten Vater ein, daß sie ihr Anliegen verschweigen und sich nur wieder fortmachen, nachdem sie seinen Garten und seinen Balkon und seine sinnreiche Kelter bewundert. Und sie gehen zu fremden Leuten, um Hülfe zu suchen und bezahlen gern höhere Zinsen, um nur nicht so viel Geschwätz hören zu müssen. Seine Kinder sind fein und köstlich gekleidet und gehen elastisch über die Straßen; sie bringen den armen Vetterchen und Bäschen kleine Geschenke und holen sie alljährlich zweimal zum Essen, und es ist dies den reichen Kindern ein großer Jux; aber wenn die Gäste ihre Schüchternheit verlieren und auch laut werden, so füllt man ihre Taschen mit Aepfeln und schickt sie nach Hause. Dort erzählen sie alles was sie gesehen und was sie zu essen bekommen haben, und alles wird getadelt; denn Groll und Neid erfüllt die armen Schwägerinnen, welche nichts desto weniger der wohlhabenden Person schmeicheln und deren Staat rühmen mit beredten Zungen. Endlich kommt ein Unglück über den Vater oder über die Brüder, und der reiche Mann muß nun wohl oder übel, des Gerüchtes wegen, vor den Riß stehen. Er thut es auch, ohne sich lange bitten zu lassen; aber nun ist das Band brüderlicher Gleichheit und Liebe ganz zerrissen! Die Brüder und ihre Kinder sind nun die Knechte und Unterthanenkinder des Herren; Jahr aus und ein werden sie geschulmeistert und zurecht gewiesen, in grobes Tuch müssen sie sich kleiden und schwarzes Brot essen, um einen kleinen Teil des Schadens wieder einzubringen, und die Kinder werden

in Waisenhäuser und Armenschulen gesteckt, und wenn sie stark genug sind, müssen sie arbeiten im Hause des Herren und unten an seinem Tische sitzen, ohne zu sprechen."

„Hu!" rief die Frau, „was sind das für Geschichten! Und willst du wirklich deinen eigenen Sohn hier für einen solchen Schubiak halten? Und ist es denn geschrieben, daß gerade seine Brüder ein solches Unglück treffen sollte, das sie zu seinen Knechten machte? Sie, die sich schon selbst zu helfen wußten bis jetzt? Nein, da glaube ich doch zur Ehre unseres eigenen Blutes, daß wir durch eine reiche Heirat nicht dergestalt aus dem Häuschen gerieten, vielmehr sich meine bessere Ansicht bestätigen würde!"

„Ich will nicht behaupten," erwiderte Hediger, „daß es gerade bei uns so zuginge; aber auch bei uns würde die äußere und endlich auch die innere Ungleichheit eingeführt; wer nach Reichtum trachtet, der strebt seines Gleichen ungleich zu werden —"

„Larifari!" unterbrach ihn die Frau, indem sie das Tischtuch zusammennahm und zum Fenster hinausschüttelte: „ist denn Frymann, der das Gut in Händen hat, um das wir uns streiten, euch andern ungleich geworden? Seid ihr nicht ein Herz und eine Seele und steckt immer die Köpfe zusammen?"

„Das ist was Anderes!" rief der Mann, „was ganz Anderes! Der hat sein Gut nicht erschlichen oder in der Lotterie gewonnen, sondern Thaler um Thaler durch seine Mühe erworben während vierzig Jahren. Und dann sind wir nicht Brüder, ich und er, und gehen einander nichts an und wollen es ferner so halten, das ist der Punkt! Und endlich ist der nicht wie andere Leute, der ist noch ein Fester und Aufrechter! Wir wollen aber nicht immer nur diese kleinen Privatverhältnisse betrachten! Glücklicher Weise giebt es bei uns keine ungeheuer reichen Leute, der Wohlstand ist ziemlich verteilt; laß aber einmal Kerle mit vielen Millionen entstehen, die politische Herrschsucht besitzen, und du wirst sehen, was die für einen Unfug treiben! Da ist der bekannte Spinnerkönig, der hat wirklich schon viele Millionen und man wirft ihm vor, daß er ein schlechter Bürger und ein Geizhals sei, weil er sich nichts ums Allgemeine kümmere. Im Gegenteil, ein guter Bürger ist er, der nach wie vor die andern gehen läßt, sich selbst regiert und lebt wie ein

anderer Mann. Laß diesen Kauz ein politisches herrschsüchtiges Genie sein, gieb ihm einige Liebenswürdigkeit, Freude an Aufwand und Sinn für allerhand theatralischen Pomp, laß ihn Paläste und gemeinnützige Häuser bauen und dann schau, was er für einen Schaden anrichtet im gemeinen Wesen und wie er den Charakter des Volkes verdirbt. Es wird eine Zeit kommen, wo in unserem Lande, wie anderwärts, sich große Massen Geldes zusammenhängen, ohne auf tüchtige Weise erarbeitet und erspart worden zu sein; dann wird es gelten, dem Teufel die Zähne zu weisen; dann wird es sich zeigen, ob der Faden und die Farbe gut sind an unserem Fahnentuch! Kurz und gut! ich sehe nicht ein, warum einer meiner Söhne nach fremdem Gute die Hand ausstrecken soll, ohne einen Streich darum gearbeitet zu haben. Das ist ein Schwindel wie ein anderer!"

„Es ist ein Schwindel, der da ist, so lange die Welt steht," sagte die Frau mit Lachen, „daß Zwei sich heiraten wollen, die sich gefallen! Hieran werdet ihr mit all' euren großen und steifen Worten nichts ändern! Du bist übrigens allein der Narr im Spiele; denn Meister Frymann sucht weislich zu verhüten, daß deine Kinder den seinigen gleich werden. Aber die Kinder werden auch ihre eigene Politik haben und sie durchführen, wenn etwas an dem Handel ist, was ich nicht weiß."

„Mögen sie," sagte der Meister, „das ist ihre Sache; die meinige ist, nichts zu begünstigen und so lange Karl minderjährig ist, jedenfalls meine Einwilligung zu versagen."

Mit dieser diplomatischen Erklärung und der neuesten Nummer des „Republikaners" zog er sich in sein Studierzimmer zurück. Frau Hediger dagegen wollte sich nun hinter den Sohn machen und ihn neugierig zur Rede stellen; doch bemerkte sie erst jetzt, daß er sich aus dem Staube gemacht habe, da ihm die ganze Verhandlung durchaus überflüssig und unzweckmäßig erschien und er sich überhaupt scheute, seine Liebeshändel vor den Eltern auszukramen.

Desto zeitiger bestieg er am Abend das Schiffchen und ruderte hinaus, wo er schon viele Abende gewesen. Allein er sang sein Liedchen einmal und zweimal und sogar bis auf den letzten Vers, ohne daß sich jemand sehen ließ, und nachdem er länger als eine Stunde vergeblich vor dem Zimmerplatze gekreuzt hatte, fuhr er

verwirrt und niedergeschlagen zurück und glaubte, seine Sache stände in der That schlecht. Die vier oder fünf nächsten Abende ging es ihm ebenso und nun gab er es auf, der Ungetreuen nachzustellen, als wofür er sie hielt; denn obgleich er sich ihres Vorsatzes erinnerte, ihn nur alle vier Wochen sehen zu wollen, so hielt er dies nur für eine Vorbereitung zur gänzlichen Verabschiedung und verfiel in eine zornige Traurigkeit. Es kam ihm deshalb höchst gelegen, daß die Übungszeit für die Scharfschützenrekruten begann, und er ging vorher mit einem Bekannten, der Schütz war, mehrere Nachmittage hindurch auf eine Schießstätte, um sich notdürftig zu üben und die zur Anmeldung erforderliche Anzahl Treffer aufweisen zu können. Sein Vater sah ziemlich spöttisch diesem Treiben zu und kam unversehens selbst hin, um den Sohn noch rechtzeitig von dem thörichten Unterfangen abzuhalten, wenn er, wie er vermutete, gar nichts könnte.

Allein er kam eben recht, als Karl sein halbes Dutzend Fehlschüsse schon hinter sich hatte und nun eine Reihe ziemlich guter Schüsse abgab. „Du machst mir nicht weiß,“ sagte er erstaunt, „daß du noch nie geschossen habest; du hast heimlich schon manchen Franken dafür ausgegeben, das steht fest!“

„Heimlich habe ich wohl schon geschossen, aber ohne Kosten. Wißt Ihr wo, Vater?“

„Das hab' ich mir gedacht!“

„Ich habe schon als Junge oft dem Schießen zugesehen, aufgemerkt, was darüber gesprochen wurde, und seit Jahren schon empfand ich eine solche Lust dazu, daß ich davon träumte, und wenn ich noch im Bette lag, in Gedanken die Büchse Stunden lang regierte und Hunderte von wohlgezielten Schüssen nach der Scheibe sandte.“

„Das ist vortrefflich! Da wird man in Zukunft ganze Schützencompagnieen ins Bett konsignieren und solche Gedankenübungen anordnen; das spart Pulver und Schuh'!“

„Das ist nicht so lächerlich, als es aussieht,“ sagte der erfahrene Schütz, der Karl unterrichtete, „es ist gewiß, daß von zwei Schützen, die an Auge und Hand gleich begabt sind, der welcher ans Nachdenken gewöhnt ist, Meister werden wird. Es braucht auch einen angebornen Takt zum Abdrücken, und es giebt gar seltsame Dinge hier, wie in allen Uebungen.“

Je öfter und je besser Karl traf, desto mehr schüttelte der alte Hediger das Haupt; die Welt schien ihm auf den Kopf gestellt; denn er selbst hatte, was er war und konnte, nur durch Fleiß und angestrengte Uebung erreicht; selbst seine Grundsätze, welche die Leute sonst so leicht und zahlreich wie Häringe einzupacken wissen, hatte er nur durch anhaltendes Studium in seinem Hinterstübchen erworben. Doch wagte er nun nicht mehr Einsprache zu thun und begab sich von hinnen, nicht ohne innerliche Zufriedenheit, einen vaterländischen Schützen unter seine Söhne zu zählen; und bis er seine Wohnung erreichte, war er entschlossen, demselben eine gut sitzende Uniform von besserem Tuche zu machen. „Versteht sich, muß er sie bezahlen!“ sagte er sich; aber er konnte schon wissen, daß er seinen Söhnen nie etwas zurückforderte und daß sie ihm nie etwas zu erstatten begehrten. Das ist Eltern gesund und läßt sie zu hohen Jahren kommen, auf daß sie erleben, wie ihre Kinder wiederum von den Enkeln lustig geschröpft werden, und so geht es von Vater auf Sohn und alle bleiben bestehen und haben guten Appetit.

Karl wurde nun auf mehrere Wochen in die Kaserne gesteckt und gedieh zu einem hübschen und gewandten Soldaten, der, obgleich er verliebt war und nichts mehr von seinem Mädchen sah noch hörte, dennoch aufmerksam und munter seinem Dienst oblag, so lange der Tag dauerte; und des Nachts ließen die Reden und Possen, welche die Schlafkameraden aufführten, keine Möglichkeit übrig, seinen Gedanken einsam nachzuhangen. Es war ein Dutzend Leute aus verschiedenen Bezirken, welche ihre heimischen Künste und Witze austauschten und verwerteten, lange nachdem die Lichter gelöscht waren und bis Mitternacht herankam. Aus der Stadt war außer Karl nur noch Einer dabei, welchen er von Hörensagen kannte. Der war einige Jahre älter als er und hatte schon als Füsilier gedient. Seines Zeichens ein Buchbinder, arbeitete er seit geraumer Zeit keinen Streich mehr und lebte aus den in die Höhe geschraubten Mietzinsen alter Häuser, die er mit Geschick und ohne Kapital zu kaufen wußte. Manchmal verkaufte er eines wieder an einen Gimpel zu übertriebenem Preise, steckte, wenn der Käufer nicht halten konnte, den Neukauf und die bereits bezahlten Summen in die Tasche und nahm das Haus wieder an sich, indem er den Mietern abermals

aufschlug. Auch hatte er's im Griff, durch leichte bauliche Veränderungen die Wohnungen um ein Kämmerlein oder kleines Stübchen zu vergrößern und abermals eine bedeutende Zinserhöhung eintreten zu lassen. Diese Veränderungen waren durchaus nicht zweckmäßig und bequem erdacht, sondern ganz willkürlich und einfältig; ebenso kannte er alle Pfuscher unter den Handwerkern, welche die wohlfeilste und schlechteste Arbeit lieferten, mit denen er machen konnte, was er wollte. Wenn ihm gar nichts Anderes mehr einfiel, so ließ er eines seiner alten Gebäude auswendig neu anweißen und erhöhte abermals die Miete. Dergestalt erfreute er sich einer hübschen jährlichen Einnahme, ohne eine Stunde wirklicher Arbeit. Seine Gänge und Verabredungen waren bald besorgt, und ebenso lang, als vor seinen Machereien, stellte er sich vor den Bauwerken anderer Leute auf, spielte den Sachverständigen, redete in alles hinein und war im übrigen der dümmste Kerl von der Welt. Daher galt er für einen klugen und wohlhabenden jungen Mann, der es schon früh zu etwas brächte, und er ließ sich nichts abgehen. Er hielt sich nun zu gut für einen Infanteriesoldaten und hatte Offizier werden wollen. Da er aber dafür zu faul und unwissend, hatte man ihn nicht brauchen können, und nun war er durch hartnäckige Aufdringlichkeit zu den Scharfschützen gekommen.

Hier suchte er sich mit Gewalt im Ansehen zu erhalten, ohne sich anzustrengen, lediglich durch seinen Geldbeutel. Er lud die Unterinstruktoren und die Kameraden fortwährend zum Zechen ein und gedachte sich durch plumpe Freigebigkeit Nachsicht und Freiheit zu verschaffen. Doch erreichte er nichts, als daß er gehänselt wurde und allerdings einer Art Nachsicht genoß, indem man es bald aufgab, etwas Rechtes aus ihm zu machen und ihn laufen ließ, so lang er die andern nicht störte. Ein einziger Rekrut schloß sich ihm an und machte ihm den Bedienten, putzte ihm Waffen und Zeug und redete zu seinen Gunsten, und das war ein reicher Bauernsohn und junger Geizkragen, welcher stets furchtbare Freß- und Trinklust empfand, sobald er sie auf fremde Kosten befriedigen konnte. Der glaubte sich den Himmel zu verdienen, wenn er seine blanken Thaler vollzählig wieder nach Hause tragen und doch sagen konnte, er habe lustig gelebt während des Dienstes und gezecht wie

ein wahrer Scharfschütz; er war dabei lustig und guter Dinge und unterhielt seinen Gönner, der bei weitem nicht besaß, was er, mit seiner dünnen Fistelstimme, womit er hinter der Flasche allerlei ländliche Modelieder gar seltsam zu singen wußte; denn er war ein fröhlicher Geizhals. So lebten die beiden, Ruckstuhl, der junge Schnapphahn, und Spörri, der junge Bauernfilz, in herrlicher Freundschaft. Jener hatte immerdar Fleisch und Wein vor sich stehen und that was er mochte, und dieser verließ ihn so wenig als möglich, sang und putzte ihm die Stiefel und verschmähte sogar die kleinen Geldgeschenke nicht, die jener abließ.

Die andern trieben indessen ihren Spott mit ihnen und machten unter sich aus, daß Ruckstuhl in keiner Compagnie sollte geduldet werden. Das galt jedoch für seinen Famulus nicht, denn der war wunderlicher Weise ein guter Schütz, und im Heer ist jeder willkommen, der seine Sache versteht, mag er dabei ein Philister oder ein Wildfang sein.

Karl war der erste, wenn man sich über das Paar lustig machte; aber in einer Nacht verging ihm der Spaß, als der weinselige Ruckstuhl, nachdem schon alles still war im Zimmer, seinem Anhänger vorprahlte, was er für ein Herr sei und wie er in Bälde dazu eine reiche Frau zu nehmen gedächte, die Tochter des Zimmermeisters Frymann, die ihm nach allem was er gemerkt, nicht entgehen könne.

Jetzt war Karls Ruhe dahin, und am nächsten Tage ging er, sobald er eine Stunde frei hatte, zu seinen Eltern, um zu horchen, was es gebe. Da er aber selbst nicht von der Sache beginnen mochte, so vernahm er nichts von Herminen, bis erst, als er wieder ging, die Mutter ihm einen Gruß von ihr ausrichtete.

„Wo habt Ihr sie denn gesehen?“ fragte er möglichst kaltblütig.

„Ei, sie kommt jetzt alle Tage mit der Magd auf den Markt und lernt einkaufen. Ich muß ihr dabei Anleitung geben, wenn wir uns treffen, und wir gehen dann auf dem ganzen Markt herum und haben viel zu lachen; denn sie ist immer lustig.“

„So?“ sagte der Vater, „darum bleibst Du manchmal so lange weg? Und was treibst Du da für Kuppelei? Schickt sich das für eine Mutter, so zu handeln und mit Personen herumzulaufen, die dem Sohne verboten sind, und ihre Grüße zu bestellen?“

„Was verbotene Personen? Kenne ich das gute Kind nicht von klein auf, habe es noch auf dem Arm getragen und soll nicht mit ihm umgehen? Und soll sie die Leute in unserm Hause nicht grüßen dürfen? Und soll das eine Mutter nicht besorgen? Und sollte eine Mutter ihre Kinder nicht verkuppeln dürfen? Mich dünkt, sie ist gerade die rechte Behörde dazu! Aber von dergleichen Dinge sprechen wir gar nicht, wir Frauensleute sind nicht halb so erpicht auf Euch ungezogene Männer, und wenn ich der Hermine zu raten habe, so nimmt sie gar keinen!“

Karl hörte das Gespräch nicht mehr zu Ende, sondern ging seiner Wege; denn er hatte einen Gruß und von einer verdächtigen Neuigkeit war nicht die Rede gewesen. Nur legte er den Finger an die Nase, warum Hermine wohl so lustig sei, da sie sonst nie viel gelacht habe? Er legte es endlich zu seinen Gunsten aus und nahm an, sie sei nur lustig, weil sie seine Mutter antreffe. So beschloß er, sich still zu halten, dem Mädchen etwas Gutes zuzutrauen und die Dinge geschehen zu lassen.

Einige Tage später kam Hermine mit dem Strickzeug zu Frau Hediger auf Besuch und es herrschte da eine große Freundlichkeit, Gespräch und Lachen, so daß Hediger, der einen feinen Bratenrock zuschnitt, in seiner Werkstatt fast gestört wurde und sich wunderte, was da für eine Gevatterin angekommen sei. Doch achtete er nicht lange darauf, bis er endlich hörte, daß seine Frau über einen Schrank ging und im blauen Kaffeegeschirr klapperte. Die Büchsenschmiedin kochte nämlich einen Kaffee, so gut sie ihn je gekocht; auch nahm sie eine tüchtige Handvoll Salbeiblätter, tauchte sie in einen Eierteig und buk sie in heißer Butter zu sogenannten Mäuschen, da die Stiele der Blätter wie Mausschwänze aussahen. Sie gingen prächtig auf, daß es eine getürmte Schüssel voll gab, deren Duft mit demjenigen des reinen Kaffees zum Meister empor stieg. Als er vollends hörte, wie sie Zucker zerklopfte, wurde er höchst ungeduldig, bis man ihn zum „Trinken“ rief; aber er wäre keinen Augenblick vorher gegangen, denn er gehörte zu den Festen und Aufrechten. Als er nun in die Stube trat, sah er seine Frau und die ziervolle verbotene Person in dicker Freundschaft hinter der Kanne sitzen, und zwar hinter der blaugeblümten, und außer den Mäuslein stand

noch Butter da und die blaugeblümte Büchse voll Honig; es war zwar kein Bienenhonig, sondern nur Kirschmus, ungefähr von der Farbe von Herminens Augen; und dazu war es Sonnabend, ein Tag, wo alle ehrbaren Bürgersfrauen fegen und scheuern, kehren und bohnen und keinen genießbaren Bissen kochen.

Hediger sah sehr kritisch auf die ganze Anstalt und grüßte mit etwas strenger Miene; allein Hermine war so holdselig und dabei resolut, daß er wie aufs Maul geschlagen da saß, und damit endigte, daß er selbst ein „Glas Wein“ aus dem Keller holte und sogar aus dem kleinen Fäßchen. Hermine erwiderte diese Gnade dadurch, daß sie behauptete, es müsse für Karl auch ein Teller voll Mäuse aufbewahrt werden, da er in der Kaserne doch nicht viel Gutes hätte. Sie nahm ihren Teller und zog mit den zierlichen Fingern eigenhändig die schönsten Mäuschen an den Schwänzen aus der Schüssel und so viele, daß die Mutter selbst zuletzt rief, es sei nun genug. Jene stellte aber den Teller neben sich, betrachtete ihn wohlgefällig von Zeit zu Zeit, nahm auch etwa wieder ein Stück daraus und aß es, indem sie sagte, sie sei jetzt bei Karl zu Gaste, und ersetzte den Raub gewissenhaft aus der Schüssel.

Endlich wurde das Ding dem guten Hediger zu bunt; er kratzte sich hinter den Ohren, und so eilig seine Arbeit war, zog er doch schnell den Rock an und rannte fort, den Vater der Sünderin aufzusuchen. „Wir müssen aufpassen!“ sagte er zu ihm, „Deine Tochter sitzt in dickster Herrlichkeit bei meiner Alten, und es ist mir ein sehr verdächtiges Gethue, Du weißt, die Weiber sind des Teufels.“

„Warum jagst Du den Aff nicht fort?“ sagte Frymann ärgerlich.

„Ich fortjagen? das werd' ich bleiben lassen, das ist ja eine Staatshexe! Komm' Du selbst und sieh nach!“

„Gut, ich komme sogleich mit und werde dem Kind angemessen bedeuten, was es zu thun hat!“

Als sie aber hinkamen, fanden sie statt des Fräuleins den Scharfschützen, der seine grüne Weste aufgeknöpft hatte und sich das aufgehobene Gebäck und den Rest des Weines um so besser schmecken ließ, als ihm die Mutter beiläufig mitgeteilt hatte, Hermine würde diesen Abend wieder einmal auf dem See fahren, da es so schöner Mondschein und schon vier Wochen her sei, seit sie es gethan.

Karl fuhr um so zeitiger auf den See hinaus, als er mit dem Zapfenstreich, den die Zürcher Trompeter in himmlischen Harmonieen ertönen lassen in schönen Frühlings- und Sommernächten, wieder einrücken mußte. Es war noch nicht völlig dunkel, da er vor den Zimmerplatz kam; aber o weh, des Herrn Frymanns Bootchen schwamm nicht wie sonst im Wasser, sondern lag umgekehrt auf zwei Böcken, wohl zehn Schritte vom Ufer entfernt.

Sollte das eine Fopperei sein oder ein Streich von dem Alten? dachte er und wollte eben betrübt und aufgebracht abfahren, als der große goldene Mond aus den Wäldern des Zürichbergs heraufstieg und zugleich Hermine hinter einer blühenden Weide hervortrat, die ganz voll gelber Kätzchen hing.

„Ich wußte nicht, daß unser Schiff neu angemalt wird," flüsterte sie, „ich muß daher in Deines kommen, fahr' schnell weg!" Und sie sprang leichten Fußes zu ihm hinein und setzte sich ans andere Ende seines Jagers, der kaum sieben Schuh lang war. Sie fuhren hinaus, bis sie jedem spähenden Blick entschwanden, und Karl stellte unverweilt Hermine wegen Ruckstuhl zur Rede, indem er dessen Worte und Thaten erzählte.

„Ich weiß," antwortete sie, „daß dieser Monsieur mich zur Frau begehrt und daß mein Vater sogar nicht abgeneigt ist, ihm zu willfahren; er hat schon davon gesprochen."

„Reitet ihn denn der Teufel, Dich diesem Strolch und Tagdieb zu geben? Wo bleiben denn seine gravitätischen Grundsätze?"

Hermine zuckte die Achseln und erwiderte: „Der Vater hat einmal die Idee, eine Anzahl großer Häuser zu bauen und damit zu spekulieren; darum möchte er einen Schwiegersohn haben, der ihm darin zur Hand geht, besonders was das Spekulieren betrifft, und indem er für das Ganze besorgt ist, weiß, daß er seinen eigenen Nutzen fördert. Er denkt sich ein gemeinschaftliches, vergnügtes Schaffen und Spintisieren, wie er es gewünscht hätte mit einem eigenen Sohne zu teilen, und nun scheint ihm dieser Herr das rechte Genie dazu zu sein. Dem fehlt nichts, sagt er, als ein tüchtiges Geschäftsleben, um ein ganzer Praktikus zu werden. Von seiner einfältigen Lebensart weiß der Vater nichts, weil er nicht auf das Thun der Leute sieht und nirgends hinkommt, als zu seinen alten Freunden.

Kurz, der Ruckstuhl ist morgen, da es Sonntag ist, bei uns zum Essen eingeladen, um die Bekanntschaft zu befestigen, und ich fürchte, daß er gleich mit der Thür ins Haus fallen wird. Er ist zudem ein schmählicher Wohldiener und frecher Mensch, wie ich gehört habe, wenn er etwas erschnappen will, woran ihm gelegen ist."

„Ei nun," sagte Karl, „so wirst Du ihn gehörig abtrumpfen!"

„Das werde ich auch thun; aber besser wäre es, wenn er gar nicht käme und meinen Papa im Stich ließe."

„Das wäre freilich besser; aber es ist ein frommer Wunsch, er wird sich wohl hüten, wegzubleiben."

„Ich habe mir einen Plan ausgedacht, der freilich etwas sonderbar ist. Könntest Du ihn nicht heute noch oder morgen früh zu einer Dummheit verführen, daß Ihr miteinander Arrest erhieltet für vierundzwanzig oder achtundvierzig Stunden?"

„Du bist sehr gütig, mich zwei Tage ins Loch zu schicken, um Dir ein Nein zu ersparen! Thust Du's nicht billiger?"

„Es ist notwendig, damit unser Gewissen nicht zu sehr leidet, daß Du das Leiden mit ihm teilest! Was das Nein betrifft, so wünsche ich gar nicht in die Lage zu kommen, ja oder nein zu dem Menschen sagen zu müssen; es ist schon genug, daß er in den Kasernen von mir spricht. Weiter soll er es nicht einmal bringen."

„Du hast recht, mein Schätzchen! Dennoch denke ich den Schlingel allein ins Loch spazieren zu lassen, es dämmert mir ein Projekt auf. Doch genug hievon, es ist schade für die köstliche Zeit und um den goldenen Mondschein! Denkst Du Dir nichts dabei?"

„Was soll ich mir dabei denken?"

„Daß wir uns vier Wochen nicht gesehen haben und daß Du heute nicht wohl ungeküßt das Land betreten dürftest."

„Willst Du mich etwa küssen?"

„Ja, ich! aber es eilt mir garnicht, ich habe Dich zu sicher in der Hand! Ich will mich noch einige Minuten, vielleicht fünf, höchstens sechs darauf freuen!"

„So so! Ist das nun der Dank für mein Vertrauen, und ist es Dir wirklich ernst? Lässest Du nicht mit Dir unterhandeln?"

„Und wenn Du mit Engelszungen redetest, mit nichten! Jetzt ist guter Rat einmal teuer, mein Fräulein!"

„So will ich Ihnen auch etwas vortragen, mein Herr. Wenn Du mich heute abend noch nur mit einer Fingerspitze berührst gegen meinen Willen, so ist es aus zwischen uns und ich werde Dich nie wieder sehen; das schwöre ich Dir bei Gott und bei meiner Ehre! Denn es ist mir ernst.“

Ihre Augen funkelten, als sie das sagte. „Das wird sich dann schon geben,“ erwiderte Karl, „halte Dich nur still, ich werde jetzt bald kommen!“

„Thu, was Du willst!“ sagte Hermine kurz und schwieg. Allein sei es, daß er sie doch für fähig hielt, ihr Wort zu halten, oder daß er selbst nicht wünschte, daß sie ihren Schwur bräche, er blieb gehorsam an seinem Platze sitzen und schaute mit blitzenden Augen zu ihr hinüber, im Mondlichte spähend, ob sie nicht mit den Mundwinkeln zucke und ihn auslache.

„Ich muß mich also wieder mit der Vergangenheit trösten und durch meine Erinnerungen entschädigen,“ begann er nach einer kleinen Stille; „wer sollte es diesem strengen festgeschlossenen Mündchen ansehen, daß es vor vielen Jahren schon so süße Küßchen zu geben wußte?“

„Fängst Du wieder an mit Deinen unverschämten Erfindungen? Aber wisse, daß ich das ärgerliche Zeug auch nicht länger anhören will!“

„Sei nur ruhig! Nur noch diesmal wollen wir unsere Betrachtungen rückwärts lenken in jene goldene Zeit, und zwar wollen wir reden von dem letzten Kusse, den Du mir gegeben hast, ich erinnre mich der Umstände, als ob es heute wäre, deutlich und klar, und ich bin überzeugt, Du desgleichen! Ich war schon dreizehn Jahre alt, Du etwa zehn, und schon einige Jahre waren verflossen, ohne daß wir uns mehr geküßt hätten, denn wir dünkten uns nun große Leute. Da sollte es doch noch einen angenehmen Schluß geben; oder war es die frühe Lerche, die den neuen Morgen verkündete? Es war an einem schönen Pfingstmontag —“

„Nein, Himmelfahrtstag —“ unterbrach ihn Hermine, schwieg jedoch, ohne das Wort ganz auszusprechen.

„Du hast recht, es war ein prachtvoller Himmelfahrtstag im Monat Mai, wir waren mit einer Gesellschaft junger Leute ausgezogen, wir zwei die einzigen Kinder dabei; Du hieltest Dich an die großen Mädchen

und ich mich an die Jünglinge, und wir verschmähten, mit einander zu spielen oder auch nur zu reden. Nachdem man schon weit und breit herumgekommen, ließ man sich in einem hohen und lichten Gehölz nieder und begann ein Pfänderspiel; denn der Abend war nicht mehr fern und die Gesellschaft wollte nicht ohne einige Küsserei nach Hause kehren. Zwei Leute wurden verurteilt, sich mit Blumen im Munde zu küssen, ohne dieselben fallen zu lassen. Als dieses und die nachfolgenden Paare das Kunststück nicht zustande brachten, kamst Du plötzlich ganz unbefangen auf mich zugelaufen, ein Maiglöckchen im Munde, stecktest mir auch ein solches zwischen die Lippen und sagtest: Probier' einmal! Richtig fielen beide Blümchen auf die Erde zu ihren Geschwistern, Du setztest aber im Eifer dennoch Dein Küßchen ab. Es war, wie wenn ein leichter schöner Schmetterling abgesessen wäre, und ich griff unwillkürlich mit zwei Fingerspitzen darnach, ihn zu haschen. Da glaubte man, ich wolle den Mund abwischen und lachte mich aus."

„Hier sind wir am Lande!" sagte Hermine und sprang hinaus. Dann kehrte sie sich freundlich noch einmal gegen Karl.

„Weil Du Dich so still gehalten und meinem Worte die Ehre gegeben hast, die ihm gebührt," sagte sie, „so will ich, wenn es nötig sein sollte, auch vor vier Wochen wieder mit Dir fahren und es Dir in einem Briefchen anzeigen. Es wird das erste Schriftliche sein, das ich Dir anvertraue."

Damit eilte sie nach dem Hause. Karl dagegen fuhr eilig nach dem Hafenplatz, um den Zapfenstreich der biederen Trompeter nicht zu versäumen, der wie ein schartiges Rasiermesser die laue Luft durchschnitt.

Er traf schon auf dem Wege mit Ruckstuhl und Spörri zusammen, die gelind angesäuselt waren; sie freundschaftlich und bieder begrüßend, faßte er den ersten unter den Arm und fing an, ihn zu rühmen und zu loben: „Was Teufels haben Sie wieder getrieben? Was haben Sie wieder für Streiche ausgeheckt, Sie schlimmer Patron? Sie sind doch der splendideste Schütz im ganzen Kanton, was sage ich, in der ganzen Schweiz!"

„Donner!" rief Ruckstuhl, höchst geschmeichelt, daß einmal ein anderer als Spörri sich an ihn machte und ihn rühmte, „Donner!

daß wir schon ins Nest müssen! Können wir nicht noch schnell eine Flasche Guten abthun?“

„Bst! das können wir auf dem Zimmer ausrichten! Es ist ohnehin Sitte bei den Scharfschützen, daß man wenigstens einmal während des Dienstes die Offiziere hintergeht und heimlich eine Nacht durch auf dem Zimmer zecht. Und wir wollen als Rekruten zeigen, daß wir der Spezialwaffe würdig sind.“

„Das wäre ein Hauptspaß! Ich zahle den Wein, so wahr ich Ruckstuhl heiße! Aber schlau müssen wir sein, listig wie die Schlangen, sonst sind wir geliefert.“

„Nur ruhig, wir sind die rechten Leute! Wir wollen nur recht still und scheinheilig einrücken und keinerlei Aufhebens machen.“

Als sie in die Kaserne kamen, waren die andern Zimmergenossen alle in der Wirtschaft und nahmen dort den Schlaftrunk. Karl zog einige ins Vertrauen, die teilten es weiter mit, und so versah sich jeder mit ein paar Flaschen, die sie unbemerkt, einer nach dem andern, hinaustrugen und unter den Betten verbargen. Auf dem Zimmer, als es zehn Uhr schlug, legten sie sich ruhig ins Bett, bis nachgesehen war, ob die Lichter gelöscht seien. Dann standen alle wieder auf, verhingen die Fenster mit Mänteln und zündeten die Lichter wieder an, zogen den Wein hervor und begannen zu pokulieren, daß es eine Art hatte, und Ruckstuhl dünkte sich wie in Elysium, da alle ihm zutranken und ihn einen großen Mann sein ließen. Denn der heiße Wunsch, auch beim Militär zu gelten, ohne etwas dafür zu thun, machte ihn dümmer, als er eigentlich war. Als er nebst seinem Trabanten gehörig zugedeckt schien, wurden erst verschiedene Trinkspiele aufgeführt. Der eine mußte auf dem Kopfe stehend eine Gießkelle voll Wein austrinken, die ihm einer vorhielt, der andere auf einen Stuhl sitzen und, während eine an die Decke gehängte und in Umschwung gesetzte Bleikugel seinen Kopf umkreiste, drei Gläser leeren, ehe die Kugel den Kopf berührte, der dritte etwas Anderes, und jeder, der es nicht vollbrachte, erhielt irgend eine drollige Strafe. Alles dieses wurde in größter Stille vollzogen; wer laut wurde, verfiel ebenfalls in Buße, und alle waren im Hemde, um bei einer Ueberraschung schnell ins Bett kriechen zu können. Wie

nun die Zeit nahte, wo die Runde durch die Gänge strich, wurde den zwei Freunden auch ein Trinkstück aufgegeben. Sie sollten sich gegenseitig zwei auf die flache Klinge gesetzte volle Gläser an den Mund halten und dieselben austrinken, ohne einen Tropfen zu vergießen. Prahlend zogen sie vom Leder und kreuzten die mit Gläsern beschwerten Waidmesser; aber sie zitterten dergestalt, daß die Gläser herabfielen und sie nicht einen Tropfen erschnappten. Sie wurden daher angewiesen, eine Viertelstunde in „kleiner Uniform" vor der Thüre Schildwache zu stehen, und solche Unternehmung wurde als das Kühnste gepriesen, was seit Menschengedenken in dieser Kaserne verübt worden sei. Ueber das bloße Hemd wurde ihnen Waidsack und Waidmesser kreuzweis umgehängt, dazu mußten sie den Tschako aufsetzen und die blauen Ueberstrümpfe anziehen aber ohne Schuhe, und so wurden sie, den Stutzen in der Hand, vor die Thüre geführt und an beiden Pfosten aufgestellt. Kaum waren sie dort, so schob man den Riegel vor, tilgte alle Spuren des Gelages, enthüllte die Fenster, löschte die Lichter und schlüpfte jeder in sein Bett, als hätte er schon seit Stunden geschlafen. Die beiden Schildwachen gingen indessen im Scheine der Ganglaterne auf und ab, die Büchse auf der Schulter, und schauten mit kühnen Blicken um sich. Spörri, der wegen des Gratisrausches in seligster Stimmung war, wurde ganz übermütig und hub plötzlich an zu singen, und das beschleunigte die Schritte des diensthabenden Offiziers, der schon auf dem Wege war. Als er herannahte, wollten sie rasch ins Zimmer entschlüpfen; aber die Thür ging nicht auf, und ehe sie sich zu helfen wußten, war der Feind da. Jetzt tanzte in ihrem Kopfe alles durcheinander. Sie stellten sich in der Verwirrung jeder vor seinen Pfosten, präsentierten das Gewehr und riefen: „Werda!"

„Was Kreuzsakerment soll das heißen? Was treibt ihr da?" rief die Runde, ohne jedoch eine genügende Antwort zu erhalten, da die beiden Käuze kein vernünftiges Wort hervorbrachten. Der Offizier öffnete rasch die Thüre und sah in das Zimmer; denn Karl, der die Ohren gespitzt, war schnell aus dem Bette gesprungen, hatte den Riegel zurückgeschoben und sich eben so rasch wieder unter die Decke gemacht. Als der Offizier sah, daß alles dunkel und still war, und nichts hörte als Schnaufen und Schnarchen, rief er: „Heda, Leute!"

„Geht zum Teufel!“ rief Karl, „und legt Euch einmal schlafen, ihr Trunkenbolde!“ Auch die andern stellten sich, als ob sie geweckt würden, und riefen: „Sind die Bestien noch nicht im Bett? Werft sie hinaus, ruft die Wache!“

„Sie ist schon da, ich bin's!“ sagte der Offizier, „mach' einer von Euch Licht, rasch!“ Es geschah, und als die Besessenen beleuchtet wurden, erhob sich ein Gelächter unter allen Bettdecken hervor, wie wenn sämtliche Mannschaft von dem Anblick im höchsten Grade überrascht wäre. Ruckstuhl und Spörri lachten mit, wie die Narren, marschierten herum und hielten sich die Bäuche; denn ihre Geister hatten wieder eine andere Richtung eingeschlagen. Ruckstuhl machte dem Offizier ein Schnippchen ums andere unter die Nase, und Spörri streckte ihm die Zunge heraus. Als der Verhöhnte sah, daß mit dem fröhlichen Paare nichts anzufangen sei, zog er seine Schreibtafel hervor und schrieb ihre Namen auf. Nun traf es sich zum Unglück, daß er gerade in einem von Ruckstuhls Häusern wohnte und, da eben Ostern vorüber war, den Mietzins noch nicht bezahlt hatte, sei es weil er nicht bei Geld war oder weil er des Dienstes wegen die Sache versäumt. Kurz, Ruckstuhls Genius verfiel urplötzlich auf diesen Gegenstand, und er stotterte lachend, indem er gegen den Offizier torkelte: „Bezahlen — zahlen Sie zuerst Ihre Schu — Schulden, Herr Lieutenant, e — eh Sie di — die Leute aufschreiben — schreiben! Wissen Sie wohl?“ Spörri aber lachte noch lauter, schwankte und krebste rückwärts, mit dem Kopfe wackelnd, und fistelte: „Be — be be be — zahlen Sie Ihre Schulden, Herr Lieutenant, da — da das ist gu — gut gesagt, gut gesagt.“

„Stehen vier Mann auf,“ sagte jener ruhig, „und führen die Arrestanten auf die Wache! man soll sie augenblicklich scharf einsperren; in drei Tagen wollen wir vorläufig sehen, ob sie ausgeschlafen haben. Werft ihnen die Mäntel über und gebt ihnen die Hosen auf den Arm. Marsch!“

„Die Ho Ho Ho — die Ho — Hosen,“ schrie Ruckstuhl, „die brauchen wir; da — da da fällt noch wa — wa — was raus, wenn man sie schüttelt!“

„Ra — ra raus, wenn man sie sch — schüttelt, Herr Lieutenant!“

wiederholte Spörri und beide schwangen die Beinkleider herum, daß die Thaler darin erklangen. So zogen sie mit ihrer Begleitung lachend und lärmend durch die Gänge, die Treppe hinunter und verschwanden bald in einem kellerartigen Raume des Erdgeschosses, worauf es stille wurde.

Am folgenden Mittag wurde bei Meister Frymann der Tisch ungewöhnlich reich gedeckt. Hermine füllte die geschliffenen Flaschen mit Sechsundvierziger, stellte die glänzenden Gläser neben die Teller, legte schöne Servietten darauf und zerschnitt ein frisches Brot aus der Bäckerei zur Henne, wo ein altherkömmliches Gastbrot gebacken wurde, das Entzücken aller Kinder und Kaffeeschwestern von Zürich. Auch schickte sie einen sonntäglich geputzten Lehrling zum Pastetenbeck, die Maccaronipastete und den Kaffeekuchen zu holen, und endlich stellte sie auf einem Seitentischchen den Nachtisch zurecht, die Hüpli und Offleten, das Gleichschwer und die Pfaffenmümpfel oder den Gugelhupf. Frymann, der durch die schöne Sonntagsluft angenehm erregt war, entnahm aus diesem Eifer, daß die Tochter seinen Plänen keinen ernstlichen Widerstand leisten wolle, und er sagte vergnügt zu sich selbst: So sind sie alle! Sobald eine annehmbare und bestimmte Gelegenheit an sie herantritt, so machen sie kurz ab und nehmen sie beim Schopf!

Nach alter Sitte war Herr Ruckstuhl auf Punkt Zwölf geladen. Als er ein Viertel nach Zwölf nicht da war, sagte Frymann: „Wir wollen essen; man muß den Musjö bei Zeiten an Ordnung gewöhnen!“ Und als er nach der Suppe immer noch nicht kam, rief der Meister die Lehrlinge und die Magd herbei, welche heut allein essen sollten und teilweise schon fertig waren, und sagte zu ihnen: „Da eßt noch mit, wir wollen das Zeug nicht angaffen. Haut zu und laßt es Euch schmecken, wer nicht kommt zur rechten Zeit, der soll haben was übrig bleibt!“

Das ließen sich die nicht zweimal sagen und waren fröhlich und guter Dinge, und Hermine war am aufgewecktesten und empfand um so besseren Appetit, je verdrießlicher und unlustiger der Vater wurde. „Das scheint ein Flegel zu sein!“ brummte er vor sich hin; sie hörte es aber und sagte: „Gewiß hat er keinen Urlaub bekommen, man muß ihn nicht voreilig verurteilen!“

„Was Urlaub! Verteidigst Du ihn schon? Wie wird der keinen Urlaub bekommen, wenn es ihm darum zu thun ist?“

Aeußerst unmutig beendigte er die Mahlzeit und ging sogleich und gegen seine Gewohnheit auf ein Kaffeehaus, nur um sich nicht mehr von dem nachlässigen Freier antreffen zu lassen, wenn er endlich käme. Gegen vier Uhr kehrte er, statt wie gewohnt seine Sonntagsgesellschaft, die sieben Männer, aufzusuchen, nochmals zurück, neugierig, ob Ruckstuhl sich nicht gezeigt habe? Als er durch den Garten kam, saß Frau Hediger mit Herminen, da es ein warmer Frühlingstag war, im Gartenhaus, und sie tranken den Kaffee und aßen die Pfaffenmümpfel und den Gugelhupf und schienen sehr aufgeräumt. Er begrüßte die Frau, und obgleich ihr Anblick ihn wurmte, frug er sie sogleich, ob sie nichts aus der Kaserne wüßte, und ob vielleicht die Schützen einen gemeinsamen Ausflug gemacht hätten.“

„Ich glaube nicht,“ sagte Frau Hediger, „am Morgen sind sie in der Kirche gewesen und nachher ist Karl zum Essen zu uns gekommen; wir hatten Schafbraten, und den läßt er nie im Stich!“

„Hat er nichts von Herrn Ruckstuhl gesagt, wo der hin sei?“

„Von Herrn Ruckstuhl? Ja, der sitzt mit noch Einem im scharfen Arrest, weil er einen schrecklichen Rausch trank und sich gegen die Vorgesetzten verging; es soll eine große Komödie gewesen sein.“

„Hol' ihn der Teufel!“ sagte Frymann und ging stracks hinweg. Eine halbe Stunde später sagte er zu Hediger: „Nun hockt Deine Frau bei meiner Tochter im Garten und freut sich mit ihr, daß mir ein Heiratsprojekt gescheitert ist.“

„Warum jagst Du sie nicht fort? Warum hast Du sie nicht angeschnurrt?“

„Wie kann ich, da wir in alter Freundschaft stehen? Siehst Du, so verwirren uns diese verdammten Geschichten jetzt schon die Verhältnisse! Darum festgeblieben! Nichts von Schwäherschaft!“

„Nichts von Gegenschwäher!“ bekräftigte Hediger und schüttelte seinem Freunde die Hand.

Der Juli und das Schützenfest von 1849 standen nun vor der Thüre, es dauerte kaum noch vierzehn Tage bis dahin. Die sieben Männer hielten wieder eine Sitzung; denn Becher und Fahne waren

fertig und wurden vorgezeigt und für recht befunden. Die Fahne ragte in der Stube aufgepflanzt und in ihrem Schatten erhob sich nun die schwierigste Verhandlung, welche die Aufrechten je bewegt. Denn plötzlich stellte sich die Wahrheit heraus, daß zu einer Fahne ein Sprecher gehöre, wenn man mit derselben aufziehen wolle, und die Wahl dieses Sprechers war es, die das siebenbemannte Schifflein fast hätte stranden lassen. Dreimal wurde die ganze Mannschaft durchgewählt, und dreimal lehnte sie es der Reihe nach des entschiedensten ab. Alle waren erbost, daß keiner sich unterziehen wollte, und jeder war erzürnt, daß man gerade ihm die Last aufbürdete und das Unerhörte zumutete. So eifrig sich andere herbeidrängen, wo es gilt, das Maul aufzusperren und sich hören zu lassen, so scheu wichen diese vor der Gelegenheit zurück, öffentlich zu reden, und jeder berief sich auf sein Ungeschick und darauf, daß er es noch nie in seinem Leben gethan und weder thue noch thun werde. Denn sie hielten noch das Reden für eine ehrwürdige Kunst, die ebensoviel Talent als Studium verlange, und sie hegten noch eine rückhaltlose und ehrliche Achtung vor guten Rednern, die sie zu rühren wußten, und nahmen alles für ausgemacht und heilig, was ein solcher sagte. Sie unterschieden diese Redner scharf von sich selbst und legten sich dabei das Verdienst des aufmerksamen Zuhörens, der gewissenhaften Erwägung, Zustimmung oder Verwerfung bei, welches ihnen eine hinlänglich rühmliche Aufgabe schien.

Als nun auf dem Wege der Abstimmung kein Sprecher erhältlich war, entstand ein Tumult und allgemeiner Lärm, in welchem jeder den andern zu überzeugen suchte, daß er sich opfern müsse. Besonders hatten sie es auf Hediger und Frymann abgesehen und drangen auf sie ein. Die wehrten sich aber gewaltig und schoben es einer auf den andern, bis Frymann Stille gebot und sagte: „Ihr Mannen! wir haben eine Gedankenlosigkeit begangen und müssen nun einsehen, daß wir am Ende unsere Fahne lieber zu Hause lassen, und so wollen wir uns kurz dazu entschließen und ohne alles Aufsehen das Fest besuchen!"

Eine große Niedergeschlagenheit folgte diesen Worten. „Er hat Recht," sagte Kuser, der Silberschmied. „Es wird uns nichts Anderes übrig bleiben," Syfrig, der Pflugmacher. Doch Bürgi

rief: „Es geht nicht! Schon kennt man unser Vorhaben und daß die Fahne gemacht ist. Wenn wir's unterlassen, so giebt es eine Kalendergeschichte."

„Das ist auch wahr," bemerkte Erismann, der Wirt, „und die Zöpfe, unsere alten Widersacher, werden den Spaß handlich genug ausbeuten."

Ein Schrecken durchrieselte die alten Gebeine bei dieser Vorstellung, und die Gesellschaft drang aufs neue in die beiden begabtesten Mitglieder; die wehrten sich abermals und drohten am Ende sich zurückzuziehen.

„Ich bin ein schlichter Zimmermann und werde mich niemals dem Gespötte aussetzen!" rief Frymann, wogegen Hediger einwarf: „Wie soll erst ich armer Schneider es thun? Ich würde Euch alle lächerlich machen und mir selbst schaden ohne allen Zweck. Ich schlage vor, daß einer von den Wirten angehalten werden soll, die sind noch am meisten an die Menge gewöhnt!"

Die verwahrten sich aber aufs heftigste und Pfister schlug den Schreiner vor, der ein Spaßvogel sei. „Was Spaßvogel?" schrie Bürgi, „ist das etwa ein Spaß, einen eidgenössischen Festpräsidenten anzureden vor tausend Menschen?" — Ein allgemeiner Seufzer beantwortete diesen Ausspruch, der das Schwierige der Aufgabe aufs neue vor die Augen stellte.

Es entstand nun allmählich ein Hinaus- und Hineinlaufen und ein Gemunkel in den Ecken. Frymann und Hediger blieben allein am Tische sitzen und sahen finster drein, denn sie merkten, daß es ihnen am Ende doch wieder an den Kragen ging. Endlich, als alle wieder beisammen waren, trat Bürgi vor jene hin und sprach: „Ihr zwee Mannen, Chäpper und Daniel! Ihr habt beide so oft zu unserer Zufriedenheit unter uns gesprochen, daß jeder von Euch, wenn er nur will, recht gut eine kurze, öffentliche Anrede halten kann. Es ist der Beschluß der Gesellschaft, daß Ihr unter Euch das Los zieht, und damit Basta! Ihr werdet Euch der Mehrheit fügen zwei gegen fünf!"

Ein neuer Lärm bekräftigte diese Worte; die Angeredeten sahen sich an und fügten sich kleinmütig endlich dem Beschlusse, aber nicht ohne die Hoffnung eines jeden, daß das bittere Los dem andern

zufallen werde. Es fiel auf Frymann, welcher zum ersten Male mit schwerem Herzen die Versammlung der Freiheitsliebenden verließ, während Hediger sich entzückt die Hände rieb; so rücksichtslos macht die Selbstsucht die ältesten Freunde.

Frymanns Freude auf das Fest war ihm nun dahingenommen und seine Tage verdunkelten sich. Jeden Augenblick dachte er an die Rede, ohne daß sich der mindeste Gedanke gestalten wollte, weil er ihn weit in der Ferne herumsuchte, anstatt das Nächste zu ergreifen und zu thun, als ob er nur bei seinen Freunden wäre. Die Worte, welche er unter diesen zu sprechen pflegte, erschienen ihm als Geschwätz, und er grübelte nach etwas Absonderlichem und Hochtrabendem herum, nach einem politischen Manifest, und zwar nicht aus Eitelkeit, sondern aus bitterem Pflichtgefühl. Endlich fing er an, ein Blatt Papier zu beschreiben, nicht ohne viele Unterbrechungen, Seufzer und Flüche. Er brachte mit sauerer Mühe zwei Seiten zustande, obgleich er nur wenige Zeilen hatte abfassen wollen; denn er konnte den Schluß nicht finden, und die vertrackten Phrasen hingen sich aneinander wie harzige Kletten und wollten den Schreiber nicht aus ihrem zähen Wirrsal entlassen.

Das zusammengefaltete Papierchen in der Westentasche, ging er bekümmert seinen Geschäften nach, stand zuweilen hinter einem Schuppen, las es wieder und schüttelte den Kopf. Zuletzt anvertraute er sich seiner Tochter und trug ihr den Entwurf vor, um die Wirkung zu beobachten. Die Rede war eine Anhäufung von Donnerworten gegen Jesuiten und Aristokraten, und dazwischen waren die Ausdrücke Freiheit, Menschenrecht, Knechtschaft und Verdummung u. dgl. reichlich gespickt, kurz es war eine bittere und geschraubte Kriegserklärung, in welcher von den Alten und ihrem Fähnlein keine Rede war, und dazu verworren und ungeschickt gegeben, während er sonst mündlich wohlgesetzt und richtig zu sprechen verstand.

Hermine sagte, die Rede sei sehr kräftig, doch scheine ihr dieselbe etwas verspätet, da die Jesuiten und Aristokraten für einmal besiegt seien, und sie glaube, eine heitere und vergnügte Kundgebung wäre besser angebracht, da man zufrieden und glücklich sei.

Frymann stutzte etwas, und obgleich die Schärfe der Leidenschaft in ihm, als einem Alten, noch stark genug war, so sagte er

doch, sich an der Nase zupfend: „Du magst recht haben, verstehst es aber doch nicht ganz. Man muß kräftig auftreten in der Oeffentlichkeit und tüchtig auffsetzen, sozusagen wie die Theatermaler, deren Arbeit in der Nähe ein grobes Geschmier ist. Dennoch läßt sich vielleicht hie und da etwas mildern.“

„Das wird gut sein,“ fuhr Hermine fort, „da so viele „also“ vorkommen. Zeig' einmal! Siehst Du, fast jede zweite Zeile steht einmal also.“

„Hier steckt eben der Teufel!“ rief er, nahm ihr das Papier aus der Hand und zerriß es in hundert Stücke. „Fertig!“ sagte er, „es geht nicht, ich will nicht der Narr sein!“ Doch Hermine riet ihm nun, überhaupt gar nichts zu schreiben, es darauf ankommen zu lassen und erst eine Stunde vor dem Aufzug einen Gedanken zu fassen und denselben dann frisch von der Leber weg auszusprechen, wie wenn er zu Hause wäre. „Das wird das beste sein,“ erwiderte er, „wenn's dann fehlt, so habe ich wenigstens keine falschen Ansprüche gemacht!“

Dennoch konnte er nicht umhin, den bewußten Gedanken schon jetzt fortwährend aufzustören und anzubohren, ohne daß er sich entwickeln wollte; er ging zerstreut und sorgenvoll herum, und Hermine beobachtete ihn mit großem Wohlgefallen.

Unversehens war die Festwoche angebrochen und in der Mitte derselben fuhren die Sieben in einem eigenen Omnibus mit vier Pferden vor Tagesanbruch nach Aarau. Die neue Fahne flatterte glänzend vom Bocke; in der grünen Seide schimmerten die Worte: „Freundschaft in der Freiheit!“ und alle die Alten waren vergnügt und lustig, spaßhaft und ernsthaft durcheinander, und nur Frymann zeigte ein gedrücktes und verdächtiges Aussehen.

Hermine befand sich schon in Aarau in einem befreundeten Hause, da ihr Vater sie für musterhaft geführte Wirtschaft dadurch zu belohnen pflegte, daß er sie an allen seinen Fahrten teilnehmen ließ; und schon mehr als einmal hatte sie als ein rosiges Hyazinthchen den fröhlichen Kreis der Alten geziert. Auch Karl war schon dort; obschon durch die Militärschule seine Zeit und seine Gelder genugsam in Anspruch genommen worden, so war er doch auf Herminens Aufforderung zu Fuß hinmarschiert und hatte merkwürdiger Weise

ganz in ihrer Nähe ein Quartier gefunden; denn sie mußten ihrer Angelegenheit obliegen und man konnte nicht wissen, ob das Fest nicht günstig zu benutzen wäre. Gelegentlich wollte er auch schießen und führte nach seinen Mitteln fünfundzwanzig Schüsse bei sich; die wollte er versenden und nicht mehr noch weniger.

Er hatte die Ankunft der sieben Aufrechten bald ausgespürt und folgte ihnen in der Entfernung, als sie mit ihrem Fähnlein enggeschlossen nach dem Festplatze zogen. Es war der besuchteste Tag der Woche, die Straßen von ab- und zuströmendem Volke im Sonntagsgewande bedeckt; große und kleine Schützenvereine zogen mit und ohne Musik daher; aber so klein war keiner, wie derjenige der sieben. Sie mußten sich durch das Gedränge winden, marschierten aber nichtsdestoweniger mit kleinen Schritten im Takt und hielten die Arme stramm mit geschlossenen Fäusten. Frymann trug die Fahne voran mit einem Gesicht, als ob er zur Hinrichtung geführt würde. Zuweilen sah er sich nach allen Seiten um, ob kein Entrinnen wäre; aber seine Gesellen, froh, daß sie nicht in seinen Schuhen gingen, ermunterten ihn und riefen ihm kraftvolle Kernworte zu. Schon näherten sie sich dem Festplatze; das knatternde Schützenfeuer tönte schon nah in die Ohren und hoch in der Luft wehte die eidgenössische Schützenfahne in sonniger Einsamkeit, und ihre Seide straffte sich bald zitternd aus nach allen vier Ecken, bald schlug sie anmutige Schnippchen über das Volk hin, bald hing sie einen Augenblick scheinheilig an der Stange nieder, kurz sie trieb alle die Kurzweil, die einer Fahne während acht langen Tagen einfallen kann; doch ihr Anblick gab dem Träger des grünen Fähnleins einen Stich ins Herz.

Karl hatte, indem er die luftige Fahne wehen sah und sie einen Augenblick betrachtete, den kleinen Zug plötzlich aus dem Gesichte verloren, und als er ihn mit den Augen suchte, konnte er ihn nirgends mehr entdecken; es war, als ob ihn die Erde verschlungen hätte. Rasch drängte er sich hin und wieder bis zum Eingange des Platzes und übersah diesen; kein grünes Fähnlein tauchte aus dem Gewühl. Er ging zurück und um schneller vorwärts zu kommen, lief er auf einem Seitenwege längs der Straße. Dort stand eine kleine Schenke, deren Inhaber einige magere Tännchen

vor die Thüre gepflanzt, einige Tische und Bänke aufgestellt und ein Stück Leinwand über das Ganze gespannt hatte, gleich einer Spinne, die ihr Netz dicht bei einem großen Honigtopfe ausbreitet, um die ein' und andere Fliege zu fangen. In diesem Häuschen sah Karl zufällig hinter dem trüben Fenster eine goldene Fahnenspitze glänzen; sofort ging er hinein und siehe da! seine lieben Alten saßen wie von einem Donnerwetter hingehagelt in der niederen Stube, kreuz und quer auf Stühlen und Bänken und hingen die Häupter, und in der Mitte stand Frymann mit der Fahne und sagte: „Punktum! Ich thu's nicht! Ich bin ein alter Mann und will mir nicht für den Rest meiner Jahre den Makel der Thorheit und einen Uebernamen aufpfeffern lassen!“

Und hiermit stellte er die Fahne mit einem kräftigen Aufstoß in eine Ecke. Keine Antwort erfolgte, bis der vergnügte Wirt kam und den unverhofften Gästen eine mächtige Weinflasche vorsetzte, obgleich im Schrecken noch niemand bestellt hatte. Da goß Hediger ein Glas voll, trat zu Frymann hin und sagte: „Alter Freund! Brudermann! da, trink einen Schluck Wein und ermanne Dich!“

Aber Frymann schüttelte den Kopf und sprach kein Wort mehr. In großer Not saßen sie, wie sie noch nie darin gesessen; alle Putsche, Contrerevolutionen und Reaktionen, die sie erlebt, waren Kinderspiel gegen diese Niederlage vor den Thoren des Paradieses.

„So kehren wir in Gottes Namen um und fahren wieder heim!“ sagte Hediger, welcher befürchtete, daß das Schicksal sich doch noch gegen ihn wenden könnte. Da trat Karl, welcher bislang unter der Thüre gestanden, vor und sagte fröhlich: „Ihr Herren, gebt mir die Fahne! Ich trage sie und spreche für Euch, ich mache mir nichts daraus!“

Erstaunt sahen alle auf, und ein Strahl der Erlösung und Freude blitzte über alle Gesichter; nur der alte Hediger sagte streng: „Du, wie kommst Du hierher? Und wie willst Du Gelbschnabel ohne Erfahrung für uns Alte reden?“

Doch rings erscholl es: „Wohlgethan! Vorwärts unentwegt! Vorwärts mit dem Jungen!“ Und Frymann selbst gab ihm die Fahne; denn eine Zentnerlast fiel ihm vom Herzen und er war froh, die alten Freunde aus der Not gerissen zu sehen, in die er sie hin-

ein geführt. Und vorwärts ging es mit erneuter Lust; Karl trug die Fahne hoch und stattlich voran, und hinten sah der Wirt betrübt nach dem entschwindenden Trugbild, das ihn einen Augenblick getäuscht hatte. Nur Hediger war jetzt finster und mutlos, da er nicht zweifelte, sein Sohn werde sie doppelt tief ins Wasser führen. Doch sie hatten schon den Platz betreten; eben zogen die Graubündner ab, ein langer Zug brauner Männer, und an ihnen vorbei und nach dem Klange ihrer Musik marschierten die Alten so taktfest als je durch das Volk. Nochmals mußten sie auf der Stelle marschieren, wie der technische Ausdruck sagt, wenn man auf demselben Flecke die Bewegung des Marsches fortmacht, da drei glückliche Schützen, welche Becher gewonnen hatten, mit Trompetern und Anhang ihren Weg kreuzten; doch das alles, verbunden mit dem heftigen Schießen, erhöhte nur ihre feierliche Berauschung, und endlich entblößten sie ihre Häupter angesichts des Gabentempels, der mit seinen Schätzen schimmerte und auf dessen Zinnen eine dichte Menge Fahnen flatterte in den Farben der Kantone, der Städte, Landschaften und Gemeinden. In ihrem Schatten standen einige schwarze Herren und einer davon hielt den gefüllten Silberpokal in der Hand, die Angekommenen zu empfangen.

Die sieben alten Köpfe schwammen wie eine von der Sonne beschienene Eisscholle im dunklen Volksmeere, ihre weißen Härlein zitterten in der lieblichen Ostluft und weheten nach der gleichen Richtung, wie hoch oben die rot und weiße Fahne. Sie fielen wegen ihrer kleinen Zahl und wegen ihres Alters allgemein auf, man lächelte nicht ohne Achtung und alles war aufmerksam, als der jugendliche Fähndrich nun vortrat und frisch und vernehmlich diese Anrede hielt:

„Liebe Eidgenossen!

„Wir sind da unser acht Mannli mit einem Fahnli gekommen, sieben Grauköpfe mit einem jungen Fähndrich! Wie Ihr seht, trägt jeder seine Büchse, ohne daß wir den Anspruch erheben, absonderliche Schützen zu sein; zwar fehlt keiner die Scheibe, manchmal trifft auch einer das Schwarze; wenn aber einer von uns einen Centrumschuß thun sollte, so könnt Ihr darauf schwören, daß es nicht mit Fleiß geschehen ist. Wegen des Silbers, das wir aus Eurem Gabensaal forttragen werden, hätten wir also ruhig können zu Hause bleiben!

„Und dennoch, wenn wir auch keine ausbündigen Schützen sind, hat es uns nicht hinter dem Ofen gelitten; wir sind gekommen, nicht Gaben zu holen, sondern zu bringen: ein bescheidenes Becherlein, ein fast unbescheiden fröhliches Herz und ein neues Fahnli, das mir in der Hand zittert vor Begierde, auf Eurer Fahnenburg zu wehen. Das Fahnli nehmen wir aber wieder mit, es soll nur seine Weihe bei Euch holen! Seht, was mit goldener Schrift darauf geschrieben steht: Freundschaft in der Freiheit! Ja, es ist sozusagen die Freundschaft in Person, welche wir zum Feste führen, die Freundschaft von Vaterlandswegen, die Freundschaft aus Freiheitsliebe! Sie ist es, welche diese sieben Kahlköpfe, die hier in der Sonne schimmern, zusammengeführt hat vor dreißig, vor vierzig Jahren, und zusammengehalten durch alle Stürme, in guten und schlimmen Zeiten! Es ist ein Verein, der keinen Namen hat, keinen Präsidenten und keine Statuten; seine Mitglieder haben weder Titel noch Aemter, es ist ungezeichnetes Stammholz aus dem Waldesdickicht der Nation, das jetzt für einen Augenblick vor den Wald heraustritt an die Sonne des Vaterlandstages, um gleich wieder zurückzutreten und mit zu rauschen und zu brausen mit den tausend andern Kronen in der heimeligen Waldnacht des Volkes, wo nur wenige sich kennen und nennen können und doch alle vertraut und bekannt sind.

„Schaut sie an, diese alten Sünder! Sämtlich stehen sie nicht im Geruche besonderer Heiligkeit! Spärlich sieht man einen von ihnen in der Kirche! Auf geistliche Dinge sind sie nicht wohl zu sprechen! aber ich kann Euch, liebe Eidgenossen! hier unter freiem Himmel etwas Seltsames anvertrauen: so oft das Vaterland in Gefahr ist, fangen sie ganz sachte an, an Gott zu glauben; erst jeder leis für sich, dann immer lauter, bis sich einer dem andern verrät und sie dann zusammen eine wunderliche Theologie treiben, deren erster und einziger Hauptsatz lautet: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott! Auch an Freudentagen, wie der heutige, wo viel Volk beisammen ist und es lacht ein recht blauer Himmel darüber, verfallen sie wiederum in diese theologischen Gedanken und sie bilden sich dann ein, der liebe Gott habe das Schweizerpanier herausgehängt am hohen Himmel und das schöne Wetter extra für uns gemacht! In beiden Fällen, in der Stunde der Gefahr und in der Stunde der

Freude sind sie dann plötzlich zufrieden mit den Anfangsworten unserer Bundesverfassung: Im Namen Gottes des Allmächtigen! und eine so sanftmütige Duldsamkeit beseelt sie dann, so widerhaarig sie sonst sind, daß sie nicht einmal fragen, ob der katholische oder der reformierte Herr der Heerscharen gemeint sei!

„Kurz, ein Kind, welchem man eine kleine Arche Noe geschenkt hat, angefüllt mit bunten Tierchen, Männlein und Weiblein, kann nicht vergnügter darüber sein, als sie über das liebe Vaterländchen sind mit den tausend guten Dingen darin vom bemoosten alten Hecht auf dem Grunde seiner Seen bis zum wilden Vogel, der um seine Eisfirnen flattert. Ei! was wimmelt da für verschiedenes Volk im engen Raume, mannigfaltig in seiner Hantierung, in Sitten und Gebräuchen, in Tracht und Aussprache! Welche Schlauköpfe und welche Mondkälber laufen da nicht herum, welches Edelgewächs und welch' Unkraut blüht da lustig durcheinander, und alles ist gut und herrlich und ans Herz gewachsen; denn es ist im Vaterland!

„So werden sie nun zu Philosophen, den Wert der irdischen Dinge betrachtend und erwägend; aber sie können über die wunderbare Thatsache des Vaterlandes nicht hinauskommen. Zwar sind sie in ihrer Jugend auch gereist und haben vieler Herren Länder gesehen, nicht voll Hochmut, sondern jedes Land ehrend, in dem sie rechte Leute fanden; doch ihr Wahlspruch blieb immer: Achte jedes Mannes Vaterland, aber das deinige liebe!

„Wie zierlich und reich ist es aber auch gebaut! Je näher man es ansieht, desto reicher ist es gewoben und geflochten, schön und dauerhaft, eine preiswürdige Handarbeit!

„Wie kurzweilig ist es, daß es nicht einen eintönigen Schlag Schweizer, sondern daß es Zürcher und Berner, Unterwaldner und Neuenburger, Graubündner und Basler giebt, und sogar zweierlei Basler! daß es eine Appenzeller Geschichte giebt und eine Genfer Geschichte; diese Mannigfaltigkeit in der Einheit, welche Gott uns erhalten möge, ist die rechte Schule der Freundschaft, und erst da, wo die politische Zusammengehörigkeit zur persönlichen Freundschaft eines ganzen Volkes wird, da ist das Höchste gewonnen; denn was der Bürgersinn nicht ausrichten sollte, das wird die Freundesliebe vermögen und beide werden zu einer Tugend werden!

„Diese Alten hier haben ihre Jahre in Arbeit und Mühe hingebracht; sie fangen an, die Hinfälligkeit des Fleisches zu empfinden, den einen zwickt es hier, den andern dort. Aber sie reisen, wenn der Sommer gekommen ist, nicht ins Bad, sie reisen zum Feste. Der eidgenössische Festwein ist der Gesundbrunnen, der ihr Herz erfrischt; das sommerliche Bundesleben ist die Luft, die ihre alten Nerven stärkt, der Wellenschlag eines frohen Volkes ist das Seebad, welches ihre steifen Glieder wieder lebendig macht. Ihr werdet ihre weißen Köpfe alsobald untertauchen sehen in dieses Bad! So gebt uns nun, liebe Eidgenossen, den Ehrentrunk! Es lebe die Freundschaft im Vaterlande! Es lebe die Freundschaft in der Freiheit!“

„Sie lebe hoch! Bravo!“ schallte es in der Runde und der Empfangsredner erwiderte die Ansprache und begrüßte die eigentümliche und sprechende Erscheinung der Alten. „Ja,“ schloß er, „mögen unsere Feste nie etwas Schlechteres werden, als eine Sittenschule für die Jungen, der Lohn eines reinen öffentlichen Gewissens und erfüllter Bürgertreue und ein Vergnügungsbad für die Alten! Mögen sie eine Feier bleiben unverbrüchlicher und lebendiger Freundschaft im Lande von Gau zu Gau und von Mann zu Mann! Euer, wie Ihr ihn nennt, namen- und statutenlose Verein, ehrwürdige Männer, lebe hoch!“

Abermals wurde das Lebehoch ringsum wiederholt und unter allgemeinem Beifall das Fähnchen zu den übrigen auf die Zinne gesteckt. Hierauf schwenkte das Trüppchen der Sieben ab und stracks nach der großen Festhütte, um dort sich durch ein gutes Frühstück zu erholen, und kaum waren sie angelangt, so schüttelten alle ihrem Redner die Hand und riefen: „Wie aus unserm Herzen gesprochen! Hediger, Chäppermann! das ist gutes Holz an Deinem Buben, der wird gut, laß ihn nur machen! Grad wie wir, nur gescheiter, wir sind alte Esel; aber unentwegt geblieben, nur fest, Karl!“ u. s. f.

Frymann aber war ganz verblüfft; der Junge hatte gerade gesagt, was ihm selbst hätte einfallen sollen, statt sich mit den Jesuiten herumzuschlagen. Auch er gab Karl freundschaftlich die Hand und dankte ihm für die Hülfe in der Not. Zuletzt trat der alte Hediger zu seinem Sohne, nahm ebenfalls seine Hand, richtete scharf und fest sein Auge auf ihn und sagte:

„Sohn! Eine schöne, aber gefährliche Gabe hast Du verraten! Pflege sie, baue sie, mit Treue, mit Pflichtgefühl, mit Bescheidenheit! Nie leihe sie dem Unechten und Ungerechten, dem Eiteln und dem Nichtigen; denn sie kann wie ein Schwert werden in Deiner Hand, das sich gegen Dich selbst kehrt oder gegen das Gute, wie gegen das Schlechte! sie kann auch eine bloße Narrenpritsche werden. Darum gradaus gesehen, bescheiden, lernbegierig, aber fest, unentwegt! Wie Du uns heute Ehre gemacht hast, so denke stets daran, Deinen Mitbürgern, Deinem Vaterlande Ehre zu machen, Freude zu machen; an dies denke, und Du wirst am sichersten vor falscher Ehrsucht bewahrt bleiben! Unentwegt! Glaube nicht immer sprechen zu müssen, laß manche Gelegenheit vorbeigehen und sprich nie um Deinetwillen, sondern immer einer erheblichen Sache wegen! Studiere die Menschen, nicht um sie zu überlisten und auszubeuten, sondern um das Gute in ihnen aufzuwecken und in Bewegung zu setzen und glaube mir: viele, die Dir zuhören, werden oft besser und klüger sein, als Du, der da spricht. Wirke nie mit Trugschlüssen und kleinlichen Spitzfindigkeiten, mit denen man nur die Spreuer bewegt; den Kern des Volkes rührst Du nur mit der vollen Wucht der Wahrheit um. Darum buhle nicht um den Beifall der Lärmenden und Unruhigen, sondern sieh auf die Gelassenen und Festen, unentwegt!"

Kaum hatte er diese Rede geendigt und Karls Hand losgelassen, so ergriff sie schnell Frymann und sagte:

„Gleichmäßig bilde Deine Kenntnisse aus und bereichere Deine Grundlagen, daß Du nicht in leere Worte verfallest! Nach diesem ersten Anlaufe laß nun eine geraume Zeit verstreichen, ohne an dergleichen zu denken! Wenn Du einen glücklichen Gedanken hast, so sprich nicht, nur um diesen anzubringen, sondern lege ihn zurück; die Gelegenheit kommt immer wieder, wo Du ihn reifer und besser verwenden kannst. Nimmt Dir aber ein anderer diesen Gedanken vorweg, so freue Dich darüber, statt Dich zu ärgern, denn es ist ein Beweis, daß Du das Allgemeine gefühlt und gedacht hast. Bilde Deinen Geist und überwache Deine Gemütsart und studiere an andern Rednern den Unterschied zwischen einem bloßen Maulhelden und zwischen einem wahrhaftigen und gemütreichen Manne! Reise nicht im Land herum und laufe nicht auf allen Gassen, sondern

gewöhne Dich, von der Veste Deines Hauses aus und inmitten bewährter Freunde den Weltlauf zu verstehen; dann wirst Du mit mehr Weisheit zur Zeit des Handelns auftreten, als die Jagdhunde und Landläufer. Wenn Du sprichst, so sprich weder wie ein witziger Hausknecht, noch wie ein tragischer Schauspieler, sondern halte Dein gutes natürliches Wesen rein und dann sprich immer aus diesem heraus. Ziere Dich nicht, wirf Dich nicht in Positur, blick, bevor Du beginnst, nicht herum wie ein Feldmarschall oder gar die Versammlung belauernd! Sag' nicht, Du seist nicht vorbereitet, wenn Du es bist; denn man wird Deine Weise kennen und es sogleich merken! und wenn Du gesprochen hast, so geh' nicht herum, Beifall einzusammeln, strahle nicht von Selbstzufriedenheit, sondern setze Dich still an Deinen Platz und horche aufmerksam dem folgenden Redner. Die Grobheit spare wie Gold, damit, wenn Du sie in gerechter Entrüstung einmal hervorkehrst, es ein Ereignis sei und den Gegner wie ein unvorhergesehener Blitzstrahl treffe! Wenn Du aber denkst, je wieder mit einem Gegner zusammen zu gehen und gemeinsam mit ihm zu wirken, so hüte Dich davor, ihm im Zorne das Aeußerste zu sagen, damit das Volk nicht rufe: Pack schlägt sich, Pack verträgt sich!"

Also sprach Frymann, und der arme Karl saß ob all' den Reden erstaunt und verdonnert und wußte nicht, sollte er lachen oder sich aufblasen. Aber Syfrig der Schmied rief:

„Da seht nun diese Zwei, die nicht für uns sprechen wollten und nun wieder reden, wie die Bücher!"

„So ist es!" sagte Bürgi, „aber wir haben dadurch neuen Zuwachs bekommen, einen kräftigen jungen Sprößling getrieben! Ich beantrage, daß der Junge in unsern Kreis der Alten aufgenommen werde und fortan unsern Sitzungen beiwohne!"

„Also sei es!" riefen alle und stießen mit Karl an; der leerte etwas unbesonnen sein volles Glas, was ihm jedoch die Alten in Betracht der aufgeregten Stunde hingehen ließen, ohne zu murren.

Nachdem die Gesellschaft sich durch das Frühstück hinlänglich von ihrem Abenteuer erholt, zerstreute sie sich. Die einen gingen, ein paar Schüsse zu probieren, die andern den Gabensaal und die übrigen Einrichtungen zu besehen, und Frymann ging, seine Tochter und die Frauen zu holen, bei denen sie zu Gast war; denn zum

Mittagessen wollten sich alle wieder an dem Tische finden, der ziemlich in der Mitte der Halle und im Bereich der Tribüne gelegen war. Sie merkten sich die Nummer und gingen höchst wohlgemut und aller Sorgen ledig auseinander.

Genau um zwölf Uhr saß die Tischgesellschaft von einigen tausend Köpfen, welche jeden Tag andere waren, am gedeckten Tische. Landleute und Städter, Männer und Weiber, Alte und Junge, Gelehrte und Ungelehrte, alle saßen fröhlich durcheinander und harrten auf die Suppe, indem sie die Flaschen entkorkten und das Brot anschnitten. Nirgends blickte ein hämisches Gesicht, nirgends ließ sich ein Aufschrei oder ein kreischendes Gelächter hören, sondern nur gleichmäßig verbreitet das hundertfach verstärkte Gesumme einer frohen Hochzeit, der gemäßigte Wellenschlag einer in sich vergnügten See. Hier ein langer Tisch voll Schützen, dort eine blühende Doppelreihe von Landmädchen, am dritten Tisch eine Zusammenkunft sogenannter alter Häuser aus allen Teilen des Landes, die das Examen endlich überstanden hatten, und am vierten ein ganzes ausgewandertes Städtlein, Männer und Frauen durcheinander. Doch diese sitzenden Heerscharen bildeten nur die Hälfte der Versammlung; ein ununterbrochener Menschenzug, ebenso zahlreich, strömte als Zuschauer durch die Gänge und Zwischenräume und umkränzte, ewig wandelnd, die Essenden. Es waren, Gott sei Preis und Dank, die Vorsichtigen und Sparsamen, die sich die Sache berechnet und anderswo für noch weniger Geld gesättigt hatten, die Nationalhälfte, welche alles billiger und enthaltsamer bewerkstelligt, während die andere so schrecklich über die Schnur haut; ferner die Allzuvornehmen, die der Küche nicht trauten und denen die Gabeln zu schlecht waren, und endlich die Armen und die Kinder, welche unfreiwillig zuschauten. Aber jene machten keine schlechten Bemerkungen und diese zeigten weder zerrissene Kleider noch böse Blicke; sondern die Vorsichtigen freuten sich über die Unvorsichtigen, der Vornehmling, welchem die Schüsseln voll grüner Erbsen im Juli zu lächerlich waren, ging ebenso wohlgesinnt einher, wie der Arme, dem sie verführerisch in die Nase dufteten. Hie und da freilich zeigte sich ein sträflicher Eigennutz, indem es etwa einem filzigen Bäuerlein gelang, unbesehens einen verlassenen Platz einzunehmen und frischweg mit zu

essen, ohne bezahlt zu haben; und was noch schlimmer war für ordnungsliebende Augen, es entstand deswegen nicht einmal ein Wortwechsel und ein Hinauswerfen.

Der oberste Festwirt stand vor dem weiten Küchenthor und blies auf einem Jägerhörnchen das Zeichen zum Auftragen eines Gerichtes, worauf eine Compagnie Aufwärter hervorbrach und sich mit künstlich eingeübter Schwenkung rechts, links und geradeaus zerstreute. Einer derselben fand seinen Weg zu dem Tische, an welchem die Aufrechten und Festen saßen, unter ihnen Karl, Hermine und ihre Freundinnen, Basen oder was sie sein mochten. Die Alten horchten eben eifrig auf einen Hauptredner, der die Tribüne bestiegen, nachdem der Tambour einen kräftigen Wirbel geschlagen. Ernst und gesammelt saßen sie, mit weggelegter Gabel, steif und aufrecht, alle sieben Köpfe nach der Tribüne gewendet. Aber sie erröteten, wie junge Mädchen und sahen einander an, als der Redner mit einer Wendung aus Karls Rede begann, die Erscheinung der sieben Greise erzählte und hieran seine eigene Rede knüpfte und ausführte. Nur Karl hörte nichts, denn er scherzte leise mit den Frauen, bis ihn sein Vater anstieß und seine Mißbilligung ausdrückte. Als der Redner unter großem Beifall geendigt, sahen sich die Alten abermals an; sie hatten schon vielen Versammlungen beigewohnt, aber zum ersten Mal waren sie selbst der Gegenstand einer Rede geworden, und sie wagten nicht, sich umzuschauen, so verschämt waren sie, wenn auch überglücklich. Aber wie es der Weltlauf ist, ihre Nachbaren ringsum kannten sie nicht und ahnten nicht, was sich für Propheten in ihrer Nähe befanden, und so wurde ihre Bescheidenheit nicht beleidigt. Um so zufriedener drückten sie einander die Hände, nachdem sie jeder sachte für sich gerieben, und ihre Augen sagten: Nur unentwegt! Das ist der süße Lohn für Tugend und andauernde Vortrefflichkeit!

Worauf Kuser rief: „Nun, diesen Spaß haben wir unserm Meister Karl zu verdanken! Ich glaube doch, wir werden ihm schließlich Bürgis Himmelbett zusprechen. Was meinst Du, Daniel Frymann?“ „Ich fürchte auch,“ sagte Pfister, „daß er mir mein Schweizerblut abkaufen muß und seine Wette verliert.“

Doch Frymann runzelte plötzlich die Stirn und sprach: „Ein gutes Mundwerk wird nicht gleich mit einem Weibe bezahlt! Wenigstens

in meinem Hause gehört noch eine gute Hand dazu! Laßt uns, Ihr Freunde, den Scherz nicht auf ungehörige Dinge ausdehnen!“

Karl und Hermine waren rot geworden und schauten verlegen in das Volk hinaus. Da ertönte der Kanonenschuß, der den Wiederbeginn des Schießens verkündigte und auf den eine lange Reihe von Schützen, die Büchse in der Hand, gewartet hatte. Augenblicklich knallte es wieder auf der ganzen Linie; Karl erhob sich vom Tische, sagte, nun wolle er sein Glück auch versuchen, und begab sich nach dem Schießstande. „Und ich will ihm wenigstens zusehen, wenn ich ihn auch nicht bekommen soll!“ rief Hermine scherzend und ging ihm nach, begleitet von den Freundinnen.

Doch geschah es, daß die Frauenzimmer sich in der Menge aus den Augen gerieten und Hermine zuletzt mit Karl allein blieb und getreulich mit ihm zog von Scheibe zu Scheibe. Er begann am äußersten Ende, wo kein Gedränge war, und schoß ohne sonderlichen Ernst zwei oder drei Treffer gleich hintereinander. Nach Herminen sich umwendend, die hinter ihm stand, sagte er lachend: „Ei das geht ja gut!“ Sie lachte auch, aber nur mit den Augen, mit dem Munde sagte sie ernsthaft: „Du mußt einen Becher gewinnen.“ „Das geht nicht,“ antwortete Karl, „um fünfundzwanzig Nummern zu schießen, müßte ich wenigstens fünfzig Schüsse thun, und ich habe gerade nur fünfundzwanzig bei mir.“ „Ei,“ sagte sie, „es giebt ja genug Pulver und Blei hier zu kaufen!“

„Das will ich aber nicht, da käme mir der Becher mit dem Schußgeld teuer zu stehen! Manche verpuffen allerdings mehr Geld, als der Gewinn beträgt, aber ein solcher Narr bin ich nicht.“

„Du bist ja hübsch grundsätzlich und haushälterisch,“ sagte sie beinahe zärtlich, „das gefällt mir! Aber das ist erst recht gut, wenn man mit wenigem so viel ausrichtet, wie andere mit ihren weitläufigen Anstalten und ihren schrecklichen Anstrengungen! Darum nimm Dich zusammen und mach es mit den fünfundzwanzig Kugeln! Wenn ich ein Schütze wäre, so wollt' ich es schon zwingen!“

„Nie, es kommt gar nicht vor, Du Närrin!“

„Drum seid Ihr eben Sonntagsschützen! Aber so fange nur endlich wieder an und probier's!“

Er that einen weiteren Schuß und hatte wieder eine Nummer

und dann noch eine. Wieder sah er Herminen an, und sie lachte noch mehr mit den Augen und sagte noch ernsthafter: „Siehst Du? Es geht doch, jetzt fahre fort.“ — Unverwandt sah er sie an und konnte den Blick kaum wegwenden, denn noch nie hatte er ihre Augen so gesehen; es glühte etwas Herbes und Tyrannisches mitten in der lachenden Süßigkeit ihres Blickes, zwei Geister sprachen beredt aus seinem Glanze: der befehlende Wille, aber mit ihm verschmolzen die Verheißung des Lohnes und aus der Verschmelzung entstand ein neues geheimnisvolles Wesen. „Thu mir den Willen, ich habe Dir mehr zu geben, als Du ahnst!“ sagten diese Augen, und Karl schaute fragend und neugierig hinein, bis sie sich verstanden mitten im Geräusch und Gebrause des Festes. Als er seine Augen in diesem Glanze gesättigt, wandte er sich wieder, zielte ruhig und traf abermals. Jetzt fing es ihm selbst an möglich zu scheinen; doch weil sich Leute um ihn zu sammeln begannen, ging er weg und suchte einen ruhigeren und einsameren Stand, und Hermine folgte ihm. Dort schoß er wiederum einige Treffer, ohne einen Schuß vergeblich zu thun; und so fing er an, die Kugeln bedächtig wie Goldstücke zu behandeln, und jede begleitete Hermine mit geizigen leuchtenden Blicken, eh sie im Laufe verschwand; Karl aber, eh er zielte, ohne Hast noch Unruhe, schaute jedesmal dem schönen Wesen ins Gesicht. So oft sein Glück auffiel und die Leute sich um ihn sammelten, ging er weiter vor eine andere Scheibe; auch steckte er die erhaltenen Zettel nicht auf den Hut, sondern gab sie seiner Begleiterin zum Aufbewahren; die hielt das ganze Büschel und nie hatte ein Schütz einen schöneren Nummernhalter besessen. So erfüllte er in der That ihren Wunsch und brachte nach und nach die fünfundzwanzig Schüsse so glücklich an, daß nicht einer außerhalb des vorgeschriebenen Kreises einschlug.

Sie überzählten die Karten und fanden das seltene Glück bestätigt. „Das habe ich Ein Mal gekonnt und werde es in meinem Leben nie wieder machen!“ sagte Karl; „item, das hast Du mit Deinen Augen bewirkt. Es nimmt mich nur wunder, was Du noch alles damit durchzusetzen gedenkst!“

„Das mußt Du abwarten,“ erwiderte sie und lachte jetzt auch mit dem Munde. „Geh jetzt zu den Alten,“ sagte er, „und bitte sie,

sie möchten mich aus dem Gabensaal abholen, damit ich ein Geleit habe, da sonst niemand bei mir ist, oder willst Du mit mir marschieren?" „Ich hätte fast Lust," sagte sie, ging aber doch eilig davon.

Die Alten saßen in tiefen und fröhlichen Gesprächen; das Volk in der Hütte hatte sich zum größten Teil verändert; sie aber hielten fest an ihrem Tische und ließen das Leben um sich wogen. Lachend trat Hermine zu ihnen und rief: „Ihr sollt den Karl abholen, er hat einen Becher!"

„Wie, was?" riefen sie und brachen in Jubel aus; „so treibt er's?" „Ja," sagte ein Bekannter, der eben herzutrat, „und zwar hat er den Becher mit fünfundzwanzig Schüssen gewonnen, das kommt nicht alle Tage vor! Ich habe das Pärchen beobachtet, wie sie's miteinander gemacht haben!" Meister Frymann sah erstaunt auf seine Tochter: „Hast Du etwa auch geschossen? Ich will nicht hoffen; denn dergleichen Schützinnen nehmen sich gut aus so im ganzen, aber nicht im besonderen."

„Sei nur zufrieden," sagte Hermine, „ich habe nicht geschossen, sondern nur ihm befohlen, „daß er gut schießen soll." Hediger aber erbleichte vor Verwunderung und Genugthuung, daß er einen Sohn haben sollte, redebegabt und berühmt in den Waffen, der mit Handlungen und Thaten aus seiner verborgenen Schneiderwohnung hervorträte. Er zog die Pfeifen ein und dachte, da wolle er nichts mehr bevormunden. Doch die Greise brachen nun auf nach dem Gabentempel, wo sie richtig den jungen Helden schon mit dem glänzenden Becher in der Hand und mit den Trompetern auf sie harrend antrafen. Also zogen sie mit ihm nach der Weise eines muntern Marsches in die Hütte, um den Becher zu „verschwellen", wie man zu sagen pflegt, abermals mit festen kurzen Schrittchen und geballten Fäusten, triumphierend in die Runde blickend. An ihrem Hauptquartier wieder angekommen, füllte Karl den Becher, setzte ihn mitten auf den Tisch und sagte: „Hiemit widme ich diesen Becher der Gesellschaft, damit er stets bei ihrer Fahne bleibe!"

„Angenommen!" hieß es; der Becher begann zu kreisen und eine neue Lustbarkeit verjüngte die Alten, welche nun schon seit Tagesanbruch munter waren. Die Abendsonne floß unter das unendliche Gebälk der Halle herein und vergoldete tausende von lustverklärten

Gesichtern, während die rauschenden Klänge des Orchesters die Räume erfüllten. Hermine saß im Schatten von ihres Vaters breiten Schultern so bescheiden und still, als ob sie nicht drei zählen könnte. Aber von der Sonne, welche den vor ihr stehenden Becher bestreifte, daß dessen inwendige Vergoldung samt dem Weine aufblitzte, spielten goldene Lichter über ihr rosig erglühtes Gesicht, welche sich mit dem Weine bewegten, wenn die Alten im Feuer der Rede auf den Tisch schlugen; und man wußte dann nicht, ob sie selber lächelte oder nur die spielenden Lichter. Sie war jetzt so schön, daß sie bald von den umherblickenden jungen Leuten entdeckt wurde. Fröhliche Trupps setzten sich in der Nähe fest, um sie im Auge zu behalten und es wurde gefragt: „Woher ist sie, wer ist der Alte, kennt ihn niemand?“ Es ist eine St. Gallerin, es soll eine Thurgauerin sein! hieß es da; nein, es sind alles Zürcher an jenem Tisch, hieß es dort. Wo sie hinsah, zogen die lustigen Jünglinge den Hut, um ihrer Anmut die gebührende Achtung zu erweisen, und sie lachte bescheiden, aber ohne sich zu zieren. Als jedoch ein langer Zug Bursche am Tische vorüberging und alle die Hüte zogen, da mußte sie doch die Augen niederschlagen und noch mehr, als unversehens ein hübscher Berner Student kam, die Mütze in der Hand, und mit höflichem Freimut sagte, er sei von dreißig Freunden abgesandt, die am vierten Tische von da säßen, ihr mit Erlaubnis ihres Herrn Vaters zu erklären, daß sie das feinste Mädchen in der Hütte sei. Kurz, alles machte ihr förmlich den Hof, die Segel der Alten wurden von neuem Triumphe geschwellt, und Karls Ruhm ward durch Herminen beinahe verdunkelt. Aber auch er sollte nochmals obenauf kommen.

Denn es entstand ein Geräusch und Gedränge im mittleren Gange, herrührend von zwei Sennen aus dem Entlibuch, die sich durch die Menge schoben. Es waren zwei ordentliche Bären mit kurzen Holzpfeifchen im Munde, die Sonntagsjacken unter den dicken Armen führend, kleine Strohhütchen auf den großen Köpfen und die Hemden auf der Brust mit silbernen Herzschnallen zusammengehalten. Der eine, der voranging, war ein Kloben von fünfzig Jahren und ziemlich angetrunken und ungeberdig; denn er begehrte mit allen Männern Kraftübungen anzustellen und suchte überall seine klobigen Finger einzuhaken, indem er freundlich oder auch herausfordernd mit den Aeug=

lein blinzelte. So entstand überall vor ihm her Anstoß und Verwirrung. Aber dicht hinter ihm ging der andere, ein noch derberer Gesell von achtzig Jahren mit einem Krauskopf voll kurzer gelber Löcklein, und das war der Vater des Fünfzigjährigen. Der lenkte den Herrn Sohn, ohne das Pfeifchen ausgehen zu lassen, mit eiserner Hand, indem er von Zeit zu Zeit sagte: „Büebeli, halt Ruh! Büebeli sei mir ordentlich!“ und ihm dabei die entsprechenden Rücke und Handleitungen erteilte. So steuerte er ihn mit kundiger Faust durch das empörte Meer, bis gerade vor dem Tische der Siebenmänner es eine gefährliche Stockung absetzte, da eben eine Schar Bauern daher kam, welche den Rauflustigen zur Rede stellen und in die Mitte nehmen wollten. In der Furcht, sein Büebeli werde eine große Teufelei anrichten, sah sich der Vater nach einer Zuflucht um und bemerkte die Alten. „Unter diesen Schimmelköpfen wird er ruhig sein!“ brummte er vor sich hin, faßte mit der einen Faust den Jungen im Kreuz und steuerte ihn zwischen die Bänke hinein, während er mit der andern Hand rückwärts fächelnd die nachdringenden Gereizten sanft abwehrte; denn der eine und andere war in aller Schnelligkeit bereits erheblich gezwickt worden.

„Mit Eurer Erlaubnis, ihr Herren,“ sagte der Uralte zu den Alten, „laßt mich hier ein wenig absitzen, daß ich mir dem Büebli noch ein Glas Wein gebe! Er wird mir dann schläfrig und still, wie ein Lämmlein!“

Also keilte er sich ohne weiteres mit seinem Früchtchen in die Gesellschaft hinein, und der Sohn schaute wirklich sanft und ehrerbietig umher. Doch sagte er alsobald: „Ich möchte aus dem silbernen Krüglein dort trinken!“ „Bist Du mir ruhig oder ich schlage Dich ungespitzt in den Erdboden hinein!“ sagte der Alte; als ihm aber Hediger den gefüllten Becher zuschob, sagte er: „Nu, so denn! Wenn's die Herren erlauben, so trink, aber suf mir nit alles.“

„Ihr habt da einen muntern Knaben, Manno,“ sagte Frymann, „wie alt ist er denn?“ „Ho,“ erwiderte der Alte, „er wird mir um's Neujahr herum so zweiundfünfzig werden; wenigstens hat er mir anno 1798 schon in der Wiege geschrieen, als die Franzosen kamen, mir die Küh' wegtrieben und das Hüttlein anzündeten. Weil ich aber einem Paar davon die Köpfe gegeneinander gestoßen habe,

mußte ich flüchten und das Weibli ist mir in der Zeit vor Elend gestorben. Darum muß ich mir das Burschli allein erziehen.“

„Habt Ihr ihm keine Frau gegeben, die Euch hätte helfen können?“

„Nein, bis dato ist er mir noch zu ungeschickt und wild, es thut's nicht, er schlägt alles kurz und klein!“

Inzwischen hatte der jugendliche Taugenichts den würzigen Becher ausgetrunken, ohne einen Tropfen darin zu lassen. Er stopfte sein Pfeifchen und blinzelte gar vergnügt und friedlich im Kreis umher. Da entdeckte er die Hermine und der Strahl weiblicher Schönheit, der von ihr ausging, entzündete plötzlich in seinem Herzen wieder den Ehrgeiz und die Neigung zu Kraftäußerungen. Als sein Auge zugleich auf Karl fiel, der ihm gegenüber saß, streckte er ihm einladend den gekrümmten Mittelfinger über den Tisch hin.

„Halt inn' Burschli! reit' Dich der Satan schon wieder?“ schrie der Alte ergrimmt und wollte ihn am Kragen nehmen; Karl aber sagte, er möchte ihn nur lassen und hing seinen Mittelfinger in denjenigen des jungen Bären, und jeder suchte nun den andern zu sich herüber zu ziehen. „Wenn Du mir dem Herrlein weh' thust oder ihm den Finger ausrenkst,“ sagte der Alte noch, „so nehm' ich Dich bei den Ohren, daß Du es drei Wochen spürst!“ Die beiden Hände schwebten nun eine geraume Zeit über der Mitte des Tisches; Karl vergaß bald das Lachen und wurde purpurrot im Gesicht; aber zuletzt zog er allmälig den Arm und den Oberkörper seines Gegners merklich auf seine Seite und damit war der Sieg entschieden.

Ganz verdutzt und betrübt sah ihn der Entlibucher an, fand aber nicht lange Zeit dazu; denn der über seine Niederlage nun doch erboste Uralte gab ihm eine Ohrfeige, und beschämt sah der Sohn nach Herminen; dann fing er plötzlich an zu weinen und rief schluchzend: „Und ich will jetzt einmal eine Frau haben!“ — „Komm, komm!“ sagte der Papa, „jetzt bist Du reif für's Bett!“ Er packte ihn unter dem Arm und trollte sich mit ihm davon.

Nach dem Abzug dieser wunderlichen Erscheinung trat eine Stille unter die Alten, und alle wunderten sich abermals über Karls Werke und Verrichtungen.

„Das kommt lediglich vom Turnen,“ sagte er bescheiden, „das giebt Uebung, Kraft und Vorteil zu dergleichen Dingen, und fast jeder kann sie sich aneignen, der nicht von der Natur vernachlässigt ist.“

„Es ist so!“ sagte Hediger, der Vater, nach einigem Nachdenken, und fuhr begeistert fort: „Darum preisen wir ewig und ewig die neue Zeit, die den Menschen wieder zu erziehen beginnt, daß er auch ein Mensch wird, und die nicht nur dem Junker und dem Berghirt, nein, auch dem Schneiderskind befiehlt, seine Glieder zu üben und den Leib zu veredeln, daß es sich rühren kann!“

„Es ist so!“ sagte Frymann, der ebenfalls aus einem Nachdenken erwacht war, „und auch wir haben alle mitgerungen, diese neue Zeit herbeizuführen. Und heute feiern wir, was unsere alten Köpfe betrifft, mit unserem Fähnlein den Abschluß, das „Ende Feuer!“ und überlassen den Rest den Jungen. Nun hat man aber nie von uns sagen können, daß wir starrsinnig auf Irrtum und Mißverständnis beharrt seien! Im Gegenteil, unser Bestreben ging dahin, immer dem Vernunftgemäßen, Wahren und Schönen zugänglich zu bleiben; und somit nehme ich frei und offen meinen Ausspruch inbetreff der Kinder zurück und lade Dich ein, Freund Chäpper, ein Gleiches zu thun! Denn was könnten wir zum Andenken des heutigen Tages Besseres stiften, pflanzen und gründen, als einen lebendigen Stamm, hervorgewachsen recht aus dem Schoße unserer Freundschaft, ein Haus, dessen Kinder die Grundsätze und den unentwegten Glauben der sieben Aufrechten aufbewahren und übertragen? Wohlan denn, so gebe der Bürgi sein Himmelbett her, daß wir es aufrüsten! Ich lege hinein die Anmut und weibliche Reinheit! Du die Kraft, die Entschlossenheit und Gewandtheit, und damit vorwärts, weil sie jung sind, mit dem aufgesteckten grünen Fähnlein! das soll ihnen verbleiben und sie sollen es aufbewahren, wenn wir einst aufgelöst sind! So leiste nun nicht länger Widerstand, alter Hediger, und gieb mir die Hand als Gegenschwäher!“

„Angenommen!“ sagte Hediger feierlich, „aber unter der Bedingung, daß Du dem Jungen keine Mittel zur Einfältigkeit und herzlosen Prahlerei aushingiebst! Denn der Teufel geht um und sucht, wen er verschlinge!“

„Angenommen!“ rief Frymann, und Hediger: „So grüße ich Dich denn als Gegenschwäher, und das Schweizerblut mag zur Hochzeit angezapft werden!“

Alle Sieben erhoben sich jetzt, und unter großem Hallo wurden Karls und Herminens Hände ineinander gelegt.

„Glück zu; da giebt's eine Verlobung, so muß es kommen!" riefen einige Nachbaren, und gleich kamen eine Menge Leute mit ihren Gläsern herbei, mit den Verlobten anzustoßen. Wie bestellt fiel auch die Musik ein; aber Hermine entwand sich dem Gedränge, ohne jedoch Karls Hand zu lassen, und er führte sie aus der Hütte hinaus auf den Festplatz, der bereits in nächtlicher Stille lag. Sie gingen um die Fahnenburg herum, und da niemand in der Nähe war, standen sie still. Die Fahnen wallten geschwätzig und lebendig durcheinander, aber das Freundschaftsfähnchen konnten sie nicht entdecken, da es in den Falten einer großen Nachbarin verschwand und wohl aufgehoben war. Doch oben im Sternenschein schlug die eidgenössische Fahne, immer einsam, ihre Schnippchen, und das Rauschen ihres Zeuges war jetzt deutlich zu hören. Hermine legte ihre Arme um den Hals des Bräutigams, küßte ihn freiwillig und sagte bewegt und zärtlich: „Nun muß es aber recht hergehen bei uns! Mögen wir so lange leben, als wir brav und tüchtig sind und nicht einen Tag länger!"

„Dann hoffe ich lange zu leben, denn ich habe es gut mit Dir im Sinn!" sagte Karl und küßte sie wieder; „aber wie steht es nun mit dem Regiment? Willst Du mich wirklich unter den Pantoffel kriegen?"

„So sehr ich kann! Es wird sich indessen schon ein Recht und eine Verfassung zwischen uns ausbilden, und sie wird gut sein, wie sie ist!"

„Und ich werde die Verfassung gewährleisten und bitte mir die erste Gevatterschaft aus!" ertönte unverhofft eine kräftige Baßstimme. Hermine reckte das Köpfchen und faßte Karls Hand; der trat aber näher und sah einen Wachtposten der aargauischen Scharfschützen, der im Schatten eines Pfeilers stand. Das Metall seiner Ausrüstung blinkte durch das Dunkel. Jetzt erkannten sich die jungen Männer, die neben einander Rekruten gewesen, und der Aargauer war ein stattlicher Bauernsohn. Die Verlobten setzten sich auf die Stufen zu seinen Füßen und erzählten sich was mit ihm wohl eine halbe Stunde, ehe sie zur Gesellschaft zurückkehrten.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.







